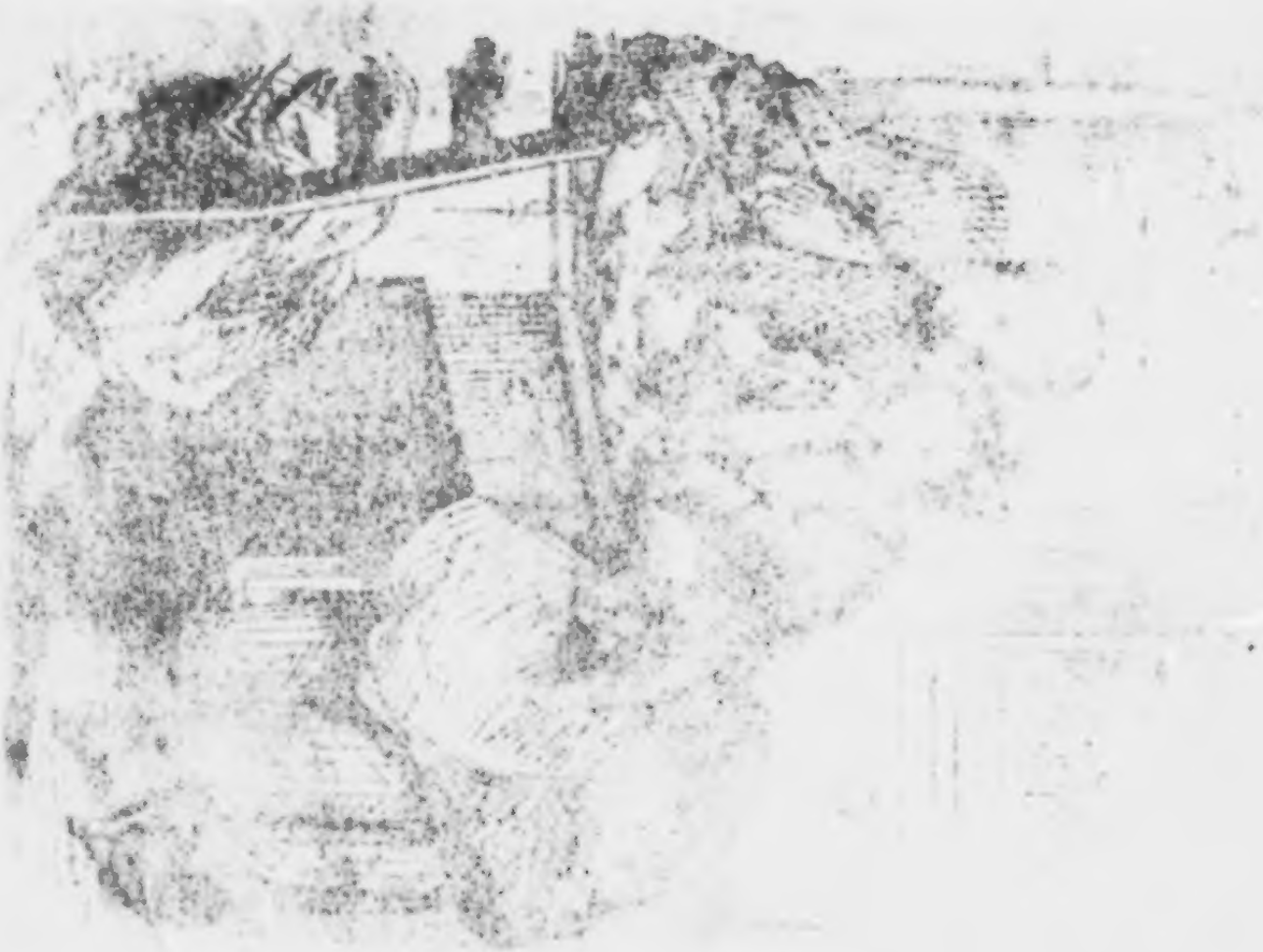

Yorick's
Empfindsame Reise

von

Sterne.

Deutsch

von

Adolf Böttger.

Mit 12 Illustrationen

nach Zeichnungen von Ludwig Löffler, in Holz geschnitten vom Professor Unzelmann.

Zweite Ausgabe.

Berlin.

Verlag von Trowitzsch & Sohn.

1854.

A 1015 Nr 13

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

„In Frankreich," sagt' ich, „versteht man dies viel besser."

„Sind Sie denn in Frankreich gewesen?" fragte der Herr und wendete sich plötzlich und mit dem höflichsten Triumph von der Welt zu mir.

„Seltsam!" sagt' ich und überlegte mir's im Stillen, daß eine Reise von 21 Seemeilen, — denn weiter ist es nicht einen Schritt von Dover bis Calais — einen Mann in solches Ansehn setzen soll!

Ich will selbst hinüber — und so, ohne ein Wort zu erwiedern, ging ich stracks nach Hause, packte ein halbes Dutzend Hemden und ein Paar schwarzseidene

Beinkleider zusammen, sah auf den Aermel und sprach: „der Rock, den ich anhabe, thuts noch!“ nahm einen Platz auf der Doverpost, und da das Packetboot am andern Morgen um neun abging, saß ich schon um drei Uhr bei einem Hühnerfricassé so unbestreitbar in Frankreich zu Tisch, daß, wäre ich noch dieselbe Nacht an einer Indigestion gestorben, die ganze Welt den Eintritt des droit d'aubaine *) nicht hätte aufhalten können. Meine Hemden und schwarzseidenen Beinkleider, Mantelsack und Alles wäre dem König von Frankreich anheimgefallen; selbst das kleine Bild, welches ich so lange trage und, wie ich Dir, Elisa, oft gesagt, mit mir ins Grab nehmen wollte, hätten sie mir vom Halse gerissen. — Wie ungroßmüthig, sich der Trümmer eines arglosen Reisenden zu bemächtigen, der durch Ihre Unterthanen aus seiner Insel gelockt ist; beim Himmel! Sire, das ist nicht wohl gethan, und es thut mir sehr leid, daß ich dies dem Beherrscher eines so civilisirten und höflichen und durch Humanität und Zartgefühl so berühmten Volkes sagen muß —

*) Kraft dieses Gesetzes fällt Alles, was ein Fremder, Schweizer und Schottländer ausgenommen, der in Frankreich stirbt, besitzt, dem König anheim, wenn auch selbst Erben gegenwärtig sind; da diese Einkünfte verpachtet werden, so ist an keinen Erlaß zu denken.

Doch ich habe ja kaum einen Fuß in Ihr Gebiet gesetzt.

Calais.

Als ich mein Mittagmahl beendet und auf die Gesundheit des Königs von Frankreich getrunken hatte, um mich selbst zu überzeugen, daß ich keinen Groll gegen ihn hätte, sondern vielmehr eine tiefe Ehrerbietung vor seinem Charakter hegte, stand ich auf, einen Zoll länger wegen dieser Aussöhnung.

„Nein," sagte ich, „die Bourbonen sind keineswegs grausam; man kann sie so gut wie andere Menschen mißdeuten, sie haben aber eine angeborene Milde im Blut."

Bei diesem Bekenntniß fühlte ich auf meinen Wangen eine zartere Röthe, wärmer und menschenfreundlicher, als daß sie der Burgunder (wenigstens solcher nicht, wie ich getrunken hatte, die Flasche zu zwei Livres) hätte erzeugen können.

„Gerechter Gott!" sagte ich und stieß meinen Mantelsack mit dem Fuße bei Seite, „was sind die Güter dieser Welt, daß sie unser Gemüth so verbittern und so manchen von uns gutherzigen Brüdern dahin bringen müssen, in so grausame Klagen auszubrechen, als hin und wieder geschieht?"

Wenn der Menſch Frieden hält mit den Menſchen, wie viel leichter als eine Feder iſt dann das ſchwerſte Metall in ſeinen Händen! Er zieht ſeinen Geldbeutel heraus und hält ihn locker und ſorglos in der Hand, blickt um ſich her, als ob er einen Gegenſtand ſuche, dem er mittheilen könne. — Indem ich dies that, fühlte ich jedes Gefäß meines Körpers erweitert, die Arterien ſchlugen friſch und harmoniſch und jede Lebenskraft regte ſich mit ſo wenig Reibung, daß es die größte phyſikaliſche Preciöſe in Frankreich verwirrt haben würde; mit allem ihrem Materialismus hätte ſie mich kaum eine Maſchine nennen können.

„Ich bin überzeugt," ſagte ich zu mir ſelbſt, „ich würde ihren Glauben über den Haufen werfen."

Dieſer Gedanke ſteigerte im Augenblick die Natur zu einer ſolchen Höhe, als ſie nur immer erreichen konnte. Mit der Welt hatte ich ſchon Frieden vorher, und dies machte mich mit mir ſelbſt einig.

„Wäre ich jetzt König von Frankreich," rief ich, „welch ein Augenblick für eine Waiſe, die mich um ihres Vaters Mantelſack bäte!"

Der Mönch.

Calais.

Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als ein armer Mönch vom Orden des heiligen Franciscus ins Zimmer trat und mich um ein Almosen für sein Kloster ansprach. Niemand hat gern, daß seine Tugenden das Spiel des Zufalls sind, — oder der Eine ist vielleicht freigebig, so wie ein Anderer vermögend — sed non quo ad hanc — oder sei dem, wie ihm wolle, denn über die Ebbe und Fluth unserer Launen giebt es kein geregeltes System; vielleicht hängen sie von den nämlichen Ursachen ab, welche auf das Meer einwirken, — und dies vorauszusetzen, würde uns oft nicht wenig zu Statten kommen, mir wenigstens würde es in manchen Fällen viel angenehmer sein, wenn die Welt sagte, ich hätte einen Handel mit dem Monde gehabt, wobei weder Sünde noch Schande gewesen, als daß Etwas, worin so viel von beiden war, ganz und gar auf meine Rechnung kommen müßte.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Im Augenblick, als ich ihn gewahrte, hatte ich beschlossen, ihm nicht einen einzigen Sou zu geben, und deshalb steckte ich meinen Beutel in die Tasche, knöpfte sie zu, warf

mich ein wenig mehr in die Bruſt und ging gravitätiſch auf ihn los. Es war, fürchte ich, etwas Gebieteriſches in meinem Blicke; noch dieſen Augenblick ſchwebt mir ſeine Geſtalt vor Augen, und ich denke, es lag etwas darin, das eine beſſere Begegnung verdiente.

Soviel ich nach den Spuren der ehemaligen Tonſur beurtheilen konnte (ein paar dünne weiße Haare über den Schläfen waren das ganze Ueberbleibſel), mochte der Mönch ungefähr 70 Jahre alt ſein, aber nach den Augen und der Art ihres Feuers, das mehr durch die Höflichkeit, als durch das Alter gemildert ſchien, konnte er nicht älter ſein, als 60; — die Wahrheit mochte in der Mitte liegen, er war gewiß 65, und das ganze Aeußere, obwohl Etwas Furchen vor der Zeit darein gezogen zu haben ſchien, ſtimmte damit überein.

Es war einer von den Köpfen, welche Guido ſo oft gemalt hat — ſanft, blaß, durchdringend, frei von der gewöhnlichen Vorſtellung, die wir uns von der fetten, behaglichen und niederwärts blickenden Dummheit machen. Er blickte gerade aus, doch ſchien es ſo, als blickte er nach etwas jenſeits dieſer Welt. Wie Einer ſeines Ordens zu dieſem Kopfe kam, das weiß der Himmel, der ihn auf eines

Mönches Schultern fallen ließ, am beſten; aber er hätte für einen Braminen gepaßt, und wäre ich ihm in Hindoſtans Gefilden begegnet, ich hätte ihm alle Ehrerbietung erwieſen.

Das Uebrige ſeines Umriſſes kann mit wenig Strichen angedeutet werden; man kann ihn Jedermann leicht zeichnen laſſen, denn er war weder elegant noch ſonſt etwas, als nur wozu Charakter und Ausdruck ihn machten. Es war eine dünne, ſpärliche Geſtalt, etwas über die gewöhnliche Länge, wofern ſie nicht durch die vorwärts gebeugte Haltung verlor, — doch dies war die Stellung des Bittenden, und wie ſie jetzt noch in meiner Einbildung ſteht, gewann ſie dadurch mehr, als ſie verlor.

Als er drei Schritte ins Zimmer gethan hatte, ſtand er ſtill und legte ſeine linke Hand auf die Bruſt (einen langen weißen Wanderſtab hielt er in der Rechten). Als ich auf ihn zugegangen war, machte er ſeine Anrede mit einer kleinen Erzählung von den Bedürfniſſen ſeines Kloſters und der Armuth ſeines Ordens, und das zwar mit ungekünſtelter Anmuth, und in Blick und Haltung lag ſo viel um Entſchuldigung Bittendes — ich mußte behext ſein, daß mich's nicht rührte.

Die Haupturſache mochte aber wol ſein, ich

hatte beſchloſſen, ihm nicht einen einzigen Sou zu geben.

Der Mönch.

Calais.

„Sehr wahr," ſagte ich, auf einen in die Höhe gerichteten Blick, womit er ſeine Anrede ſchloß, zu antworten, „ſehr wahr, und der Himmel tröſte die, welche keine andere Hülfe haben, als die Wohlthätigkeit der Welt, deren Capital, wie ich fürchte, keineswegs hinreicht, die großen Anſprüche, die unaufhörlich darauf gemacht werden, zu befriedigen."

Wie ich die Worte: die großen Anſprüche ausſprach, ließ er einen leichten Blick auf den Aermel ſeines Gewandes fallen; — ich fühlte das ganze Gewicht dieſes Einwurfs.

„Ich gebe es zu," ſagte ich, „ein grobes Kleid und nur alle drei Jahr ein neues nebſt magerer Koſt, das iſt freilich nicht viel; da man dies aber in der Welt mit ſo wenig Fleiß erwerben kann, ſo iſt es wahrhaft traurig, daß zu deſſen Anſchaffung Ihr Orden ſich zu einem Fonds drängen will, welcher das Eigenthum der Lahmen, Blinden, Alten und Schwachen iſt. Der Gefangene, der auf ſeinem harten Lager die Tage ſeiner Leiden zählt und wieder

zählt, schmachtet gleichfalls nach seinem Antheil, und wären Sie vom Orden der barmherzigen Brüder, statt von dem des heiligen Franciscus — so arm ich bin," fuhr ich fort, auf meinen Mantelsack zeigend, „mit Freuden hätte ich ihn zur Erquickung des Unglücklichen geöffnet."

Der Mönch machte mir eine Verbeugung.

„Aber vor allen Andern," nahm ich wieder das Wort, „haben die Unglücklichen unsers eignen Landes die ersten Ansprüche, und ich habe daheim Tausende in Noth hinterlassen."

Der Mönch nickte mir treuherzig zu, als wollte er sagen: „Ich zweifle nicht, daß in jedem Winkel der Erde, wie in unserm Kloster, Elend genug ist."

„Aber wir machen einen Unterschied," sagte ich und legte meine Hand auf den Aermel seines Gewandes, um seinen Einwurf zu beantworten, — „wir machen einen Unterschied, ehrwürdiger Pater, zwischen denen, welche blos das Brot ihres Fleißes essen wollen, und denen, welche anderer Leute Brot essen und keinen andern Plan fürs Leben gemacht haben, als es in Faulheit und Unwissenheit um Gottes willen zu verbringen."

Der arme Franciskaner erwiederte nichts. Eine plötzliche Fieberröthe überflog sein Gesicht, doch ohne

anzuhalten; die Natur schien bei ihm ihre Empfindlichkeit abgelegt zu haben, er zeigte keine — sondern ließ seinen Stab in seinen Arm sinken, drückte seine Hände mit Ergebung auf seine Brust und begab sich fort.

Der Mönch.

Calais.

So wie er die Thür zumachte, klopfte mein Herz. „Bah!“ sagte ich zu drei verschiedenen Malen mit einem Anstrich von Sorglosigkeit, aber es wollte nichts helfen; jede unfreundliche Sylbe, die ich ausgesprochen, drängte sich meinem Gedächtniß wieder auf. Ich überlegte, daß ich über den Franciskaner kein anderes Recht hatte, als ihm seine Bitte abzuschlagen, und dies war hart genug für den Getäuschten, ohne die Zugabe unfreundlicher Reden. Ich dachte an seine grauen Haare — es kam mir vor, als träte seine treuherzige Gestalt wieder herein und fragte mich höflich, was er mir zu Leide gethan habe und wie ich ihm so hart begegnen könne. Ich hätte Gott weiß was für einen Advokaten gegeben. „Ich habe mich sehr übel betragen,“ sagte ich zu mir selbst; „doch ich habe ja erst meinen Ausflug begonnen und werde auf meiner weitern Reise bessere Manieren lernen.“

Désobligeant.

Calais.

Wenn der Mensch mit sich selbst unzufrieden ist, so hat er doch immer einen Vortheil: es versetzt ihn in eine vortreffliche Gemüthsstimmung, um einen Handel abzuschließen. Da man nun durch Frankreich und Italien nicht ohne Wagen reisen kann und die Natur uns gewöhnlich zu den für uns bequemsten Dingen treibt, so ging ich nach der Wagenremise, um solch ein Ding zu meiner Bequemlichkeit zu kaufen oder zu miethen. Ein alter Désobligeant*), der in einer Ecke des Hofes stand, stach mir beim ersten Anblick in die Augen; ich stieg sogleich hinein, und da ich fand, daß er so ziemlich zu meiner Gemüthsstimmung paßte, so befahl ich auf der Stelle dem Kellner, er sollte Monsieur Dessein, den Herrn des Hôtels, rufen, — aber Monsieur Dessin war in die Vesper gegangen, und da ich nicht Lust hatte, dem Franciskaner zu begegnen, den ich auf der andern Seite des Hofes mit einer eben im Gasthof angekommenen Dame im Gespräche sah, zog ich den taffeten Vorhang zu, und weil ich doch Willens

*) Ein Wagen, den man deshalb in Frankreich so nennt, weil nur eine Person darin sitzen kann.

war, meine Reise zu beschreiben, zog ich Feder und Tinte hervor und schrieb die Vorrede dazu im Désobligeant.

Vorrede im Désobligeant.

Schon mancher peripatetische Philosoph muß bemerkt haben, daß die Natur aus ihrer eigenen unbestreitbaren Macht, um das Mißvergnügen des Menschen einzuschränken, gewisse Grenzen und Schranken errichtet hat. Sie hat ihren Zweck am leichtesten und bequemsten dadurch erreicht, daß sie ihm die fast unüberwindliche Nothwendigkeit auferlegt, in der Heimath sowohl seine Wohlfahrt zu befördern, als seine Leiden zu ertragen. Nur so weit hat sie ihn mit den passendsten Gegenständen versorgt, die an seinem Glücke Theil nehmen, aber auch einen Theil derjenigen Last tragen, welche in allen Ländern und Zeiten für ein einzelnes Paar Schultern immer zu schwer gewesen ist. Wahr ist es, wir sind mit einer unvollkommenen Fähigkeit begabt, bisweilen unser Wohlsein über diese Grenzen hinaus zu dehnen; es ist aber so angeordnet, daß der Mangel an Sprachen, Verbindungen und Umgebungen und die Verschiedenheit der Erziehung, der Sitten und Gewohnheiten so vielerlei Hindernisse sind, unsere Empfindungen au-

ßerhalb unſerer Sphäre mitzutheilen, daß ſie oft zur völligen Unmöglichkeit werden.

Daraus muß natürlich folgen, daß die Bilance im Commerz der Gefühle jederzeit gegen den in der Welt Herumreiſenden iſt; er muß kaufen, was er nicht eigentlich bedarf, nach gemachten Preiſen; — ſeine Converſation wird er ſelten ohne hohen Disconto gegen die der Fremden wechſeln, und da beiläufig ihn dies fort und fort in die Hände der billigern Mäkler der Converſation, ſo gut er ſie finden kann, hintreiben wird, ſo gehört kein großer Wahrſagergeiſt dazu, um ſeinen Gewinn zu errathen.

Dies bringt mich zu meinem eigentlichen Punkt und leitet mich natürlich, wenn mich nur das Schaukeln dieſes Désobligeant dahin kommen läßt, ſowohl zu den wirkenden, als endlichen Urſachen des Reiſens.

Wenn müßige Leute ihr Vaterland verlaſſen und mit Grund oder Gründen auf Reiſen gehen, ſo haben ſie dazu eine der folgenden allgemeinen Urſachen:

Gebrechlichkeit des Körpers,
Schwachheit des Geiſtes, oder
unvermeidliche Nothwendigkeit.

Die beiden erſten Klaſſen umfaſſen alle Reiſenden zu Waſſer und zu Lande, die an Hochmuth,

Neugier, Eitelkeit oder Milzſucht leiden, und deren Unterabtheilungen gehen ins Unendliche.

Die dritte Klaſſe begreift das ganze Heer wandernder Märtyrer beſonders diejenigen Reiſenden, welche cum beneficio cleri ihre Wanderſchaft antreten, entweder als Verbrecher unter Aufſicht von Hofmeiſtern, welche die Obrigkeit empfohlen, oder ſolche von ihren grauſamen Eltern oder Vormündern des Landes verwieſene junge Herren, welche unter Aufſicht von Hofmeiſtern reiſen, die von Oxford, Aberdeen und Glasgow empfohlen ſind.

Es giebt eine vierte Klaſſe, aber ſo gering an der Zahl, daß ſie keine beſondere Abtheilung verdiente, wenn nicht in einem Werke dieſer Art größte Genauigkeit und Pünktlichkeit erforderlich wäre, um Verwirrung der Charaktere zu vermeiden. Das ſind ſolche Leute, welche in der Abſicht übers Meer gehen und in fremden Ländern ſich aufhalten, um aus verſchiedenen Gründen und verſchiedenen Vorwänden Geld zu ſparen; allein da ſie ſowohl ſich als Andere einen großen Theil unnöthiger Mühe erſparen könnten, wenn ſie zu Hauſe ihr Geld ſparten — und da ihre Gründe, zu reiſen, den geringſten Bezug auf alle andere Arten von Auswanderern

haben, ſo unterſcheide ich dieſe Herren durch den Namen

ſimple Reiſende.

Alſo läßt ſich die ganze Geſellſchaft der Reiſenden unter folgende Rubriken bringen:

Müßige Reiſende,
neugierige Reiſende,
lügende Reiſende,
hochmüthige Reiſende,
eitle Reiſende,
milzſüchtige Reiſende.

Dann folgen die gezwungen Reiſenden,
der verbrecheriſche und ſündhafte Reiſende,
der unglückliche und unſchuldige Reiſende,
der ſimple Reiſende,

Und zuletzt unter allen (wenn Sie es erlauben)
der empfindſame Reiſende,

(womit ich mich ſelbſt meine), der ich gereiſt bin und nun mich niederſetze, um Rechenſchaft darüber abzulegen, ſowohl aus Nothwendigkeit als besoin de voyager, wie irgend Einer aus der Klaſſe.

Zugleich ſehe ich wohl dabei ein, daß, da meine Reiſen und Bemerkungen von den Reiſebemerkungen aller meiner Vorgänger ſehr verſchieden ſein werden, ich darauf hätte beſtehen können, für mich allein eine

ganz eigene Nische einzunehmen, jedoch ich möchte dem eitlen Reisenden ins Gehege kommen, wenn ich die Aufmerksamkeit auf mich zkehen wollte, bevor ich bessere Gründe, als die bloße Neuheit meines Vehikels, besäße.

Genug für meinen Leser, wenn er sonst gereist ist, daß er durch ernstliche Ueberlegung und Erwägung des Vorstehenden fähig ist, sich seinen eigenen Platz und Rang in dem Verzeichnisse anzuweisen; es wird ein Schritt zu seiner Selbsterkenntniß sein, denn man kann zehn gegen eins verwetten, daß er bis auf diese Stunde von all dem, was er eingesogen oder mitgebracht, einen kleinen Anstrich und eine Aehnlichkeit an sich behalten hat.

Der Mann, welcher zuerst die Burgunder Traube auf das Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzte (wohl zu merken, es war ein Holländer), ließ sich's nicht träumen, daß er denselben Wein auf dem Cap trinken würde, den dieselbe Traube auf Frankreichs Bergen giebt, — dazu war er zu pflegmatisch, — aber unstreitig hoffte er ein weinartiges Getränk zu trinken; ob indessen gut, schlecht oder mittelmäßig, — so viel Weltkenntniß besaß er, um zu wissen, daß solches nicht von seiner Wahl abhing, sondern daß das, was man gewöhnlich Glück nennt, den Ausschlag

geben werde; indeſſen er hoffte das Beſte, und in dieſer Hoffnung und voll ungemeſſenen Vertrauens zu der Stärke ſeines Kopfes und zur Tiefe ſeiner Bedachtſamkeit konnte Mynheer beides in ſeiner neuen Weinanpflanzung niedertrinken und durch Enthüllung ſeiner Blöße ſeinen Leuten etwas zu lachen geben.

Gerade ſo geht es dem armen Reiſenden, der durch die civiliſirten Reiche der Erde ſegelt und kutſchirt, um Kenntniſſe und Bildung zu erlangen.

Kenntniſſe und Bildung ſind zu gewinnen, wenn man zu dieſem Endzweck ſegelt und kutſchirt; ob aber nützliche Kenntniſſe und wahre Bildung, das iſt alles eine Lotterie, — und auch dann noch, wenn der Wagende ein glückliches Loos zieht, muß der erworbene Schatz, um Nutzen zu bringen, mit Vorſicht und Mäßigkeit angewendet werden; allein da die Glücksfälle ſeltſamer Weiſe anders als zum Gewinnen und Verwenden ausſchlagen, ſo bin ich der Meinung, daß ein Mann noch eben ſo weiſe handeln würde, wenn er es über ſich gewinnen könnte, ohne fremdländiſche Kenntniſſe oder fremdländiſche Bildung zufrieden zu leben, zumal in einem Lande, das an beidem keinen Mangel hat; — und in der That, es hat oft und vielmals meinem Herzen wehe gethan, wenn ich bemerkt habe, wie manchen kothigen Weg der neugierige Rei-

ſende hat durchwaten müſſen, um Anſichten und Entdeckungen zu erlangen, die er alle, wie Sancho Panſa zum Don Quixote ſagt, zu Hauſe im Trocknen hätte ſehen können. Unſere Zeit iſt ſo aufgeklärt, daß ſchwerlich ein Land oder ein Winkel in Europa iſt, deſſen Strahlen nicht mit andern gekreuzt und vermiſcht wären. — Die Wiſſenſchaft gleicht in ihren meiſten Zweigen und Geſchäften einer italieniſchen Straßenmuſik, an der man Theil nehmen kann, ohne zu bezahlen. Es iſt aber keine Nation unter der Sonne, — und Gott iſt mein Zeuge, vor deſſen Richterſtuhl ich einſt kommen und von dieſem Werke Rechenſchaft ablegen muß, daß ich es nicht aus Ruhmredigkeit ſage, — es iſt aber keine Nation unter der Sonne, die mehr und verſchiedenere Arten von Kenntniſſen aufzuweiſen hat — wo man bequemer um Wiſſenſchaften werben oder ſie ſicherer erwerben kann, als hier, — wo die Kunſt ſo ermuntert wird und raſch emporſteigt, — wo die Natur (im Ganzen genommen) ſo wenig zu verantworten hat, — und woſelbſt mit einem Worte mehr Witz und Mannigfaltigkeit der Charaktere zur Unterhaltung des Geiſtes ſich vorfinden. — „Wo wollen Sie denn hin, meine lieben Landsleute?“

„Wir beſehen nur dieſe Chaiſe,“ ſagten ſie.

„Ihr ergebenſter Diener," ſagte ich, indem ich heraus ſprang und meinen Hut abzog.

„Wir wunderten uns nur," begann der Eine von ihnen, der, wie ich fand, ein neugieriger Reiſender war, „woher die Bewegung käme."

„Die Bewegung," ſagte ich kaltblütig, „kommt vom Schreiben einer Vorrede."

„Nun, habe ich doch in meinem Leben," ſagte der Andere, der ein ſimpler Reiſender war, „noch nicht von einer Vorrede gehört, die in einem Désobligeant geſchrieben worden wäre."

„Ja, in einem vis-à-vis wäre es wohl beſſer geweſen," erwiederte ich.

Weil ein Engländer nicht reiſt, um Engländer zu ſehen, ſo ging ich nach meinem Zimmer.

Calais.

Als ich über den Gang nach meinem Zimmer ſchritt, bemerkte ich, daß Etwas mehr Schatten machte, als ich; — es war wirklich Monſieur Deſſein, der Herr des Hôtels, welcher eben aus der Vesper kam und mit dem Hut unter dem Arme mir ſehr höflich nachfolgte und mich an mein Bedürfniß erinnerte. Ich hatte mir den Gedanken mit dem Désobligeant ſo ziemlich aus dem Sinne geſchrieben,

und da Monsieur Dessein davon mit Achselzucken sprach, als ob er gar nicht für mich passen würde, so fiel mir es augenblicklich ein, daß er irgend einem unschuldigen Reisenden gehöre, der ihn bei seiner Rückreise dem ehrenwerthen Monsieur Dessein zu bestmöglichem Verkauf überlassen hatte. Vier Monate waren verflossen, seit er seine Laufbahn durch Europa in einem Winkel von Monsieur Dessein's Wagenhof beendigt hatte, und da er beim Beginn der Fahrt blos leicht ausgebessert worden war, so hatte er, ungeachtet er am Mont Cenis zweimal auseinander genommen worden, bei allen seinen Erlebnissen wenig, aber bei keinem so wenig gewonnen, als da er so viele Monate ohne Barmherzigkeit in dem Winkel von Monsieur Dessein's Wagenschuppen stehn mußte. Viel war freilich nicht zu seinen Gunsten zu sagen — etwas aber doch — und wenn ein paar Worte das Elend aus seiner Noth retten können, so hasse ich den Menschen, der damit geizen kann.

„Wäre ich nur der Herr dieses Hôtels," sagte ich und legte die Spitze meines Zeigefingers auf Monsieur Dessein's Brust, „so würde ich gewiß mein Möglichstes thun, diesen unglücklichen Désobligeant anzubringen; so oft Sie an ihm vorübergehen, wackelt er ihnen Vorwürfe zu."

„Mon Dieu!" ſagte Monſieur Deſſein, „ich habe kein Intereſſe dabei."

„Ausgenommen das Intereſſe, Monſieur Deſſein," entgegnete ich, „welches Perſonen von gewiſſer Denkungsart an ihren eigenen Gefühlen nehmen. Ich bin überzeugt, daß einem Manne wie Sie, der ſowohl für Andere als für ſich Gefühl hegt, jede regnichte Nacht, — leugnen Sie, wie Sie wollen, — das Gemüth in Unruhe verſetzen muß. Monſieur Deſſein, Sie leiden ſo viel wie dieſe Maſchine"

Ich habe immer bemerkt, wenn in einem Complimente eben ſo viel Herbes als Süßes liegt, daß ein Engländer ſtets in Verlegenheit iſt, ob er es verſtehen oder nicht verſtehen ſoll; ein Franzoſe niemals. Monſieur Deſſein machte mir eine Verbeugung.

„C'est bien vrai!" ſagte er, „aber in dieſem Falle würde ich nur eine Unruhe mit einer andern vertauſchen, und zwar mit Verluſt. Bedenken Sie ſelbſt, mein wertheſter Herr, wenn ich Ihnen eine Chaiſe gäbe, die auf dem halben Wege nach Paris in Stücken zerfiele; — bedenken Sie ſelbſt, was ich leiden würde, ſo einem ehrenwerthen Manne eine ſo üble Meinung von mir beigebracht zu haben, da mir doch ſo viel an der Achtung eines homme d'esprit liegen muß."

Die Dosis war ganz nach meinem eignen Rezept gemacht, also konnte ich nicht umhin, sie zu nehmen; ich gab Monsieur Dessein seine Verbeugung zurück, und ohne weitere Casuisterei gingen wir zusammen nach seiner Remise, um sein Magazin von Chaisen in Augenschein zu nehmen.

Auf der Straße.

Calais.

Es muß doch eine sehr feindselige Art von Welt sein, wo der Käufer, (wäre es auch nur einer elenden Postchaise) nicht mit dem Verkäufer über die Straße gehen kann, um den Handel abzuschließen, ohne in eben diese Stimmung zu verfallen oder seinen Mann mit denselben Augen anzusehen, als ob er mit ihm auf dem Wege nach Hyde-Park wäre, sich mit ihm zu duelliren. Ich meinestheils, ein schlechter Fechter und keineswegs dem Monsieur Dessein gewachsen, ich fühlte bei mir alle die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die eine solche Situation hervorzubringen pflegt. Ich sah Monsieur Dessein durchdringend an, betrachtete ihn beim Gehen bald en profil, bald en face, — fand ihn bald einem Juden, bald einem Türken ähnlich — haßte seine

Perrücke — fluchte auf ihn — wünschte ihn zum Teufel.

Und das alles muß in dem Herzen auflodern wegen eines Bettels von drei oder vier Louisd'or, — was doch das Höchste ist, womit er mich übertheuern kann.

„Niedrige Leidenschaft!" sagte ich und drehte mich herum, wie man bei einer plötzlich wechselnden Empfindung zu thun pflegt — „niedrige, gemeine Leidenschaft! deine Hand ist gegen Jedermann, und Jedermanns Hand gegen dich."

„Das verhüte der Himmel!" sagte sie und fuhr mit ihrer Hand an die Stirn, denn ich hatte so eben volle Front gegen die Dame gemacht, die ich mit dem Mönch im Gespräch gesehen hatte — sie war uns unbemerkt gefolgt.

„Wahrhaftig, das verhüte der Himmel!" rief ich und bot ihr meine Hand; da sie ein Paar schwarzseidene Handschuhe trug, die nur am Daumen und zwei Vorderfingern offen waren, so nahm sie es ohne Weigerung an, und ich führte sie nach der Thür zur Wagenremise.

Monsieur Dessein hatte mehr als funfzigmal über den Schlüssel gediablet, ehe er erkannte, daß er einen unrechten mitgebracht hatte. Wir waren eben

ſo ungeduldig wie er auf die Eröffnung, und ſo aufmerkſam auf das Hinderniß, daß ich beſtändig, faſt ohne es zu wiſſen, ihre Hand hielt, und ſo ſtanden wir noch Hand in Hand und mit unſern Geſichtern gegen die Remiſenthür gekehrt, als uns Monſieur Deſſein verließ und ſagte, in fünf Minuten würde er wieder da ſein.

Nun iſt ein Geſpräch von fünf Minuten in einer ſolchen Situation eben ſo viel werth, als eins von eben ſo viel Jahrhunderten, wenn man mit den Geſichtern nach der Gaſſe gekehrt ſteht. In dem letztern Falle nimmt man den Stoff des Geſprächs von äußern Dingen und Begebenheiten; — wenn aber unſere Augen auf eine todte Wand geheftet ſind, nimmt man ihn blos aus ſich ſelbſt. Ein Stillſchweigen von einem einzigen Augenblick, als uns Monſieur Deſſein verließ, wäre der Situation fatal geweſen — die Dame hätte ſich unfehlbar herumgedreht — alſo fing ich die Unterhaltung augenblicklich an.

Was aber meine Triebfedern waren (denn ich ſchreibe nicht, die Schwachheiten meines Herzens auf der Reiſe zu vertheidigen, ſondern zu erzählen), ſoll ebenſo unverholen beſchrieben werden, als ich es empfand.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Die Remiſenthür.

Calais.

Als ich dem Leſer erzählte, daß ich nicht gern aus dem Désobligeant ſteigen wollte, weil ich den Mönch mit der eben angekommenen Dame in tiefem Geſpräche ſah, ſo ſagte ich ihm die Wahrheit, — aber dennoch ſagte ich ihm nicht die völlige Wahrheit, denn die Erſcheinung und Geſtalt der Dame, mit der er ſprach, hielten mich gleichfalls ſtark zurück. Argwohn kreuzte durch mein Gehirn und ſagte, er erzähle ihr, was zwiſchen uns vorgegangen ſei; das verſtimmte mich, und ich wünſchte ihn in ſein Kloſter.

Wenn das Herz dem Verſtande voraneilt, ſo erſpart es der Urtheilskraft unendlich viele Mühe. Ich war gewiß, ſie war eins von den edlern Geſchöpfen; indeſſen dachte ich nicht mehr an ſie, ſondern wendete mich und ſetzte meine Vorrede fort.

Der Eindruck kehrte erſt wieder, als ich ſie auf der Straße wieder antraf. Eine anſtändige Ungenirtheit, womit ſie mir ihre Hand gab, zeigte nach meinem Ermeſſen ihre gute Erziehung und Bildung, und ſo wie ich ſie führte, fühlte ich in ihrem Weſen eine anmuthige Geſchmeidigkeit, die über all meine Lebensgeiſter eine heitere Ruhe verbreitete.

Gütiger Gott! wer möchte nicht ein solches Geschöpf wie dieses mit sich durch die ganze Welt führen!

Ich hatte ihr Gesicht noch nicht gesehen — das war nicht wesentlich, denn das Gemälde war den Augenblick angelegt, und lange vorher, ehe wir zur Remisenthür kamen, hatte Fräulein Phantasie den ganzen Kopf vollendet und freute sich eben so sehr, daß er ihrer Göttin so gut stand, als wenn sie ihm aus dem Grunde des Tiberstroms geholt hätte. Aber Phantasie, du bist eine verführte und verführerische Dirne, und ob du uns gleich des Tages siebenmal mit deinen Bildern täuschest, so thust du es doch mit so viel Liebreiz und schmückst deine Bilder mit so viel lichten Engelsgestalten, daß es eine Schande wäre, mit dir zu brechen.

Als wir an die Remisenthüre gekommen waren, zog sie die Hand von der Stirn und ließ mich das Original sehen. Es war ein Gesicht von ungefähr 26 Jahren — brünett und von klarem Teint — ungekünstelt im Putz, ohne Schminke und Puder — es war nicht nach den Regeln der Critik schön, aber es lag Etwas darin, was mich in meiner jetzigen Gemüthsstimmung mehr reizte; mich dünkte, es trug den Charakter des Wittwenblicks, und zwar im Ab-

nehmen, wenn die zwei erſten Paroxismen des Schmerzes vorüber ſind und man gelaſſen anfängt ſich über den Verluſt zu beruhigen — doch konnten auch tauſend andere Arten von Trübſal dieſelben Linien gezogen haben; ich wünſchte ihre Art zu wiſſen und war bereit, danach zu forſchen (hätte es der bon ton der Converſation wie zu Esra's Zeiten erlaubt:) „Was fehlet dir und warum biſt du ſo bekümmert, und warum iſt deine Seele beunruhigt?“ — mit einem Wort, ich fühlte ein Wohlwollen gegen ſie und beſchloß, auf eine oder die andere Art mein Scherflein Höflichkeit — wenn nicht Dienſtfertigkeit — beizutragen.

Das waren meine Triebfedern — und in dieſer Stimmung, ihnen Raum zu geben, ward ich allein gelaſſen mit der Dame, ihre Hand in der meinigen und mit unſern beiden Geſichtern näher gegen die Remiſenthür gekehrt, als unumgänglich nöthig war.

Die Remiſenthüre.

Calais.

„Gewiß, ſchöne Dame,“ ſagte ich, ihre Hand leicht erhebend, ſowie ich begann, „es iſt eine von den wunderlichſten Fügungen des Glücks, zwei völlig

Fremde von verſchiedenem Geſchlecht und vielleicht aus verſchiedenen Winkeln der Erde bei den Händen zu nehmen und in einem Augenblick in eine ſo vertrauliche Situation zu ſetzen, als kaum die Freundſchaft, und hätte ſie monatelang darauf geſonnen, hätte zuwege bringen können."

„Und Ihre Betrachtung darüber, Monſieur, zeigt, wie ſehr Sie durch dieſen Zufall in Verlegenheit geſetzt worden."

Bei einer erwünſchten Situation iſt nichts übler angebracht, als eine Anſpielung auf die ſie herbeiführenden Umſtände.

„Sie danken dem Glück," fuhr ſie fort. „Sie hatten Recht, — das Herz wußte es und es war zufrieden; und wer außer einem engliſchen Philoſophen würde davon dem Verſtande Kunde gegeben haben, um das Urtheil abzuändern?"

Indem ſie dies ſagte, zog ſie ihre Hand mit einem Blick zurück, den ich für eine hinlängliche Erklärung des Textes hielt.

Es iſt ein armſeliges Gemälde, welches ich hier von der Schwachheit meines Herzens durch das Geſtändniß geben will, daß es eine Qual empfand, welche würdigere Anläſſe nicht würden erzeugen können. Ich war ganz niedergeſchlagen über den Ver-

luſt ihrer Hand, und die Art, wie ich ſie verloren hatte, goß weder Oel noch Wein in die Wunde; nie in meinem Leben fühlte ich ſo jämmerlich die Qual einer beſchämenden Demüthigung.

Die Triumphe eines wahren weiblichen Herzens dauern bei ſolchen Niederlagen nur kurze Zeit. In ſehr wenig Sekunden legte ſie ihre Hand auf den Aufſchlag meines Rocks, um ihre Antwort fortzuſetzen, und ſo auf eine oder die andere Art, Gott weiß wie, erlangte ich meine Situation wieder.

Sie hatte nichts hinzuzufügen.

Ich begann ſogleich eine ganz verſchiedene Unterhaltung für die Dame auszuſinnen, denn aus dem Weſen ſowohl als der Moral der vorigen ſchloß ich, daß ich mich in ihrem Charakter geirrt habe; aber als ſie ihr Geſicht mir zukehrte, war der Geiſt, wovon ihre Antwort beſeelt wurde, verflogen — die Muskeln abgeſpannt, und ich gewahrte wieder den nämlichen ſchutzloſen Blick des Kummers, der mich zuerſt für ſie einnahm — wie traurig, eine ſolche Lebhaftigkeit als eine Beute des Kummers zu erblicken! — Ich bedauerte ſie von ganzer Seele, und ob dies gleich einem ſtarren Herzen lächerlich genug vorkommen mag — ich hätte ſie in die Arme neh-

men und ſie auf offener Straße ohne Erröthen liebkoſen können.

Der Pulsadern Klopfen in meinen Fingern, die ſich um die ihrigen ſchmiegten, ſagte ihr, was in mir vorging; ſie blickte nieder — es folgte ein Stillſchweigen von einigen Augenblicken.

In dieſer Pauſe muß ich ein leichtes Beſtreben gezeigt haben, ihre Hand feſter zu umſchließen; ich nehme dieſe Beſorgniß von einer ſubtilen Bewegung ab, die ich in meiner eignen Hand empfand — nicht als ob ſie die ihrige wegziehen wollte, ſondern nur als ob ſie darauf dächte, — und ich hätte ſie unfehlbar zum zweiten Male verloren, hätte nicht mehr Inſtinkt als Vernunft mir das letzte Hülfsmittel in dergleichen Gefahren an die Hand gegeben — nämlich ſie ſo loſe zu halten, als ob ich jeden Augenblick von ſelbſt loslaſſen wollte; ſo ließ ſie es geſchehen, bis Monſieur Deſſein mit dem Schlüſſel zurückkehrte, und indeß ſann ich darauf, wie ich die üblen Eindrücke verwiſchen könnte, welche der Vorfall zwiſchen mir und dem armen Mönch, falls er denſelben ihr erzählt hätte, wider mich bei ihr erregt haben mußte.

Die Tabaksdoſe.

Calais.

Der gute alte Mönch war nur ſechs Schritt von uns, als mir der Gedanke an ihn durch den Kopf fuhr, und näherte ſich uns, doch ein wenig von der Seite, als wäre er zweifelhaft, ob er uns ſtören ſolle oder nicht. — Indeß ſtand er, ſobald er an uns herankam, mit unbeſchreiblicher Freimüthigkeit ſtill und hielt mir eine hölzerne Schnupftabaksdoſe, die er in der Hand hatte, offen entgegen.

„Verſuchen Sie den meinigen," ſagte ich, indem ich meine Doſe hervorzog — es war eine ſchildpattene — und ſie ihm in die Hand gab.

„Der iſt ausgezeichnet," ſagte der Mönch.

„Dann thun Sie mir den Gefallen," entgegnete ich, „und behalten Sie Doſe und Tabak, und wenn Sie eine Priſe daraus nehmen, ſo erinnern Sie ſich zuweilen, daß ſelbige das Verſöhnungszeichen eines Mannes war, der Ihnen einmal unfreundlich begegnete, obwohl nicht mit Abſicht."

Der arme Mönch wurde roth wie Scharlach. „Mon Dieu," ſagte er und ſchlug die Hände zuſammen, „Sie haben mir nie unfreundlich begegnet —"

„Ich ſollte meinen," ſagte die Dame, „daß ihm das nicht ähnlich ſieht."

Nun erröthete ich; aber aus welchen Gründen, das überlaſſe ich den Wenigen, welche Gefühl haben, zu zergliedern.

„Verzeihen Sie, Madam," verſetzte ich, „ich behandelte ihn ſehr unfreundlich, und zwar ohne Urſache."

„Das iſt unmöglich," ſagte die Dame.

„Mein Gott," rief der Mönch mit einer Wärme der Betheuerung, welche man nicht von ihm erwartet hätte, „die Schuld lag an mir und an meinem unüberlegten Eifer."

Die Dame widerſprach dem, und ich behauptete mit ihr, es wäre unmöglich, daß ein ſo ruhiger Charakter Jemanden beleidigen könne.

Ich wußte nicht, daß Streit ein ſo wonniges und angenehmes Gefühl in den Nerven hervorbringen könnte, als ich dabei empfand. Wir ſchwiegen eine Weile, ohne das Geringſte von der närriſchen Peinlichkeit zu fühlen, welche ſich einſtellt, wenn man in Geſellſchaft einander zehn Minuten, ohne ein Wort zu ſprechen, angafft. In dieſer Verlegenheit rieb der Mönch ſeine Horndoſe auf dem Aermel ſeines Gewandes, und als ſie von dem Reiben eine Art Glanz erhalten hatte, machte er mir eine tiefe Verbeugung

und ſagte, es wäre zu ſpät, zu entſcheiden, ob Güte oder Schwachheit unſers Charakters uns in dieſen Streit verwickelt habe, doch ſei dem, wie ihm wolle, er bäte, wir möchten mit den Doſen tauſchen. Indem er dies ſagte, reichte er mir mit der einen Hand die ſeinige und nahm die meinige mit der andern, küßte ſie, ſteckte ſie mit einem Strom von Gutherzigkeit in den Augen in ſeinen Buſen und nahm Abſchied.

Ich betrachte dieſe Doſe wie die Sinnbilder meiner Religion zur Erhebung meines Gemüths; ich lege ſie in der That ſelten von mir, und oft habe ich durch dieſe Doſe den ſanften, ergebungsvollen Geiſt ihres vorigen Beſitzers beſchworen, um den meinigen in den Kämpfen des Lebens zu regeln. Dem ſeinigen hatte dieſe, wie ich aus ſeiner Geſchichte erfuhr, genug zu ſchaffen gemacht, bis er ungefähr im 45ſten Jahre, da er für geleiſtete Kriegsdienſte ſchlecht belohnt und zu gleicher Zeit in der zarteſten Leidenſchaft getäuſcht worden, dem Degen und dem ſchönen Geſchlecht entſagte, und die Ruhe nicht ſowohl in ſeinem Kloſter, als in ſich ſelbſt ſuchte.

Ich fühle mein Herz beklommen, wenn ich hinzufügen muß, daß ich bei meiner letzten Reiſe durch Calais bei der Erkundigung nach dem Pater Lorenzo

erfuhr, er sei schon vor fast drei Monaten gestorben und nicht in seinem Kloster, sondern auf seinen Wunsch auf einem kleinen dazu gehörigen Kirchhof ungefähr eine Stunde davon begraben worden. Mich verlangte sehr, seine Ruhestätte zu sehen. Als ich an seinem Grabe saß, die kleine Horndose hervorzog und eine oder zwei Nesseln zu Häupten desselben ausriß, da sie nichts da zu suchen hatten, so wirkte dies alles so gewaltig auf mein Gemüth, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach — doch ich bin so weichherzig wie ein Weib und bitte die Welt, nicht zu lächeln, sondern mich zu bedauern.

Die Remisenthüre.

Calais.

Die ganze Zeit über hatte ich die Hand der Dame nicht losgelassen; ich hatte sie so lange gehalten, daß es gegen den Anstand gewesen wäre, sie freizulassen, ohne sie vorher an meine Lippen zu drücken. Als ich es that, kehrten Blut und Lebensgeister, die gleichsam von ihr gewichen waren, wieder zurück.

Da nun gerade zufällig die beiden Reisenden, die mit mir in dem Wagenhof gesprochen, in dieser

Kriſis vorübergingen und unſere Vertrautheit bemerkten, ſo ſetzten ſie ſich natürlich in den Kopf, daß wir mindeſtens Mann und Frau ſein müßten, und ſobald ſie daher an die Thüre der Remiſe kamen, blieben ſie ſtehen, und der Eine von ihnen, der neugierige Reiſende, fragte uns, ob wir nächſten Morgen nach Paris gehen würden.

„Ich könnte dies nur für mich bejahen," ſagte ich, und die Dame ſetzte hinzu, ſie ginge nach Amiens.

„Da haben wir geſtern zu Mittag geſpeiſt," ſagte der ſimple Reiſende.

„Sie kommen mitten durch dieſe Stadt auf Ihrer Reiſe nach Paris," ſetzte der Andere hinzu.

Ich wollte ihm eben tauſend Dank für dieſe Mittheilung abſtatten, daß Amiens auf der Straße nach Paris läge, aber da ich juſt meines armen Mönchs Horndoſe herauszog, um eine Priſe zu nehmen, — ſo machte ich ihnen eine gemeſſene Verbeugung und wünſchte ihnen glückliche Reiſe nach Dover. — Sie verließen uns.

„Was läge denn nun wol Böſes darin," ſagte ich zu mir ſelbſt, „wenn ich dieſe bekümmerte Dame die Hälfte meiner Chaiſe anzunehmen erſuchte, und welches große Unglück könnte daraus erfolgen?"

Jede unedle Leidenſchaft und böſe Neigung in

meiner Natur empörte ſich, als ich den Vorſchlag aufſtellte.

„Es wird Dich nöthigen, ein drittes Pferd anzunehmen," ſagte der Geiz, „und das wird Dir zwanzig Livres aus dem Beutel locken."

„Du weißt nicht, wer ſie iſt," ſagte der Argwohn, — oder in welche Ungelegenheiten Dich die Sache bringen kann," flüſterte die Feigheit.

„Verlaß Dich darauf, Yorick," ſagte die engherzige Rückſicht, „man wird ſagen, du wäreſt mit einer Maitreſſe durchgegangen, und in Calais hätteſt du dich mit ihr verabredet."

„Du kannſt hernach," ſchrie die Heuchelei ganz laut, „keinem Menſchen in der Welt gerade ins Auge ſehen —"

„Oder," ſagte die Habſucht, „in der Kirche aufkommen —"

„Noch irgend etwas mehr darin werden, als ein elender Pfarrer," ſetzte der Stolz hinzu.

„Es wäre aber doch höflich," ſagte ich, und da ich gewöhnlich meinen erſten Eindrücken folge und daher ſelten dieſen Kabalen Gehör gebe, die meines Wiſſens nur dazu dienen, das Herz ſteinhart zu machen, ſo wendete ich mich ſofort der Dame zu.

Aber ſie war, während ich dies mit mir ver-

handelte, unbemerkt fortgeſchlichen und hatte ſchon, als ich zum Entſchluß gekommen, zehn bis zwölf Schritte in die Straße gethan. Ich ging ihr alſo mit großen Schritten nach, um ihr in der artigſten mir zu Gebote ſtehenden Weiſe das Anerbieten zu ſtellen. Allein da ich bemerkte, daß ſie, den Kopf in die Hand gelehnt, mit dem langſamen, kurzen Schritt des Nachdenkens ging, den Blick fortwährend zu Boden geſenkt, kam ich auf den Gedanken, daß ſie vielleicht das Nämliche ſelbſt überlegte.

„Gott ſchütze ſie!“ ſagte ich, „ſie hat wahrſcheinlich eine Schwiegermutter, oder eine tartüffiſche Tante, oder ſonſt ein unverſtändiges altes Weib darüber zu Rathe zu ziehen, ſo gut wie ich es gethan habe.“

Ich wollte daher den Prozeß nicht unterbrechen, und es für galanter haltend ſie durch Zartgefühl, als durch Ueberraſchung zu gewinnen, wandte ich mich um und ſpazierte vor der Remiſenthüre ein paarmal auf und ab, indeß ſie nachdenklich fortſchritt.

Auf der Straße.

Calais.

Beim erſten Anblick der Dame hatte ſich mir der Gedanke aufgedrängt, „ſie ſei eins der beſſern

Weſen," — und dann galt mir als zweites, eben ſo unbeſtreitbares Axiom, ſie ſei eine Wittwe und trage den Charakter der Traurigkeit an ſich. Weiter ging ich nicht; ich fand Grund genug für die Situation, welche mir gefiel, — und hätte ſie bis Mitternacht an meinem Arme geweilt, ich würde meinem Syſtem treu geblieben ſein und ſie nur unter dieſem allgemeinen Geſichtspunkte betrachtet haben.

Sie hatte ſich kaum auf zwanzig Schritte von mir entfernt, als eine innere Stimme mich zu näherer Unterſuchung aufforderte — es beſchlich mich der Gedanke an eine noch größere Trennung, — vielleicht ſähe ich ſie nie wieder, — das Herz faßt nach Allem, was ihm erreichbar ſcheint; und im Fall ich nie wieder mit ihr zuſammentreffen ſollte, wollte ich doch gern wiſſen, wie meine Wünſche zu ihr gelangen könnten. Mit einem Wort, ich wünſchte ihren Namen, den ihrer Familie, ihren Stand zu erfahren, und wie ich wußte, wohin ſie ging, wollte ich auch wiſſen, woher ſie kam; aber von alle dem konnte ich keine Kunde erlangen, hundert kleine zarte Rückſichten ſtanden im Wege. Ich machte wohl zwanzig verſchiedene Pläne — geradezu konnte man ſie doch nicht fragen — das war unmöglich.

Ein kleiner freundlicher franzöſiſcher Capitain,

welcher die Straße herunter getanzt kam, zeigte mir, daß das die leichteſte Sache von der Welt ſei; denn eben als die Dame zur Remiſenthür zurückkehrte, ſchlüpfte er zwiſchen uns und ſuchte meine Bekanntſchaft zu machen, und ehe er noch recht angemeldet war, bat er mich, daß ich ihm die Ehre erzeigen möchte, ihn der Dame vorzuſtellen. Ich ſelbſt war ihr nicht vorgeſtellt worden, — er wendete ſich daher zu ihr und that es ebenſo gut, indem er ſie fragte, ob ſie von Paris komme?

Sie ſagte, nein, ſie ginge dahin.

„Vous n'êtes pas de Londres?"

Sie antwortete, nein.

„Dann müſſen Madame aus Flandern kommen. Apparemment vous êtes Flamande?" ſagte der franzöſiſche Capitain.

Die Dame erwiederte, ſo ſei es.

„Peut-être de Lille?" ſetzte er hinzu.

Sie entgegnete, ſie ſei nicht aus Lille.

„Oder aus Arras? — oder Cambray? — oder Gent? — oder Brüſſel?"

Sie antwortete, ſie ſei aus Brüſſel.

Er habe die Ehre gehabt, ſagte er, im letzten Kriege beim Bombardement zu ſein, — es habe pour cela eine ſehr ſchöne Lage — und ſei voll

Noblesse gewesen, als die Kaiserlichen von den Franzosen daraus vertrieben worden wären. (Die Dame machte einen leichten Knix.) Und nun berichtete er ihr über die Affaire, und welchen Theil er daran gehabt, — er bat um die Ehre, ihren Namen zu wissen — und machte seine Verbeugung.

„Et madame a son mari?" fragte er zurückblickend, als er zwei Schritte fort war, — und ohne auf eine Antwort zu warten, tanzte er die Straße hinunter.

Wäre ich auch sieben Jahre in der Lehre der feinen Lebensart gewesen, ich würde es nicht so weit gebracht haben.

Die Remise.

Calais.

Als der kleine französische Capitain uns verlassen hatte, kam Monsieur Dessein mit dem Schlüssel zur Remise und führte uns sofort in sein Wagenmagazin.

Das Erste, was mir in die Augen fiel, als Monsieur Dessein die Remisenthür öffnete, war ein anderer alter geflickter Désobligeant, und obgleich er ein genaues Abbild von dem war, welcher eine Stunde vorher im Wagenschuppen meine Phantasie

ſo aufgeregt hatte, ſo flößte mir doch ſchon ſein bloßer Anblick jetzt ein unangenehmes Gefühl ein; ich dachte, das müſſe ein filziges Subject geweſen ſein, in deſſen Herz zuerſt der Gedanke Eingang gefunden, eine ſolche Maſchine zu bauen; und nicht mehr Zuneigung konnte ich zu dem faſſen, der davon Gebrauch zu machen gedächte.

Ich bemerkte, daß die Dame eben ſo wenig Gefallen daran fand als ich; Monſieur Deſſein führte uns daher zu ein paar andern Chaiſen, welche einander gegenüber ſtanden, und erzählte uns zu ihrer Empfehlung, ſie ſeien von Lord A. und B. zur grand tour gekauft worden, aber nur bis Paris gekommen und daher in jeder Hinſicht ſo gut wie neu. Sie waren zu gut; — ich ging deshalb zu einer dritten, welche dahinter ſtand, und erkundigte mich ſogleich nach dem Preiſe.

„Aber es können kaum Zwei darin ſitzen," bemerkte ich, indem ich den Schlag öffnete und einſtieg.

„Haben Sie die Güte, Madame," ſagte Monſieur Deſſein, und bot ihr den Arm, um ihr beim Einſteigen behülflich zu ſein.

Die Dame zögerte eine halbe Sekunde und ſtieg ein; und da in dieſem Augenblick der Kellner Mon-

ſieur Deſſein winkte, um ihm etwas zu ſagen, ſchlug dieſer den Kutſchenſchlag zu und verließ uns.

Die Remiſe.

Calais.

„C'est bien comique, das iſt drollig," ſagte die Dame lächelnd, „wenn man erwägt, daß wir zum zweiten Male durch ein paar wunderliche Zufälle miteinander allein gelaſſen wurden, — c'est bien comique," ſagte ſie.

„Da fehlt nichts, um es vollkommen zu machen," erwiederte ich, „als die komiſche Gewohnheit der Galanterie eines Franzoſen, im erſten Augenblick den Verliebten zu ſpielen und im zweiten ſeine Perſon anzutragen."

„Das iſt ihr fort," verſetzte die Dame.

„So nimmt man wenigſtens an, — und wie es geſchehen iſt, weiß ich nicht," fuhr ich fort; „aber gewiß ſtehen ſie in dem Rufe, mehr von Liebe zu verſtehen und ſich beſſer dabei zu benehmen, als irgend eine andere Nation der Erde; ich für meinen Theil jedoch halte ſie für elende Pfuſcher und für die ſchlechteſten Schützen, welche jemals Cupido's Geduld auf die Probe geſtellt haben."

„— Zu glauben, man könne durch sentiments Liebe erwerben!“

„Eben so gut könnte man, dächte ich, einen hübschen Anzug aus übrig gebliebenen Stückchen machen wollen — und so Knall und Fall — beim ersten Anblick durch eine Erklärung — das heißt den Antrag und sich selbst dazu, mit allen pours und contres, der Prüfung eines kalten Verstandes überliefern.“

Die Dame schwieg, als erwarte sie, daß ich fortfahre.

„Dann bedenken Sie, Madame,“ setzte ich hinzu, indem ich meine Hand auf die ihrige legte —

„Daß ernste Leute die Liebe hassen des Namens wegen —“

„Daß selbstsüchtige Leute sie hassen ihrer selbst wegen —“

„Heuchler des Himmels wegen —“

„Und daß uns allen, alt und jung, der bloße Name zehnmal mehr Schreck einflößt, als Schaden bringt. — Wie wenig Einsicht in dieser Art des Verkehrs verräth ein Mann, welcher das Wort über seine Lippen kommen läßt, ehe ihn das Schweigen darüber wenigstens eine oder zwei Stunden gequält hat! Eine Menge kleiner stiller Aufmerksamkeiten —

nicht ſo deutlich, daß ſie beunruhigen, aber auch nicht ſo unbeſtimmt, daß ſie mißverſtanden werden, — dann und wann einen freundlichen Blick, und dabei wenig oder gar keine Worte — das geſtattet die Natur für eine Geliebte, und dieſe deutet es nach ihrem Sinne."

„Dann erkläre ich feierlich," ſagte die Dame erröthend, „daß Sie mir dieſe ganze Zeit über Ihre Liebe erklärt haben."

Die Remiſe.

Calais.

Monſieur Deſſein kehrte zurück, um uns aus der Chaiſe zu laſſen, und benachrichtigte die Dame, daß der Graf von L., ihr Bruder, ſo eben im Hôtel angekommen ſei. Obgleich ich für die Dame unbegrenztes Wohlwollen empfand, kann ich doch nicht ſagen, daß ich mich in meinem Herzen über den Zufall freute, — und ich konnte nicht umhin, ihr dies zu geſtehen, „denn, Madame," fügte ich hinzu, „es vereitelt einen Vorſchlag, den ich Ihnen zu machen im Begriff ſtand."

„Sie brauchen mir nicht zu ſagen, welchen," unterbrach ſie mich, indem ſie ihre Hand auf meine Hände legte. „Ein Mann, werther Herr, hat ſelten einer Dame ein gütiges Anerbieten zu machen, wovon ſie nicht ſchon einige Augenblicke vorher eine Ahnung hätte."

„Die Natur," entgegnete ich, „hat ſie damit zu ihrem unmittelbaren Schutze ausgerüſtet."

„Aber ich denke," ſagte ſie, und blickte mir ins Geſicht, „ich hatte nichts zu fürchten, und, aufrichtig zu ſprechen, ich war entſchloſſen, es anzunehmen. Hätte ich es gethan — (ſie hielt einen Augenblick inne) — ich glaube, Ihr Wohlwollen hätte mich zur Mittheilung einer Geſchichte verleitet, welche das Mitleid zu der einzigen gefährlichen Sache auf der Reiſe gemacht haben würde."

Indem ſie dies ſagte, duldete ſie es, daß ich ihre Hand zweimal küßte, und mit einem Blick, in dem ſich inniges Gefühl und Kummer ausſprach, ſtieg ſie aus der Chaiſe — und ſagte Adieu.

Auf der Straße.

Calais.

Nie in meinem Leben ſchloß ich ſo ſchnell einen Handel um zwölf Guineen ab; die Zeit ſchien mir,

nachdem ich die Dame verloren, träge dahin zu ſchleichen, und da ich fühlte, daß jeder Augenblick ſo gut wie zwei ſein würde, bis ich mich in Bewegung ſetzte, beſtellte ich ſofort Poſtpferde und ging nach dem Hôtel.

„Mein Gott!“ rief ich, als ich es an der Stadtuhr vier ſchlagen hörte und bedachte, daß ich wenig über eine Stunde in Calais geweſen war.

Welch eine Menge von Begebenheiten kann die kleine Spanne Lebens bei dem umfaſſen, der ſein Herz für Alles Theilnahme fühlen läßt, der Augen hat für das, was Zeit und Zufall ihm fortwährend auf ſeiner Wanderung darbieten, und ſich nichts entgehen läßt, was ſeine Hand in Ehren berühren kann.

Wenn auch bei dem Einen nichts herauskommt, — doch bei dem Andern — es ſchadet nichts — es iſt ein Verſuch mit der menſchlichen Natur — das heißt Waſſer in ein Sieb auffangen — das iſt genug — die Freude an Verſuchen hat meine Sinne und den beſten Theil meines Blutes wach erhalten und den gröbern in Schlaf gebracht.

Ich bedaure den Mann, der von Dan nach Berſeba reiſen und ausrufen kann: „Es iſt Alles öde!“ — und ſo iſt es — ſo erſcheint die ganze Welt dem, der die Früchte, welche ſie hervorbringt,

nicht pflegen will. „Wahrhaftig," ſagte ich, indem ich freudig die Hände zuſammenſchlug, „wäre ich in einer Wüſte, ich würde etwas finden, worauf ſich meine Neigung richtete. Böte ſich nicht etwas Beſſeres, ſo würde ich ſie einer würzigen Myrte zuwenden oder mich einer melancholiſchen Cypreſſe anzuſchließen ſuchen, — ich würde um ihren Schatten buhlen und für ihren Schutz ihr freundliche Grüße ſpenden — ich würde meinen Namen in ſie einſchneiden und ſchwören, ſie wären die lieblichſten Bäume der Wüſte; — wenn ihre Blätter welkten, würde ich trauern, und wenn ſie ſich erquickten, würde ich ihre Freude theilen.

Der gelehrte Smelfungus reiſte von Boulogne nach Paris — von Paris nach Rom — und ſo weiter — aber er trat ſeine Wanderung mit Spleen und Gelbſucht an, und Alles, was ihm vorkam, erſchien ihm entfärbt und verzerrt. Er ſchrieb einen Bericht darüber, aber es war nur ein Bericht von ſeinen trübſeligen Empfindungen.

Ich begegnete Smelfungus im großen Porticus des Pantheon — er kam gerade heraus. —

„Es iſt nichts als eine ungeheure Gaukelbude," ſagte er.

„Ich wünſchte, Sie hätten von der Mediceiſchen

Venus nichts Schlimmeres gesagt," erwiederte ich, denn bei meiner Durchreise durch Florenz hatte ich gehört, daß er sich auf eine gemeine Weise über die Göttin ausgesprochen und sie schlimmer als eine gemeine Gassendirne behandelt hatte, ohne daß er im mindesten dazu gereizt worden.

In Turin traf ich mit Smelfungus wieder zusammen, als er auf der Rückreise war, und er erzählte eine traurige Geschichte schrecklicher Abenteuer, in der er von rührenden Vorfällen zu Wasser und zu Lande sprach, und von den Cannibalen, die einander auffressen: die Anthropophagen; — auf jeder Station, auf die er gekommen, war er lebendig geschunden, auf teuflische Weise behandelt und ärger als St. Bartholomäus zugerichtet worden.

„Ich werde es der Welt erzählen," rief Smelfungus.

„Erzählen Sie es lieber Ihrem Arzte," antwortete ich.

Mundungus machte die ganze Reise mit unermeßlichem Reichthum; er ging von Rom nach Neapel, von Neapel nach Venedig, von Venedig nach Wien, nach Dresden, nach Berlin, ohne daß er von einer liebenswürdigen Bekanntschaft berichten oder eine ergötzliche Anekdote erzählen konnte, sondern war im-

mer gerade fortgereiſt, weder rechts noch links blickend, damit nicht Liebe oder Mitleid ihn von ſeinem Pfade locken möchte.

Friede ſei mit ihnen! wenn ſie ihn finden können; aber der Himmel ſelbſt würde, wenn man auch mit einem ſolchen Charakter in denſelben gelangen könnte, nicht vermögend ſein ihn zu geben; — jeder ſelige Geiſt würde auf den Flügeln der Liebe ihnen entgegen eilen, ihre Ankunft zu begrüßen, — die Seelen des Smelfungus und Mundungus würden nichts höven, als neue Jubelgeſänge, neue Entzückungen der Liebe und neue Glückwünſche zu der gemeinſamen Seligkeit. — Ich bedaure ſie von Herzen: ſie beſitzen keine Empfänglichkeit dafür, und wären dem Smelfungus und Mundungus die glückſeligſten Wohnungen des Himmels gewährt, ſie würden von der Seligkeit ſo fern ſein, daß die Seelen des Smelfungus und Mundungus in alle Ewigkeit dort Buße thun müßten.

Montreuil.

Einmal hatte ich meinen Mantelſack hinten vom Wagen verloren und zweimal war ich im Regen ausgeſtiegen, das eine Mal bis an die Knice im Koth, um dem Poſtillon ihn feſtbinden zu helfen,

ohne daß ich ausfindig machen konnte, woran es fehlte. Erſt in Montreuil, als der Wirth mich fragte, ob ich nicht einen Diener brauche, kam ich darauf, daß dies das Wahre ſei.

„Einen Diener! ja den brauche ich freilich ſehr," erwiederte ich.

„Nun, Monſieur," verſetzte der Wirth, „da iſt ein hübſcher junger Burſche, der ſehr ſtolz auf die Ehre ſein würde, einem Engländer zu dienen."

„Warum aber lieber einem Engländer, als einem Andern?"

„Sie ſind ſo generös," erwiederte der Wirth.

„Ich will mich erſchießen laſſen, wenn mich das nicht heute Abend noch einen Livre koſtet," ſprach ich bei mir ſelbſt.

„Sie haben's aber auch, Monſieur," ſetzte er hinzu.

„Dafür wird mir wieder ein Livre mehr angeſetzt," dachte ich.

„Es war erſt geſtern Abend," ſagte der Wirth, „qu'un mylord Anglais préſentait un écu à la fille de chambre —"

„Tant pis pour Mademoiselle Jeanneton," verſetzte ich.

Nun war Jeanneton die Tochter des Wirths,

und da er mich für einen Anfänger im Französischen hielt, nahm er sich die Freiheit, mich zu belehren, ich hätte nicht sagen sollen: tant pis, sondern: tant mieux. „Tant mieux, toujours, monsieur," sagte er, „wenn etwas zu gewinnen ist, — tant pis, wenn das nicht der Fall ist."

„Das kommt auf Eins heraus," erwiederte ich.

„Pardonnez-moi," sagte der Wirth.

„Ich kann keine passendere Gelegenheit ergreifen, ein für allemal zu bemerken, daß, da tant pis und tant mieux zwei von den großen Angeln sind, um die sich die französische Conversation dreht, ein Fremder wohl daran thun würde, sich im Gebrauch derselben gehörig einzuüben, ehe er nach Paris geht.

Ein voreiliger französischer Marquis fragte an der Tafel unsers Gesandten Herrn H., ob er der Dichter H. wäre. „Nein," erwiederte H. ganz ruhig. „Tant pis," versetzte der Marquis. „Es ist der Geschichtschreiber H.," bemerkte ein Anderer. „Tant mieux," sagte der Marquis. Und Herr H., ein Mann von vortrefflichem Herzen, dankte für Beides.

Als der Wirth mich in dieser Sache zurechtgewiesen hatte, rief er La Fleur herein — das war der Name des jungen Mannes, von dem er gesprochen, — bemerkte aber zuerst, was seine Fähigkeiten

betreffe, ſo wolle er ſich nicht anmaßen, etwas darüber zu ſagen, — Monſieur werde am beſten beurtheilen können, was ihm zuſage, für die Ehrlichkeit La Fleur's aber bürge er mit ſeinem ganzen Vermögen.

Der Wirth ſagte dies in einer Weiſe, welche ſogleich meine Gedanken zu dem beabſichtigten Geſchäfte lenkte — und La Fleur, welcher draußen in derjenigen erwartungsvollen Spannung harrte, die wir Staubgeborne alle irgend einmal empfunden haben, kam herein.

Montreuil.

Ich bin leicht beim erſten Anblick für alle Arten Menſchen eingenommen, aber nie mehr, als wenn ein armer Teufel einem ſo armen Teufel, wie ich bin, ſeine Dienſte anbietet; und da ich dieſe Schwäche kenne, ſuche ich ſchon aus dieſem Grunde meinen Verſtand immer etwas zurückzudrängen, und zwar mehr oder weniger je nach dem Modus oder Caſus, in welchem ich mich befinde, und ich kann hinzufügen, auch nach dem Geſchlecht der Perſon, über die ich zu gebieten habe.

Als La Fleur in das Zimmer trat, ſo entſchied, wenn ich den Verſtand nicht weiter zu Rathe zog, der na-

türliche Blick und Anſtand des Burſchen ſogleich zu ſeinen Gunſten; deshalb miethete ich ihn erſt, und fing dann an zu fragen, was er leiſten könne; ich werde ſeine Fähigkeiten ſchon entdecken, wenn ich ihrer bedarf, dachte ich, — übrigens kann ja ein Franzoſe Alles.

Nun konnte aber der arme La Fleur nichts auf der Welt, als die Trommel rühren und einen oder zwei Märſche auf der Pfeife blaſen. Ich hatte mir vorgenommen, ihn ſeine Talente zeigen zu laſſen, und ich kann nicht ſagen, daß meine Schwachheit je von meiner Klugheit ſo verſpottet worden wäre, als bei dieſem Verſuche.

La Fleur hatte, gleich ritterlich wie die meiſten Franzoſen, frühzeitig angefangen, einige Jahre zu dienen; nach Verlauf derſelben, da er ſeiner Neigung genügt und überdieß gefunden hatte, daß die Ehre, die Trommel zu rühren, wahrſcheinlich ihr eigner Lohn ſein würde, und da er weiter keine Laufbahn des Ruhmes vor ſich ſah, zog er ſich à ses terres zurück und lebte, comme il plaisait à Dieu — das heißt, von der Luft.

„Und ſo," ſagte die Klugheit, „haſt du einen Trommelſchläger als Begleiter auf deiner Reiſe durch Frankreich und Italien gemiethet!"

„Bah!“ entgegnete ich, „hat nicht die Hälfte unſers Adels, wenn ſie die nämliche Tour macht, einen lärmſchlagenden compagnon de voyage, und muß noch den Pfeifer und ſonſt allen Teufel bezahlen?“

Wenn man ſich durch eine équivoque aus einem ſo ungleichen Handel herauswickeln kann, iſt es gar nicht ſo übel.

„Aber Du kannſt doch wohl noch etwas, La Fleur?“ ſagte ich. „O qu' oui, er könnte Stiefeletten machen und etwas fürs Haus auf der Geige ſpielen.“

„Bravo!“ ſprach die Klugheit.

„Nun, und ich ſpiele den Baß,“ ſagte ich; — „wir werden unſere Sache recht gut machen.

Du kannſt doch barbieren und eine Perrücke etwas zuſtutzen, La Fleur?“

Er habe zu allem Möglichen den guten Willen, ſagte er.

„Damit begnügt ſich der Himmel,“ unterbrach ich ihn, „und ich ſollte mich nicht damit begnügen?“

Als nun das Abendeſſen aufgetragen wurde und ich auf der einen Seite meines Stuhls einen muntern engliſchen Jagdhund und auf der andern einen franzöſiſchen Diener hatte mit einer ſolchen Heiterkeit

in ſeinem Geſicht, wie die Natur je einem aufgeprägt, war ich ſo recht von Herzen mit meinem Reiche zufrieden; und wüßten die Monarchen, was ſie eigentlich wollten, ſo würden ſie ſo zufrieden ſein, wie ich es war.

Montreuil.

Da La Fleur mich auf meiner ganzen Reiſe durch Frankreich und Italien begleitete und noch oft auftreten wird, muß ich den Leſer noch etwas günſtiger für ihn ſtimmen durch die Bemerkung, daß ich nie weniger Urſache hatte, die gewöhnlichen Triebfedern meiner Handlungsweiſe zu bereuen, als bei dieſem Burſchen. Es war eine treue, zuthuliche, natürliche Seele, wie nur je eine hinter den Ferſen eines Philoſophen hergeſchlichen iſt; und obgleich ſeine an ſich zwar ſehr ſchätzenswerthen Talente des Trommelns und Stiefelettenmachens für mich nicht von großem Nutzen ſein konnten, ward ich doch ſtündlich durch ſein munteres Weſen belohnt — das gewährte Erſatz für alle Mängel. Seine Blicke waren mir eine beſtändige Quelle des Troſtes in allen Beſchwerlichkeiten und Verlegenheiten meines Lebens, — faſt hätte ich hinzugefügt, auch des ſeinigen, — aber La Fleur konnte nichts anfechten, denn er

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

mochte Hunger, oder Durſt, oder Kälte, oder Blöße, oder Wachen oder was ſonſt für Streiche des Mißgeſchicks zu ertragen haben, ſo verrieth doch nichts in ſeinem Geſicht, daß es einen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Er war immer derſelbe; ſo daß, wenn ich ein Stück von einem Philoſophen bin (wie mir Satan zuweilen einreden will), mein Stolz beſtändig durch den Gedanken gedemüthigt wird, wie ſehr ich es der Temperamentsphiloſophie des armen Kerls danken muß, mich in eine beſſere hineingeſchämt zu haben. Bei alle dem hatte La Fleur einen leichten Anſtrich von Geckenhaftigkeit; — man hielt ihn aber beim erſten Anblick mehr für einen Gecken von Natur, als durch Kunſt, und ehe ich noch drei Tage mit ihm in Paris geweſen war, kam er mir ganz und gar nicht mehr wie ein Geck vor.

Montreuil.

Am folgenden Morgen, als La Fleur ſeinen Dienſt antrat, übergab ich ihm den Schlüſſel zu meinem Mantelſack, ſo wie ein Verzeichniß von meinem halben Dutzend Hemden und dem Paar ſeidener Beinkleider, befahl ihm, Alles auf den Wagen zu packen, die Pferde anſpannen zu laſſen, und bat den Wirth um meine Rechnung.

„C'est un garçon de bonne fortune," ſagte der Wirth, indem er durch das Fenſter auf ein halbes Dutzend Dirnen zeigte, welche La Fleur umringt hatten und ſehr freundlich Abſchied von ihm nahmen, während der Poſtillon die Pferde anſpannte. La Fleur küßte allen wiederholt die Hände, wiſchte ſich dreimal die Augen und verſprach dreimal, ihnen allen Ablaß von Rom mitzubringen.

„Der junge Burſche iſt in der ganzen Stadt beliebt," fuhr der Wirth fort, „und es giebt kaum einen Winkel in Montreuil, wo man ihn nicht vermiſſen wird. Er hat nur das einzige Unglück," ſetzte er hinzu, „daß er immer verliebt iſt."

„Das iſt mir ſehr lieb," entgegnete ich; „es wird mich der Mühe überheben, mir jede Nacht meine Beinkleider unter den Kopf zu legen."

Hiermit lobte ich nicht ſowohl La Fleur, als mich ſelbſt; ich war meiſtentheils mein ganzes Leben lang in die eine oder andere Prinzeſſin verliebt geweſen, und ich hoffe, es ſoll auch ſo fortgehen, bis ich ſterbe, denn ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ich je etwas Unrechtes thue, dies nur in der Zwiſchenzeit zwiſchen der einen und der andern Leidenſchaft geſchehen kann; ſo lange dieſes Interregnum währt' fühle ich ſtets mein Herz verſchloſſen, — ich kann

ihm kaum einen Groſchen für den Armen abzwingen; daher kürze ich auch immer ſeine Dauer ſo viel als möglich ab, und ſobald die Liebe wieder mein Herz entflammt hat, bin ich wieder lauter Freigebigkeit und Wohlwollen, und würde für oder mit Jedermann Alles in der Welt thun, wenn man mich überzeugte, daß es nicht ſündhaft ſei.

Doch damit lobe ich wahrlich die Liebe, nicht mich.

Ein Fragment.

Die Stadt Abdera war, obgleich Demokrit darin lebte und alle Macht der Ironie und des Lachens aufbot, ſie zu bekehren, die niederträchtigſte und liederlichſte Stadt in ganz Thracien. Welche Vergiftungen, Verſchwörungen und Meuchelmorde — Schmähſchriften, Pasquille und Tumulte! Man war bei Tage nicht ſicher, wenn man ausging, — aber des Nachts war es noch ſchlimmer.

Nun trug es ſich zu, als es am ärgſten herging, daß die Andromeda des Euripides in Abdera aufgeführt wurde, und das ganze Publikum war davon entzückt, aber unter allen Stellen, welche es entzückten, wirkte keine gewaltiger auf die Einbildungskraft, als die zarten Gefühle der Natur, welche

der Dichter in die pathetiſche Rede des Perſeus verwebt hatte:

Cupido, Fürſt der Götter und der Menſchen! u. ſ. w.

Jedermann redete am folgenden Tage in reinen Jamben und ſprach nur von der pathetiſchen Anrede des Perſeus: „Cupido, Fürſt der Götter und der Menſchen;“ auf jeder Straße, in jedem Hauſe zu Abdera erſcholl es: Cupido! — von jedem Munde ertönte es unwillkürlich wie ungekünſtelte Klänge einer anmuthigen Melodie: Cupido, Fürſt der Götter und der Menſchen! Das Feuer griff immer weiter um ſich und die ganze Stadt, einem einzigen Menſchenherzen gleichend, erſchloß ſich der Liebe.

Keine Apotheke konnte einen Gran Nießwurz verkaufen — kein einziger Waffenſchmidt hatte den Muth, ein Werkzeug des Todes zu ſchmieden — Freundſchaft und Tugend begegneten einander und küßten einander auf der Straße — das goldene Zeitalter kehrte wieder und ſchwebte über der Stadt Abdera — jeder Abderit ergriff ſein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe und ſetzte ſich züchtig nieder und lauſchte den Klängen.

Das vermochte nur der Gott zu bewirken, ſagt das Fragment, deſſen Herrſchaft vom Himmel bis zur Erde und ſelbſt in die Tiefen des Meeres reicht.

Montreuil.

Wenn im Gasthof Alles bereit und jeder Artikel bekrittelt und bezahlt ist, so bleibt, sofern man nicht durch solche Dinge etwas verdrießlich geworden, immer noch etwas an der Thür abzumachen übrig, bevor man in den Wagen steigen kann, nämlich mit den sich ringsum aufstellenden Söhnen und Töchtern der Armuth. Niemand sage: „Schert Euch zum Teufel!“ — da würde man die wenigen Elenden einen schrecklichen Weg gehen heißen, und sie haben ja ohnedies schon genug erduldet. Ich halte es immer für besser, einige Sous in die Hand zu nehmen, und würde jedem honetten Reisenden rathen, es ebenso zu machen: — er braucht nicht so genau einzutragen, wofür er sie ausgegeben, — sie werden schon anderswo aufgezeichnet.

Was mich betrifft, so giebt Niemand so wenig, als ich, denn ich kenne Wenige, die so wenig zu verschenken haben; da dies aber die erste Handlung der Wohlthätigkeit war, welche ich in Frankreich ausübte, so nehme ich desto mehr Notiz davon.

„Das wird gut werden!“ sagte ich; „ich habe nur acht Sous (ich klimperte mit denselben), und hier wollen sich acht arme Männer und acht arme Weiber darein theilen.“

Ein armer zerlumpter Kerl, der kein Hemd auf dem Leibe hatte, gab sogleich seine Ansprüche auf und entfernte sich mit einem entsagenden Bückling zwei Schritt aus dem Kreise. Hätte ein ganzes Parterre einstimmig gerufen: Place aux dames! es würde nicht halb so sehr die Achtung vor dem andern Geschlecht an den Tag gelegt haben. Gütiger Himmel! welch weiser Plan ließ es dich so anordnen, daß Bettelei und Artigkeit, in andern Ländern einander so fremd, sich hier vereinigt finden?"

Ich zwang ihm einen Sou auf, blos wegen seiner Politesse.

Ein armer munterer zwergartiger Kerl, der im Kreise mir gegenüber stand, nahm Etwas unter den Arm, was früher einmal ein Hut gewesen war, zog dann seine Dose aus der Tasche und bot nach beiden Seiten hin eine Prise an: es war keine geringe Gabe, und man schlug sie bescheiden aus. Der arme Kleine nöthigte aber die Umstehenden, indem er ihnen freundlich zunickte: „Prenez-en, prenez," sagte er und blickte anders wohin, und nun nahm Jeder eine Prise.

„Es wäre doch Schade, wenn deine Dose jemals leer sein sollte!" sagte ich bei mir selbst und legte ein paar Sous hinein, nahm aber ein Prischen, um

den Werth des Geſchenks zu erhöhen. Das Gewicht der zweiten Verpflichtung dünkte ihm größer, als das der erſten; — ich erzeigte ihm dadurch eine Ehre, das Andere war nur ein Almoſen, — er machte mir deshalb eine Verbeugung bis auf die Erde.

„Da!“ ſagte ich zu einem alten Soldaten mit nur einer Hand, der Feldzüge mitgemacht hatte und von den Strapazen ganz entkräftet war, „da nimm die paar Sous.“

„Vive le roi!“ rief der alte Soldat.

Nun blieben mir nur noch drei Sous, von denen ich einen blos pour l'amour de Dieu gab, denn deshalb ward ich darum gebeten. — Die arme Frau hatte eine verrenkte Hüfte; es konnte alſo nicht wohl aus einem andern Grunde geſchehen.

„Mon cher et très-charitable monsieur!“

„Da kann man unmöglich widerſtehen,“ ſagte ich.

„Mylord Anglais!“ — ſchon der bloße Klang war das Geld werth — und ſo gab ich meinen letzten Sou dafür hin. Aber im Eifer des Gebens hatte ich einen pauvre honteux überſehen, welcher Niemand hatte, der für ihn bitten konnte, und ſelbſt anzuſprechen, — eher wäre er, wie mir dünkte, Hungers geſtorben. Er ſtand bei meinem Wagen, ein

wenig außerhalb des Kreiſes, und wiſchte eine Thräne von dem Geſicht, das allem Vermuthen nach beſſere Tage geſehen hatte.

„Guter Gott!“ ſagte ich, — „und ich habe nicht einen einzigen Sou mehr, den ich ihm geben könnte.“ — „Aber du haſt ja Tauſende!“ rief es in mir mit aller rege werdenden Macht der Natur, — und ſo gab ich ihm — es kommt nicht darauf an, was — jetzt ſchäme ich mich zu ſagen, wie viel — damals ſchämte ich mich zu denken, wie wenig; — wenn alſo der Leſer ſich einen Begriff von meinen Umſtänden machen kann und da ich ihm zwei feſte Anhaltepunkte gegeben habe, ſo mag er urtheilen, daß die Summe zwiſchen 1 und 2 Livres betrug.

Für die Uebrigen hatte ich nichts mehr, als: „Dieu vous bénisse!“

„Et le bon Dieu vous bénisse encore!“ ſagte der alte Soldat, der Zwerg u. ſ. w. Der pauvre honteux konnte nichts ſagen; er zog ein kleines Schnupftuch heraus, wendete ſich weg und wiſchte ſich die Augen, — und ich dachte, er dankte mir mehr als alle Andern.

Der Postklepper.

Nachdem alle diese Kleinigkeiten abgemacht waren, setzte ich mich mit einem Behagen in die Postchaise, wie nie in meinem Leben; La Fleur aber warf einen großen Courierstiefel auf die eine, und noch einen auf die andere Seite eines kleinen Postkleppers (denn seine Beine waren für nichts zu rechnen) und trabte so glücklich und stattlich wie ein Prinz vor mir her.

Aber was ist Glück! was ist Größe auf dieser bunten Bühne des Lebens? Ein todter Esel setzte plötzlich, noch ehe wir eine halbe Meile zurückgelegt hatten, La Fleur's Laufbahn ein Hinderniß entgegen; — sein Klepper wollte nicht vorbei — sie kamen mit einander in Streit, und beim ersten Anprall ward der arme Kerl aus seinen Courierstiefeln gehoben.

La Fleur ertrug den Fall wie ein französischer Christ und sagte nicht ein Wort mehr oder weniger, als: Diable! raffte sich schnell empor, kam rücklings wieder auf seinen Klepper und schlug darauf los, als hätte er seine Trommel vor sich.

Der Klepper sprang von einer Seite der Straße auf die andere, — dann wieder zurück — dann hierhin — dahin, kurz nach allen Richtungen, nur nicht

an dem todten Esel vorbei. La Fleur wollte es erzwingen — und der Klepper warf ihn ab.

„Was hast Du denn mit Deinem Gaule, La Fleur?“ fragte ich.

„Monsieur,“ erwiederte er, „c'est un cheval le plus opiniâtre du monde.“

„Nun, wenn das Thier eigensinnig ist,“ versetzte ich, „so laß es seinen Weg laufen.“

La Fleur ließ es los, versetzte ihm noch einen tüchtigen Peitschenhieb, der Gaul aber nahm mich beim Wort und fort flog er wieder nach Montreuil zu.

„Peste!“ rief La Fleur.

Es ist wohl nicht mal à propos, hier zu bemerken, daß, wiewohl La Fleur bei diesem Vorfall nur zwei verschiedene Ausrufungen gebrauchte, nämlich Diable! und Peste! dennoch die französische Sprache deren drei hat, gleichsam als Positiv, Comparativ und Superlativ, von denen man die eine oder andere bei jedem unerwarteten Wurfe im Würfelspiele des Lebens anwendet.

Le Diable! der erste und positive Grad, wird hauptsächlich bei gewöhnlichen Aufregungen gebraucht, wenn nur unbedeutende Dinge anders ausfallen, als man erwartete, — z. B. wenn man Doubletten wirft — als La Fleur von seinem Gaule abgewor-

ſen wurde und dergleichen — bei der Hahnreiſchaft heißt es deshalb immer: Le Diable!

Wenn aber der Wurf etwas Aergerliches hat, wie damals, als der Gaul davon rannte und La Fleur in den Courierſtiefeln am Boden liegen ließ, dann tritt der zweite Grad ein.

Dann heißt es: Peste!

Und für den dritten —

Doch hier iſt mein Herz von Bedauern und Mitgefühl durchdrungen, wenn ich bedenke, welches Ungemach über ein ſo gebildetes Volk hereingebrochen ſein muß und wie tief es daſſelbe gewiß geſchmerzt hat, zu deſſen Gebrauche gezwungen zu werden.

O ihr Mächte, die ihr die Zunge in der Noth mit Beredtſamkeit ausrüſtet, gewährt mir, — welches auch mein Wurf ſein möge, — gewährt mir, daß ich nur anſtändige Worte ausrufe, und ich will der Natur ihren Lauf laſſen.

Da es aber in Frankreich an dergleichen mangelte, beſchloß ich, jeden Unfall ganz ruhig, ohne irgend einen Ausruf hinzunehmen.

La Fleur aber, der keinen ſolchen Vertrag mit ſich geſchloſſen hatte, folgte dem Gaule mit den Augen, bis er ihm aus dem Geſicht gekommen war, —

und dann kann man sich vorstellen, mit welchem Wort er den ganzen Auftritt beschloß.

Da es unmöglich war, ein scheu gewordenes Pferd in Courierstiefeln einzuholen, so blieb keine andere Wahl, als La Fleur entweder hinten auf den Wagen oder in denselben zu nehmen.

Ich zog das Letztere vor, und in einer halben Stunde waren wir vor dem Posthause von Nampont.

Nampont.

Der todte Esel.

„Und das," sagte er und steckte den Rest einer Brodrinde in den Ranzen, — „das wäre deine Portion gewesen, wenn du leben geblieben und es hättest mit mir theilen können."

Nach dem Tone, glaubte ich, er redete sein Kind an, aber er sprach zu dem Esel, und zwar zu demselben Esel, den wir auf der Straße todt liegen gesehen und welcher La Fleur den Unfall bereitet hatte. Der Mann schien ihn sehr zu beklagen, und das erinnerte mich sogleich an die Klage Sancho's um seinen Esel, aber bei ihm kam mir die Trauer natürlicher vor.

Der Trauernde saß auf einer steinernen Bank

an der Thür, auf der einen Seite das Sattelkiſſen und den Zaum des Eſels, die er von Zeit zu Zeit aufhob — wieder hinlegte — anblickte, worauf er den Kopf ſchüttelte. Dann holte er wieder ſeine Brodrinde aus dem Ranzen hervor, als ob er ſie eſſen wollte, hielt ſie einige Zeit in der Hand — legte ſie dann auf das Gebiß des Zaumes ſeines Eſels — blickte bekümmert auf dieſe kleine Vorrichtung, die er getroffen — und ſeufzte.

Seine natürliche Betrübniß hatte viele Menſchen um ihn verſammelt, und unter ihnen befand ſich auch La Fleur, während die Pferde angeſpannt wurden; ich war im Wagen ſitzen geblieben, und konnte daher über die Menge hinweg Alles ſehen und hören, was vorging.

Er erzählte, er komme zuletzt von Spanien, wohin er vom äußerſten Ende Frankens gereiſt ſei, und nun ſei er ſo weit auf ſeiner Heimreiſe geweſen, als ihm ſein Eſel ſtarb. Jedermann war begierig, zu erfahren, was einen ſo alten armen Mann zu einer ſo weiten Reiſe von ſeiner Heimath weg bewogen haben könne.

Der Himmel habe ihn mit drei Söhnen geſegnet gehabt, ſagte er, den ſchönſten Jungen in ganz Deutſchland, aber in einer Woche ſeien ihm die bei-

den älteſten an den Blattern geſtorben, und da auch der jüngſte davon befallen worden, habe er gefürchtet. auch dieſer werde ihm entriſſen werden, und deshalb ein Gelübde gethan, wenn der Himmel ihm den laſſen würde, wolle er aus Dankbarkeit nach St. Jago in Spanien pilgern.

Als der Trauernde ſo weit in ſeiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, um der Natur ihren Zoll zu zahlen, und weinte bitterlich.

Er ſagte, der Himmel wäre darauf eingegangen, und ſo ſei er mit dieſem armen Thiere aus ſeiner Hütte abgereiſt, es ſei ihm ein geduldiger Reiſegefährte geweſen, habe mit ihm von demſelben Brode gegeſſen den ganzen Tag lang und ſei ihm wie ein Freund geweſen.

Alle Umſtehenden hörten dem armen Manne theilnehmend zu — La Fleur bot ihm Geld an — aber der Klagende ſagte, er brauche keins — es war ihm nicht um den Werth des Eſels, ſondern um den Verluſt deſſelben. — Der Eſel, ſagte er, deſſen war er gewiß, liebte ihn, — und nun erzählte er eine lange Geſchichte von einem Unfall, der ſie auf ihrer Reiſe über die Pyrenäen betroffen und ſie drei Tage lang von einander entfernt hatte, und während dieſer Zeit hätte der Eſel ihn eben ſo geſucht, wie er den

Eſel, und ſie hätten faſt gar nichts gegeſſen oder getrunken, bis ſie einander wiedergefunden.

„Du haſt doch einen Troſt, Freund,“ ſagte ich, „bei dem Verluſte Deines armen Thieres: ich glaube gewiß, Du biſt ihm ein gütiger Herr geweſen.“

„Ach!“ ſagte der Trauernde, „das dachte ich wohl, als er noch lebte; aber nun, da er todt iſt, denke ich anders. Ich fürchte, meine Laſt und mein Gram zuſammen ſind zu viel für ihn geworden — das hat dem armen Thiere ſeine Tage verkürzt, und ich fürchte, ich habe es auf meinem Gewiſſen.“

„Die Welt ſollte ſich ſchämen!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Liebten wir einander nur ſo, wie dieſer arme Mann ſeinen Eſel — da wäre es doch noch etwas.“

Rampont.

Der Poſtillon.

Das theilnehmende Gefühl, welches die Erzählung des armen Mannes in mir erregt hatte, verdiente einige Berückſichtigung; aber der Poſtillon achtete nicht im mindeſten darauf, ſondern fuhr in vollem Galopp über das Pflaſter hin.

Die durſtigſte Seele in der ſandigſten Wüſte Arabiens kann keine heißere Sehnſucht nach einem

Trunk frischen Wassers fühlen, als die meinige nach genossenen und ruhigen Bewegungen, und ich würde eine hohe Meinung von dem Postillon gefaßt haben, wäre er in einer Art tiefsinnigen Schrittes mit mir dahingeschlichen. Im Gegentheil hieb der Kerl, als der Trauernde mit seinem Klagelied zu Ende war, auf jedes seiner Thiere fürchterlich los und rasselte wie von tausend Teufeln gehetzt davon.

Ich schrie ihm zu, so laut ich nur konnte, er möchte um des Himmels willen langsamer fahren — aber je lauter ich schrie, desto unbarmherziger galoppirte er.

„Hol' ihn der Teufel mit seinem Galoppiren," sagte ich — „er wird so lange meine Nerven in Stücke zerreißen, bis er mich zu einer unedlen Leidenschaft getrieben hat, dann wird er langsam fahren, damit es mir desto angenehmer erscheint.

Der Postillon traf es auf eine bewundernswerthe Weise; — während der Zeit, daß er bis zum Fuße eines steilen Hügels etwa eine halbe Meile von Nampont gekommen war, hatte er mich im höchsten Grade gegen ihn aufgebracht — und dann ärgerte ich mich über mich, daß ich so gewesen.

Meine Stimmung erforderte eine ganz andere Behandlung; ein guter rasselnder Galopp wäre mir recht dienlich gewesen.

„Fahr' zu, bitte, fahr' zu, guter Schwager!“ sagte ich.

Der Postillon deutete auf den Hügel — ich versuchte auf die Geschichte des armen Deutschen und seines Esels zurückzukommen — aber ich hatte den Faden verloren — und konnte eben so wenig wieder hineinkommen, wie der Postillon in den Trab.

„Da muß der Teufel sein Spiel treiben!“ sagte ich. „Hier sitze ich mit so redlichem Willen, das Schlimme zum Besten zu kehren, wie nur je ein Mensch gehabt hat, und Alles geht der Quere.“

Die Natur bietet wenigstens ein mildes Beruhigungsmittel für eingetretenes Mißgeschick; ich nahm es freundlich von ihr an und schlief ein, und das erste Wort, das mich weckte, war Amiens.

„Gütiger Himmel!“ rief ich und rieb mir die Augen, — „das ist ja die nämliche Stadt, wohin meine arme Dame kommen wird.“

Amiens.

Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als die Postchaise des Grafen von L., in der auch seine Schwester saß, schnell vorbeifuhr; sie hatte gerade so viel Zeit, mir einen Erkennungsgruß zu senden, und zwar auf eine Weise, welche mir sagte, sie habe mich

noch nicht aufgegeben. Sie hielt, was ihr Blick versprochen, denn noch ehe ich mit dem Abendessen fertig war, trat der Diener ihres Bruders mit einem Billet ins Zimmer, worin sie schrieb, sie habe sich die Freiheit genommen, mich mit einem Briefe zu belästigen, den ich am ersten Morgen, wo ich in Paris nichts zu thun hätte, selbst Madame X. überbringen möchte. Noch war hinzugefügt, sie bedauerte, aber aus welchem penchant, wüßte sie nicht, daß sie verhindert worden, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen; sie bliebe mir dieselbe schuldig, und wenn mich mein Weg jemals durch Brüssel führen sollte und ich hätte den Namen der Frau v. L. nicht vergessen — so würde Frau v. L. sehr erfreut sein, ihre Schuld abzutragen.

„In Brüssel also," sagte ich, „werde ich Dich, schöne Seele, wiedersehen! Ich brauche ja nur auf meiner Rückkehr aus Italien durch Deutschland nach Holland und über Flandern zu reisen — das wird kaum zehn Poststationen außerhalb meines Weges liegen; aber wären es auch zehntausend! mit welchem geistigen Genuß werde ich meine Reise gekrönt sehen, wenn ich eine solche Dulderin die rührenden Einzelnheiten ihrer Leidensgeschichte erzählen höre — wenn ich sie weinen sehe! und kann ich auch nicht die

Quelle ihrer Thränen versiechen machen, welch ein süßes Gefühl wird mir doch bleiben, wenn ich sie von den Wangen der ersten und schönsten der Frauen trockne und mit dem Tuch in der Hand schweigend die ganze Nacht hindurch an ihrer Seite sitze!

Es lag nichts Böses in diesem Gedanken, und doch machte ich sogleich meinem Herzen die bittersten und heftigsten Vorwürfe darüber.

Wie ich dem Leser bereits berichtet, gewährte es meinem Leben einen besondern Reiz, fast zu jeder Stunde desselben in Eine rasend verliebt zu sein, und da meine letzte Flamme durch einen Hauch der Eifersucht ausgeblasen war, als ich plötzlich um eine Ecke bog, hatte ich sie vor etwa drei Monaten an der reinen Kerze Elisa's wieder angezündet; — ich schwur ihr dabei, sie solle die ganze Reise über dauern. — Was soll ich ein Geheimniß daraus machen? Ich hatte ihr ewige Treue geschworen — und sie hatte ein Recht auf mein ganzes Herz — meine Neigung theilen, hieß sie schwächen, sie bloßstellen, aufs Spiel setzen, und wo man etwas aufs Spiel setzt, kann man auch etwas verlieren; — und, Yorick, was wirst du einem Herzen antworten können, das so treu und voll Vertrauen, so gut, so liebreich und nachsichtig ist?

„Ich werde nicht nach Brüſſel reiſen," unterbrach ich mich ſelbſt — aber meine Einbildungskraft ging noch weiter — ich gedachte ihres Blickes in dem entſcheidenden Augenblick unſerer Trennung, als Keines von uns Lebewohl! zu ſagen vermochte. Ich betrachtete das Bild, das ſie an einem ſchwarzen Bande mir um den Hals gehangen hatte — und erröthete, als ich es anſah — ich hätte die ganze Welt darum gegeben, wenn ich es hätte küſſen können — aber ich ſchämte mich. „Und ſollte dieſe zarte Blume," ſagte ich und umſchloß es mit meinen Händen, „bis auf die Wurzel gebrochen werden, gebrochen durch dich, Yorick, der du ſie in deinem Buſen zu pflegen verſprachſt?"

„Ewiger Quell der Seligkeit," rief ich und kniete nieder, ſei du mein Zeuge — und jeden reinen Geiſt, welcher davon koſtet, rufe ich zum Zeugen an, daß ich nicht nach Brüſſel reiſen würde — Eliſa ginge denn mit mir — führte auch der Weg mich zum Himmel."

In ſolchen Entzückungen wird das Herz, trotz dem Verſtande, immer zu viel ſagen.

Der Brief.

Amiens.

Fortuna hatte La Fleur nicht gelächelt, denn er hatte in ritterlichen Thaten kein Glück gehabt und nicht eine einzige Gelegenheit gefunden, seinen Eifer in meinem Dienste an den Tag zu legen, seit er in denselben getreten war, und das waren beinahe vierundzwanzig Stunden. Der arme Kerl brannte vor Ungeduld, und da die Ankunft des gräflich L.'schen Dieners mit dem Briefe die erste passende Gelegenheit war, ergriff La Fleur dieselbe; um seinem Herrn Ehre zu machen, hatte er ihn mit in ein Hinterzimmer des Wirthshauses genommen und mit einem oder zwei Gläsern des besten Picardieweines bewirthet, und der gräflich L.'sche Diener hatte, um La Fleur nicht an Artigkeit nachzustehen, diesen wieder mit in das Hôtel des Grafen genommen.

La Fleur's Zuvorkommenheit (denn schon in seinem Blick lag eine Empfehlung) hatte ihn bald mit allen Leuten in der Küche auf vertraulichen Fuß gesetzt, und da ein Franzose, welche Talente er auch besitzen möge, sich nicht lange besinnt, sie zu zeigen, so hatte La Fleur, noch ehe fünf Minuten vergangen waren, seine Querpfeife hervorgezogen

und indem er ſelbſt beim erſten Tone den Ball eröffnete, ließ er die fille de chambre, den maître d'hôtel, den Koch, Kutſcher und die ganze Wirthſchaft, Hunde und Katzen, und überdies einen alten Affen tanzen: ich glaube, ſeit der Sündfluth hat es keine luſtigere Küche gegeben.

Als Frau v. L., während ſie von ihres Bruders Zimmern nach den ihrigen ging, hörte, daß es unten ſo luſtig herging, klingelte ſie ihrer fille de chambre, um von ihr die Veranlaſſung zu erfahren, und da ſie vernahm, daß der Diener des engliſchen Herrn das ganze Haus durch ſeine Pfeife in ſolche Fröhlichkeit verſetzt habe, ließ ſie ihn heraufkommen.

Da der arme Kerl doch nicht mit leeren Händen kommen konnte, hatte er ſich im Hinaufgehen mit tauſend Complimenten von ſeinem Herrn an Frau v. L. beladen und fügte eine Menge erdichteter Erkundigungen nach deren Befinden hinzu, — er erzählte ihr, Monſieur ſein Herr wäre au désespoir wegen ihrer Erholung von den Mühſeligkeiten der Reiſe, und erwähnte ſchließlich, Monſieur habe den Brief erhalten, mit dem Madame ihn beehrt hätte.

„Und er hat mir die Ehre erzeigt," unterbrach Frau v. L. La Fleur, „mir eine Antwort zu ſenden?"

Frau v. L. ſagte dies in ſo zuverſichtlichem

Tone, daß La Fleur es nicht über sich gewinnen konnte, ihre Erwartungen zu täuschen — er war um meine Ehre besorgt — und möglicherweise war er auch gegen seine eigene nicht gleichgültig — wie ein Mensch, der einem Herrn angehörte, welchem es en égards vis-à-vis d'une femme fehlte; als daher Frau v. L. La Fleur fragte, ob er einen Brief bringe, antwortete dieser: O qu' oui, stellte seinen Hut auf den Boden, hielt mit der linken Hand die Patte der rechten Seitentasche und fing an mit der rechten nach dem Briefe zu suchen — dann umgekehrt — Diable! — dann durchsuchte er alle Taschen, eine nach der andern, rings herum, die Uhrtasche nicht ausgenommen — Peste! — hierauf leerte La Fleur sie auf den Fußboden aus — eine schmutzige Halsbinde — ein Schnupftuch — einen Kamm — eine Peitschenschnur — eine Nachtmütze — dann guckte er in den Hut — Quelle étourderie! Er hatte den Brief im Wirthshause auf dem Tisch liegen lassen — er wollte hinlaufen und in drei Minuten würde er wieder zurück sein.

Ich war eben mit dem Abendessen fertig, als La Fleur eintrat und mir erzählte, was sich zugetragen hatte; er trug die ganze Geschichte so einfach vor, wie sie war, und fügte blos hinzu, wenn Mon-

ſieur (par hazard) vergeſſen habe, Madame auf ihren Brief zu antworten, ſo biete ſich ihm eine paſſende Gelegenheit, den faux pas wieder gut zu machen: — wenn nicht, nun, ſo ändere das nichts an der Sache.

Nun war ich hinſichtlich der Etiquette nicht ganz ſicher, ob ich geſchrieben haben ſollte oder nicht; aber wenn ich es auch ſollte — der Teufel ſelbſt hätte nicht erzürnt darüber ſein können: es war ja nur der dienſtfertige Eifer eines gutmüthigen Menſchen für meine Ehre; — und wie er auch in der Wahl des Weges geirrt oder in welche Verlegenheit er mich dadurch gebracht haben mochte — ſein Herz war von aller Schuld frei — ich war nicht gezwungen, zu ſchreiben — und was vom allergrößten Gewicht war — er ſah nicht aus, als hätte er einen Fehler begangen.

„Das iſt Alles recht gut, La Fleur," ſagte ich — das war genug. Blitzſchnell flog La Fleur aus dem Zimmer und brachte Feder, Dinte und Papier, trat an den Tiſch und legte es mit ſo vergnügter Miene vor mich hin, daß ich die Feder ergreifen mußte.

Ich begann und begann nochmals, und obgleich ich nichts zu ſagen hatte und dieſes Nichts in ein

halbes Dutzend Zeilen zusammenfassen konnte, machte ich doch ein halbes Dutzend verschiedene Eingänge und war mit keinem zufrieden.

Kurz, ich war nicht aufgelegt zum Schreiben.

La Fleur entfernte sich und brachte in einem Glase ein wenig Wasser, um die Dinte zu verdünnen — dann holte er Sand und Siegellack — es half Alles nichts: ich schrieb, und löschte aus, und zerriß, und verbrannte, und schrieb wieder.

„Le Diable l'emporte!" sagte ich halblaut zu mir selbst; — „ich kann diesen Brief nicht schreiben;" mit diesen Worten warf ich voll Verzweiflung die Feder hin.

Sobald ich sie weggeworfen hatte, näherte sich La Fleur mit der größten Ehrerbietung dem Tische, bat tausendmal um Entschuldigung wegen der Freiheit, die er sich nehmen wolle, und erzählte mir, er habe einen Brief in der Tasche, den ein Tambour, der bei seinem Regiment gestanden, an die Frau eines Corporals geschrieben habe, und der, wie er sich zu behaupten getraue, für den Fall passen werde.

Ich hatte Lust, dem armen Burschen seinen Willen zu lassen, und sagte daher: „Nun, bitte, laß sehen."

La Fleur zog sogleich eine kleine schmutzige

Brieftaſche heraus, die mit Briefchen und arg mitgenommenen billets-doux vollgeſtopft war, legte ſie auf den Tiſch, band dann die Schnur auf, die ſie zuſammenhielt, überflog einen Brief nach dem andern, bis er an den kam, den er ſuchte.

„La voilà!" rief er und klatſchte in die Hände: ſodann entfaltete er ihn, legte ihn vor mich hin und entfernte ſich drei Schritt vom Tiſche, während ich ihn las.

Der Brief.

Madame!

Je suis pénétré de la douleur la plus vive, et réduit en même temps au désespoir par ce retour imprévu du caporal, qui rend notre entrevue de ce soir la chose du monde la plus impossible.

Mais vive la joie! et toute la mienne sera de penser à vous.

L'amour n'est rien sans sentiment.

Et le sentiment est encore moins sans amour.

On dit qu'on ne doit jamais se désespérer.

On dit aussi que monsieur le caporal monte la garde mercredi: alors ce sera mon tour.

Chacun à son tour.

En attendant — vive l'amour! et vive la bagatelle!

Je suis, Madame,

avec tous les sentimens les plus respectueux et les plus tendres, tout à vous

Jacques Roque.

Man brauchte blos den Corporal in den Grafen umzuwandeln und nichts von dem die Mittwoch zu erwartenden Wachebeziehen zu erwähnen — und der Brief war weder recht noch ſchlecht. Um alſo den armen Kerl, der für meine Ehre, für die ſeinige und für die ſeines Briefes zitterte, zufrieden zu ſtellen, ſchöpfte ich die Sahne ſauber ab und quirlte ſie nach meiner Art — beſiegelte es und ſchickte ihn damit zu Frau v. L. — und am nächſten Morgen ſetzten wir unſere Reiſe nach Paris fort.

Paris.

Wenn ein Mann mit ſeiner Equipage die Spitze bieten und mit einem halben Dutzend Lakaien und etlichen Köchen daherrauſchen und Alles mit ſich fortreißen kann, ſo geht das recht wohl an einem ſolchen Orte wie Paris; — er kann dort in eine Gaſſe hineinfahren, von welcher Seite er will.

Ein armer Prinz aber, der ſchwach an Cavallerie iſt und deſſen ganze Infanterie ſich nur auf einen Mann beläuft, thut am beſten, das Feld zu räumen und ſich lieber im Kabinet zu ſignaliſiren, wenn er hinauf und hinein kommen kann — ich ſage: hinauf und hinein — denn es läßt ſich nicht ſo perpendiculär hinunter zwiſchen ſie ſteigen mit einem „Me voici, mes enfants!" — hier bin ich — was auch Mancher denken mag.

Ich geſtehe, mein erſtes Gefühl, ſobald ich mich in meinem eigenen Zimmer im Hôtel einſam und allein befand, war lange nicht ſo ſchmeichelhaft, als ich mir's vorgeſtellt hatte. Mit ernſten Schritten ging ich in meinem beſtäubten ſchwarzen Rock nach dem Fenſter und ſah durch die Scheiben die ganze Welt ganz gelb, blau und grün nach dem Ringe des Vergnügens rennen — die Alten mit gebrochenen Lanzen und mit Helmen, woran die Viſiere verloren gegangen — die Jungen in goldſchimmernden Wappen, umbuſcht mit allen buntfarbigen Federn des Oſtens. Alle, alle, ſtießen darauf zu, wie die verzückten Ritter in den Turnieren der Vorzeit um Ruhm und Liebe.

„Ach, armer Yorick!" rief ich, „was willſt du hier machen? Bei dem erſten Stoß an dieſes ſchim-

mernde Getöſe wirſt du zu Staub zermalmt; — ſuch', ſuch' irgend eine gewundene Allee am Ende mit einem Drehbaum verwahrt, wo nie ein Wagen rollte, noch eine Fackel ihre Strahlen ergoß, dort magſt du deine Seele in ſüßer Unterhaltung mit irgend einer artigen Griſette von Barbiersfrau tröſten und Zutritt zu derlei Coterien finden!"

„Eh' will ich umkommen, als daß ich das thue!" ſagte ich und zog den Brief aus der Taſche, den ich an Madame de R. zu übergeben hatte. „Mein erſter Gang ſoll zu dieſer Dame ſein." Ich rief alſo La Fleur, mir ſogleich einen Barbier zu holen und wiederzukommen und mein Kleid auszubürſten.

Die Perrücke.

Paris.

Als der Barbier kam, weigerte er ſich ſchlechterdings, irgend etwas mit meiner Perrücke vorzunehmen — es war entweder über oder unter ſeiner Kunſt — mir blieb daher nichts übrig, als eine andere fertige auf ſeine eigene Recommandation anzunehmen.

„Aber ich fürchte, mein Freund," ſagte ich, „dieſe Locke wird nicht ſtehen."

„Tauchen Sie ſie in den Ocean," erwiederte er, „und ſie wird ſtehen."

Wie hoch iſt doch Alles in dieſer Stadt ge-

schraubt! dachte ich. Der höchste Gedankenschwung eines englischen Perruquiers hätte sie nur in einen Eimer Wasser tunken lassen. Welch ein Unterschied! Es verhält sich wie Zeit zu Ewigkeit.

Ich gestehe, ich hasse alle frostigen Ausdrücke eben so wie die magern Ideen, wodurch sie erzeugt werden, und bin gewöhnlich von den großen Werken der Natur dermaßen gerührt, daß ich, wenn ich es erzwingen könnte, nie geringere, als berghohe Gleichnisse machen würde. Alles, was man gegen die französische Erhabenheit aufbringen kann, ist, daß die Größe mehr im Worte, weniger in der Sache liegt. Natürlich füllt der Ocean die Seele mit ungeheuren Ideen; da aber Paris so tief im Lande liegt, so war es nicht wahrscheinlich, daß ich hundert Meilen auf der Post reisen würde, um das Exyériment zu versuchen. Der Pariser Barbier dachte nichts dabei.

Der Wassereimer aber, wenn er mit dem großen Meere zusammengestellt wird, macht gewiß in der Rede eine armselige Figur; — doch kann man einwenden, er hat einen Vorzug: er steht im nächsten Zimmer bei der Hand, und die Güte der Locke kann ohne weiteres in einem Augenblick geprüft werden.

Die nackte Wahrheit zu sagen, und nach einer

unparteiiſchen Unterſuchung der Sache, der franzöſiſche Ausdruck verſpricht mehr, als er leiſtet.

Ich meine, daß ich die ſcharfen und unterſcheidenden Merkmale der Nationalcharaktere in dieſen närriſchen Kleinigkeiten beſſer ſehen kann, als in den wichtigſten Staatsgeſchäften, wobei die großen Männer aller Nationen ſo ähnlich handeln und wandeln, daß ich nicht vier Groſchen darum geben möchte, ſie auszuſuchen.

Ich war ſo lange unter den Händen meines Barbiers, daß es zu ſpät wurde, nur daran zu denken, denſelben Abend noch mit einem Brief zu Madame de R. zu gehen. Wenn man aber in allen Stücken zum Ausgehen fertig iſt, ſo hat man zum Nachdenken nicht mehr viel Ruhe; alſo merkte ich mir den Namen des Hôtel de Modène, wo ich abgeſtiegen, und ging aus, ohne den geringſten Vorſatz, wohin. Unterwegs, ſagte ich, will ich daran denken.

Der Puls.

Paris.

Heil euch, ihr lieben kleinen Gefälligkeiten des Lebens, denn ihr macht den Pfad deſſelben angenehm! Gleich der Anmuth und Schönheit, die beim erſten

Anblick unſer Herz zur Liebe neigen, ſeid ihr es, welche dieſe Pforte öffnen und den Fremdling einlaſſen.

„Ich bitte, Madame," ſagte ich, „haben Sie die Güte, mir zu ſagen, welchen Weg ich am beſten nach der Opéra comique gehe."

„Von Herzen gern, Monſieur," erwiederte ſie und legte ihre Arbeit weg.

Ich hatte im Vorbeigehen an ein halbes Dutzend Läden geblickt, um ein Geſicht zu finden, das ſo ausſähe, daß es eine ſolche Unterbrechung nicht übel nehmen würde, bis ich endlich an dieſes kam, das meinen Gedanken zuſagte. Ich trat hinein.

Sie ſaß auf einem niedrigen Stuhl im Raume des Ladens der Thür gegenüber und ſtickte an einem Paar Manchetten.

„Très-volontiers, von Herzen gern," ſagte ſie und legte ihre Arbeit auf einen Stuhl neben ſich, ſtand von dem niedrigen Stuhle, worin ſie ſaß, auf, mit einer ſehr freundlichen Bewegung und eben ſo freundlichem Blick, daß, wenn ich ihr auch funfzig Louisd'or zu löſen gegeben hätte, ich doch geſagt haben würde: die Frau iſt dankbar.

„Halten Sie ſich nur, Monſieur," ſagte ſie, indem ſie mit mir an die Thür des Ladens ging und mit der Hand die Gaſſe, die ich gehen ſollte, hinun-

ter zeigte, „halten Sie ſich nur linker Hand; — mais prenez garde — da kommen zwei Gaſſen, und haben Sie die Güte, die zweite zu nehmen; — dann, wenn Sie ein Weilchen gegangen ſind, werden Sie eine Kirche ſehen, und wenn Sie daran vorbei ſind, ſo bemühen Sie ſich nur gleich rechts, ſo kommen Sie an den pont neuf, worüber Sie müſſen, — und wenn Sie dort ſind, wird Sie Jedermann mit dem größten Vergnügen hinweiſen."

Sie wiederholte ihre Weiſung dreimal, das dritte Mal mit eben ſo freundlicher Geduld, als das erſte, und wenn Ton und Manier eine Bedeutung haben, die ſie gewiß haben, außer bei Herzen, die ihnen die Thür verſchließen, ſo ſchien ihr wirklich daran zu liegen, daß ich mich nicht verirren ſolle.

Ich will nicht behaupten, daß es die Schönheit dieſer Frau war (ob ſie gleich, wie mich dünkte, eine von den hübſcheſten Griſetten war, die ich je geſehen), die ſich in die Dankbarkeit für ihre Gefälligkeit einmiſchte; ſo viel erinnere ich mich nur, daß ich ihr ſehr tief in die Augen ſah, als ich ſie meiner Erkenntlichkeit verſicherte, und daß ich meinen Dank eben ſo oft wiederholte, als ſie es mit ihrer Weiſung gethan hatte.

Ich war noch nicht zehn Schritt von ihrer Thür,

als ich fand, daß ich jede Sylbe von dem, was ſie mir geſagt, vergeſſen hatte. Ich kehrte mich alſo um, und da ich bemerkte, daß ſie noch in der Thür ſtand, als ob ſie ſehen wollte, ob ich recht ging, kehrte ich zurück, ſie zu fragen, ob ich rechts oder links gehen müſſe, weil ich es rein vergeſſen hätte.

„Iſt das möglich!“ ſagte ſie halb lachend.

„Das iſt ſehr möglich,“ verſetzte ich, „wenn ein Mann mehr auf eine Frau, als auf ihre Lehren achtet.“

Da dies wirkliche Wahrheit war, ſo nahm ſie es, wie jedes Frauenzimmer derlei Wahrheiten nimmt, mit einer leichten Verneigung.

„Attendez!“ ſagte ſie und legte ihre Hand auf meinen Arm, mich aufzuhalten, da ſie zugleich einem Burſchen hinten im Laden zurief, ein Päckchen Handſchuhe zurecht zu machen. „Eben,“ ſagte ſie, „wollte ich mit einem Packetchen nach der Gegend der Stadt ſchicken, und wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, ſo lange hereinzutreten, er wird im Augenblick fertig ſein und ſoll Sie an Ort und Stelle bringen.“

Ich ging alſo mit ihr in den Ladenraum, und indem ich die Manſchetten, die ſie auf den Stuhl gelegt hatte, in die Hand nahm, als ob ich Luſt hätte, mich zu ſetzen, ſetzte ſie ſich in ihren Armſtuhl, und ich mich ohne weiteres an ihre Seite.

„Er wird in einem Augenblick fertig ſein, Monſieur," ſagte ſie.

„Und in dieſem Augenblick," erwiederte ich, „möchte ich Ihnen für Ihre Gefälligkeiten gern etwas recht Verbindliches ſagen. Alle Menſchen können gelegentlich eine Handlung des guten Herzens verrichten, aber eine Reihe ſolcher Handlungen zeigt, daß der Charakter daran Theil hat, und gewiß, wenn daſſelbe Blut, das vom Herzen kommt, nach den äußern Theilen fließt" — hier ergriff ich ihre Hand am Gelenke — „ſo müſſen Sie ſicherlich den beſten weiblichen Puls von der Welt haben."

„Fühlen Sie ihn," ſagte ſie und hielt den Arm hin.

Ich legte alſo meinen Hut nieder, nahm ihre Finger in die eine Hand, und die beiden Vordekfinger der andern legte ich an die Pulsader.

Wollte der Himmel, mein theurer Eugenius, Du wäreſt vorübergegangen und hätteſt mich in meinem ſchwarzen Rocke und mit meinem Achherrfemine-Geſichte ſitzen ſehen, wie ich alle Schläge, einen nach dem andern, mit eben ſo viel Devotion zählte, als ob ich die kritiſche Ebbe oder Flut ihres Fiebers zu überwachen hätte. — Wie würdeſt Du gelacht und über meine neue Profeſſion moraliſirt

haben! Und ich hätte Dich lachen und moraliſiren laſſen. Glaube mir, mein theurer Eugenius, ich würde geſagt haben: Es giebt ſchlimmere Beſchäftigungen in der Welt, als an eines Weibes Puls zu fühlen. — Aber einer Griſette! würdeſt Du geſagt haben; und in einem offenen Laden, Yorick! — Deſto beſſer; denn wenn meine Abſichten ehrlich ſind, Eugenius, ſo mag es meinetwegen die ganze Welt ſehen, daß ich ihn anfühle.

Der Ehemann.

Paris.

Ich hatte zwanzig Pulsſchläge gezählt und näherte mich den vierzigen, als ihr Mann ganz unerwartet aus dem Hinterzimmer in den Laden trat und mich ein wenig aus meiner Rechnung brachte.

Es wäre nur ihr Mann, ſagte ſie; — ſomit begann ich wieder zwanzig zu zählen.

„Monſieur iſt ſo gütig," ſagte ſie, „da er eben vorbeiging, mir an den Puls zu fühlen."

Der Mann zog ſeinen Hut ab und ſagte mit einer Verbeugung, ich erzeige ihm zu viel Ehre, und ſowie er dies geſagt, ſetzte er ſeinen Hut wieder auf und ging hinaus.

„Guter Gott!“ ſagte ich bei mir, als er hinausging, „und kann dieſes der Mann von dieſer Frau ſein?“

Die Wenigen, die den Grund meiner Ausrufung kennen, mögen es nicht übel deuten, wenn ich ihn denen erkläre, die ihn nicht kennen.“

In London ſcheint ein Ladenkrämer und eines Ladenkrämers Frau von einem Fleiſch und Bein zu ſein. Die verſchiedenen Gaben des Geiſtes und des Körpers beſitzt zuweilen der eine, zuweilen der andere Theil, ſo daß ſie gewöhnlich al pari ſtehen und ſo in einander paſſen, wie es bei Mann und Frau nöthig iſt.

In Paris ſind kaum zwei verſchiednere Weſen zu finden, denn da die legislative und exekutive Gewalt des Ladens nicht auf dem Manne ruht, ſo kommt er auch ſelten hinein. In einem dunkeln, elenden Hinterzimmer ſitzt er, den Kopf in ſeiner wollenen Nachtmütze, ohne alles Geſchäft, derſelbe rohe Sohn der Natur, wie ihn die Natur gelaſſen.

Da aber der Genius eines Volks, bei dem das ſaliſche Geſetz nur auf die Monarchie geht, dieſes Departement nebſt verſchiedenen andern völlig den Weibern überlaſſen hat, ſo haben dieſe bei fortwährendem Verkehr mit Kunden jedes Standes und

Ranges vom Morgen bis zum Abend gleich rohen Kieseln, die man lange in einem Sack zusammengerüttelt, ihre rauhen und scharfen Ecken durch freundschaftlichen Umgang abgeschliffen und sind nicht nur glatt und rund geworden, sondern einige von ihnen nehmen sogar eine Politur an wie ein Brillant, — monsieur le mari ist wenig besser als ein Pflasterstein.

Wahrlich, wahrlich, Mensch, es ist nicht gut, daß du allein sitzest — du wurdest zum geselligen Leben und freundschaftlichen Umgang geschaffen, und mein Beweis dafür ist die Veredelung, die unsere Naturen dadurch erhalten.

„Und wie geht er, Monsieur?" sagte sie.

„Völlig so gutartig," erwiederte ich und sah ihr dabei ruhig ins Auge, „als ich es erwartet habe."

Sie wollte mir eben etwas Verbindliches entgegnen, als der Bursche mit den Handschuhen hereintrat.

„A propos," sagte ich, „ich brauche selbst ein Paar."

Die Handschuhe.

Paris.

Die schöne Grisette stand bei diesen Worten auf, ging hinter den Ladentisch, langte ein Packet herun-

ter und band es auf; ich ging und ſtellte mich ihr gegenüber. Sie waren alle zu weit. Die ſchöne Griſette maß ein Paar nach dem andern über meine Hand, doch wurde es nicht beſſer drum. Sie bat, ich möchte ein Paar anprobiren, welche die engſten zu ſein ſchienen; ſie hielt ſie mir offen hin — meine Hand ſchlüpfte auf einmal hinein.

„Es will nicht gehn," ſagte ich und ſchüttelte den Kopf ein wenig.

„Nein," ſagte ſie und that daſſelbe.

Es giebt gewiſſe zuſammengeſetzte Blicke ungekünſtelter Feinheit, wo Poſſe und Vernunft, Ernſthaftigkeit und Thorheit ſo durcheinander gemiſcht ſind, daß alle Sprachen des babyloniſchen Thurmbaues zuſammengenommen ſie noch nicht ausdrücken könnten. Sie werden ſo plötzlich mitgetheilt und aufgefangen, daß man kaum ſagen kann, welcher Theil den andern angeſteckt hat. Ich überlaſſe es den wortreichen Männern, ganze Seiten darüber anzufüllen; — vor der Hand iſt es genug, noch einmal zu wiederholen, die Handſchuhe wollten nicht paſſen. Alſo unſere Hände in unſere Arme geſchlagen, lehnten wir uns beide über den Ladentiſch; er war ſchmal und nur Raum genug für das Pack Handſchuhe zwiſchen uns.

Die ſchöne Griſette ſah bisweilen auf die Handſchuhe, dann ſeitwärts nach dem Fenſter, dann auf die Handſchuhe — und dann auf mich. Ich war nicht geneigt, dieſes Stillſchweigen zu unterbrechen; ich folgte ihrem Beiſpiel und ſah auf die Handſchuhe, dann nach dem Fenſter, dann nach ihr — und ſo ging es wechſelsweiſe fort.

Ich fand, daß ich bei jedem Angriff bedeutend einbüßte. Sie hatte ein lebendiges ſchwarzes Auge und ſchoß unter langen und ſeidenen Wimpern ſo durchdringende Blicke hervor, daß es mir durch Herz und Nieren ging. Dies mag ſeltſam klingen, aber ich konnte fühlen, daß dies geſchah.

„Es thut nichts," ſagte ich und nahm einige Paar, die mir juſt in die Hände fielen, und ſteckte ſie in die Taſche.

Es war mir empfindlich, daß die ſchöne Griſette nicht einen einzigen Livre über den Preis vorgeſchlagen hatte; ich wünſchte, ſie hätte noch einen Livre mehr gefordert, und zerbrach mir den Kopf, wie ich es anbringen ſollte.

„Glauben Sie denn, mein wertheſter Herr," ſagte ſie, indem ſie meine Verlegenheit mißverſtand, „daß ich einen Fremden um einen Sou übervortheilen könnte? — und einen Fremden, der mehr aus Ar-

tigkeit, als weil er Handschuhe braucht, mir die Ehre erzeigt, sich auf mich zu verlassen? M'en croyez-vous capable?"

„Wahrhaftig nicht," sagte ich, „und wenn Sie es könnten, wäre es mir lieb." Damit zählte ich ihr das Geld in die Hand, und mit einer tiefern Verbeugung, als man einer Krämersfrau zu machen pflegt, ging ich fort, und ihr Bursche mit einem Pack Handschuhe folgte mir.

Die Uebersetzung.

Paris.

In der Loge, in die man mich wies, war Niemand, als ein alter freundlicher französischer Offizier. Ich liebe diesen Stand, nicht blos deswegen, weil ich einen Mann ehre, dessen Sitten durch einen Beruf gemildert sind, welcher schlechte Menschen verschlimmert, sondern weil ich einst einen kannte — denn er ist nicht mehr! — und warum sollte ich nicht eine Seite vom Untergang dadurch erretten, daß ich seinen Namen darauf schreibe und der Welt melde, es war Capitain Tobias Shandy, der Theuerste meiner Gemeinde und meiner Freunde, an dessen menschenfreundliches Gemüth, obwohl es lange her,

daß er geſtorben, ich nie denke, ohne bitterlich zu weinen. Seinetwegen habe ich eine Vorliebe für das ganze Corps der Veteranen. Alſo ſchritt ich über die zwei hinterſten Reihen Bänke und ſetzte mich an ſeine Seite.

Der alte Offizier las aufmerkſam mit einer großen Brille in einem kleinen Büchelchen, das vielleicht der Operntext war. Sobald ich mich niedergeſetzt hatte, nahm er die Brille ab, ſteckte ſie in ein Chagrinfutteral und dies zugleich mit dem Buch in die Taſche. Ich ſtand halb auf und machte ihm eine Verbeugung.

In irgend eine Sprache der civiliſirten Welt überſetzt, iſt der Sinn davon dieſer:

„Der arme Menſch, der hier in die Loge eingetreten, iſt fremd; er ſcheint Niemand zu kennen, und würde, wenn er auch ſieben Jahre in Paris bliebe Niemand kennen lernen, ſobald Jeder, dem er ſich nähert, die Brille auf der Naſe behielte. Das heißt ihm die Thür der Converſation vor der Naſe zuſchlagen und ihn ärger behandeln als ein Deutſcher.“

Der franzöſiſche Offizier hätte dies eben ſo gut laut ſagen können, und hätte er das gethan, ſo hätte ich die Verbeugung, die ich ihm machte, eben ſowohl ins Franzöſiſche überſetzt und zu ihm geſagt:

Ich erkenne ſeine freundliche Höflichkeit und ſage ihm dafür tauſend Dank.

Kein Geheimniß befördert den Fortgang der Geſelligkeit ſo ſehr, als die Meiſterſchaft in dieſen Abbreviaturen und die Fertigkeit, die verſchiedenen Bewegungen der Blicke und Glieder mit allen ihren Deutungen und Wendungen in klare Worte zu überſetzen. Mir wenigſtens iſt es aus einer langen Gewohnheit zur andern Natur geworden, daß ich auf meinen Gängen durch die Straßen Londons beſtändig überſetze, und mehr als einmal bin ich in großer Geſellſchaft geweſen, wo nicht drei Worte geſprochen wurden und ich doch wohl mehr als zwanzig verſchiedene Dialoge mit hinwegnahm, die ich alle recht gut hätte niederſchreiben und beſchwören können.

In Mailand ging ich eines Abends in Martini's Concert und wollte eben in die Thür des Saales treten, als die Marquiſin von F. etwas haſtig herauskam, — ſie ſtand ſchon dicht vor mir, bevor ich ſie ſah, alſo ſprang ich ſchnell auf die Seite, um ihr Platz zu machen; — ſie hatte das Nämliche auf der nämlichen Seite gethan, alſo ſtießen wir mit den Köpfen zuſammen; — ſie wendete ſich augenblicklich nach der andern Seite, um hinauszukommen, ich war eben ſo unglücklich wie ſie;

denn ich ſprang auch auf dieſe Seite und verrannte ihr wieder den Weg; — wir flogen beide nach der andern Seite und dann zurück und wieder ſo. Es war lächerlich. Wir wurden beide entſetzlich roth; endlich that ich zuletzt, was ich gleich Anfangs hätte thun ſollen: ich ſtand ſtill, die Marquiſin hatte freien Weg. Ich konnte unmöglich eher in den Saal gehen, bis ich ſie aus einer Art von Genugthuung mit den Augen bis ans Ende der Gallerie geleitete. — Sie ſah ſich zweimal um und hielt ſich immer an die Seite, als ob ſie jedem Heraufkommenden Platz machen wollte.

„Nein," ſagte ich, „das iſt falſch überſetzt; die Marquiſin hat ein Recht darauf, daß ich mich beſtens bei ihr entſchuldige, und hierdurch wird mir dazu Gelegenheit gegeben."

Alſo eilte ich und bat um Verzeihung für die Verlegenheit, worein ich ſie verſetzt hätte, und ſagte, daß es meine Abſicht geweſen, ihr Platz zu machen. Sie antwortete, dieſelbe Abſicht hätte ſie gegen mich geleitet — alſo dankten wir einander wechſelweiſe. Sie war bis an die Treppe gekommen, und da ich keinen Cicisbeo bei ihr gewahrte, ſo bat ich um die Erlaubniß, ſie an den Wagen zu führen; wir gingen alſo die Treppe hinunter und ſtanden auf jeder

dritten Stufe still, um von dem Concert und unserm Zusammentreffen zu reden.

„Auf mein Wort, Madame," sagte ich, als ich ihr in den Wagen geholfen, „sechsmal habe ich mich bestrebt, Sie herauszulassen — "

„Und ich," sagte sie, „bestrebte mich sechsmal, Sie hineinzulassen."

„So gebe der Himmel, daß Sie es zum siebenten Male thun," sagte ich.

„Von Herzen gern," sagte sie und machte Platz.

Das Leben ist zu kurz, um lange Complimente zu machen; also stieg ich ein und fuhr mit ihr nach Hause. Was aus dem Concert geworden, das weiß die heilige Cäcilie, die nach meiner Vermuthung darin war, besser als ich.

Ich will nur noch hinzufügen, daß die Bekanntschaft, die aus dieser Uebersetzung entstand, mir mehr Vergnügen bereitet hat, als irgend eine andere, die ich in Italien zu machen die Ehre hatte.

Der Zwerg.

Paris.

Ich hatte die Bemerkung in meinem Leben nicht gehört, ausgenommen von Einem, — und wer dieser

Eine geweſen, das wird wahrſcheinlich dieſes Kapitel zeigen. Da ich alſo wenig oder gar nicht im voraus eingenommen war, ſo mußten für ſo viel Verwunderung, die mich den Augenblick, als ich aufs Parterre ſah, überfiel, wohl Gründe da geweſen ſein, und dieſe beſtanden in dem unerklärlichen Spiel der Natur, in der Bildung einer ſolchen Menge von Zwergen. Freilich ſpielt ſie zu gewiſſen Zeiten faſt in jedem Winkel der Welt, in Paris aber iſt ihr Scherz ohne Ende. Die Göttin ſcheint hier beinahe ebenſo kurzweilig, als ſie weiſe iſt.

Da ich meine Idee aus der Opéra comique mit mir nahm, ſo maß ich damit einen Jeden, den ich auf der Gaſſe gehen ſah. Welch eine traurige Anwendung! beſonders wenn die Natur äußerſt kurz, das Geſicht äußerſt gebräunt, die Augen lebendig, die Naſe lang, die Zähne weiß, die Kinnbacken hervorſtehend — ſo viele Unglückliche zu ſehen, die durch die Gewalt des Zufalls aus ihrer eigenthümlichen Klaſſe bis zum äußerſten Rande einer andern getrieben worden, die ich nicht ohne Betrübniß niederſchreibe. Jeder dritte Mann ein Pygmäe! Einige mit Waſſerköpfen und höckerigen Rücken — andere mit krummen Beinen — eine dritte Gattung, von der Hand der Natur in ihrem ſechsten oder ſie-

benten Jahre des Wachsthums aufgehalten — eine vierte in ihrem vollkommenen und natürlichen Zustande ist gleich den Zwergbäumchen von den ersten Zasern und Keimen ihres Daseins an bestimmt gewesen, nie höher zu wachsen.

Ein medicinischer Reisender möchte sagen, das kommt von dem unziemlichen Einwickeln, — ein milzsüchtiger, vom Mangel der Luft, — und ein neugieriger Reisender würde, um sein System zu befestigen, die Höhe ihrer Häuser und die Enge ihrer Gassen messen — und in wie wenig Quadratfuß Raum im sechsten und siebenten Stock eine so große Anzahl von der Bourgeoisie zusammen ißt und schläft. Ich aber erinnere mich, daß Herr Shandy der Aeltere, der über Alles anders wie andere Menschen dachte, eines Abends bei Gelegenheit dieses Punktes die Behauptung aufstellte, daß Kinder sowohl als andere Thiere immer zu einer bestimmten Größe wachsen könnten, vorausgesetzt, daß sie recht auf die Welt kämen; aber das Unglück wäre, daß die Bürger in Paris so auf einander hockten, daß sie wirklich nicht Raum genug hätten, dies zu erzielen. „Ich nenne dies nicht: etwas erzielen," sagte er, „es heißt nichts erzielen. Ja," fuhr er fort und stand im Eifer der Rede auf, „es heißt etwas Schlimmeres

erzielen als nichts, wenn Alles, was man erzielt hat, nach zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren darauf verwendeter zärtlichſter Sorge und nahrhafteſten Unterhalts nicht ſo hoch gewachſen iſt als mein Bein.“ Da nun Herr Shandy ſehr klein war, ſo konnte nichts Stärkeres behauptet werden.

Da gegenwärtiges Werk nicht auf Forſchungen eingeht, ſo laſſe ich dieſe Erklärung auf ſich beruhen und begnüge mich mit der Wahrheit der Bemerkungen, die in jeder Gaſſe und Nebengaſſe von Paris ſich beſtätigen. Ich ſchlenderte einmal die hinunter, welche vom Carrouſel nach dem Palais Royal führt, und da ich einen kleinen Knaben am Rande der Goſſe mitten in der Straße ängſtlich beſtürzt ſah, reichte ich ihm die Hand und half ihm herüber. Als ich ihm hernach ins Geſicht ſah, merkte ich, daß er ungefähr ein Vierziger war. „Schadet nichts,“ ſagte ich, „ein gutmüthiger Menſch wird mir es einmal wieder thun, wenn ich ein Neunziger bin.“

Ich fühle in mir einige kleine Grundſätzchen, welche mich zum Wohlwollen gegen dieſen armen eingebutteten Theil meiner Mitmenſchen beſtimmen, der weder Größe noch Kraft hat, in der Welt emporzukommen. Ich kann es nicht mit anſehen, wenn man einen davon mit Füßen tritt, und kaum hatte

ich mich bei meinem alten französischen Offizier niedergesetzt, als dieser Unmuth dadurch erregt ward, daß sich der Fall gerade unter unserer Loge ereignete.

Am Ende des Orchesters, zwischen diesem und der ersten Seitenloge, ist ein schmaler Raum gelassen, wohin bei gefülltem Hause Personen jeden Standes zu gehen pflegen. Ob man gleich stehen muß wie im Parterre, so muß man doch den nämlichen Preis bezahlen wie im Orchester. Ein armes wehrloses Geschöpf von gedachter Klasse war auf eine oder die andere Art auf diesen unglücklichen Platz gerathen, — der Abend war sehr schwül, und er war von Wesen umringt, die zwei bis dritthalb Fuß länger als er waren. Der Zwerg litt von allen Seiten unaussprechlich; aber was ihn am meisten beschwerte, war ein langer corpulenter Deutscher, fast sieben Fuß hoch, der gerade zwischen ihm und aller Möglichkeit stand, etwas von dem Theater oder den Acteurs sehen zu können. Der arme Zwerg that sein Möglichstes, um durch irgend eine Oeffnung zwischen des Deutschen Arm und Leib eine Aussicht auf das, was vorging, zu gewinnen. Er versuchte es erst an der einen, dann an der andern Seite, aber der Deutsche blieb vierschrötig in der unnachgebendsten Stellung, die man sich nur denken kann,

ſtehen. Der Zwerg hätte eben ſo gut auf dem Boden des tiefſten Ziehbrunnens in Paris geſtanden. Er hob alſo ſeine Hand höflich zu des Deutſchen Aermel und klagte ihm ſeine Noth. Der Deutſche drehte den Kopf um und ſah auf ihn herab wie Goliath auf David und nahm mitleidlos ſeine frühere Stellung ein.

Ich nahm eben eine Priſe aus meines Mönchs kleiner Horndoſe — und wie würde Dein weiches und gefälliges Gemüth, mein theurer Mönch, ſo geſchaffen, zum Leiden und Ertragen, — wie gütig würde es den Klagen dieſer armen Seele Gehör gegeben haben!

Der alte franzöſiſche Offizier bemerkte, daß ich bei dieſer Apoſtrophe die Augen bewegt erhob, und nahm ſich die Freiheit, zu fragen, was mir denn fehlte. Ich erzählte ihm die Sache mit drei Worten und fügte hinzu, wie inhuman es wäre.

Indeſſen war der Zwerg auf das Aeußerſte gebracht, und in der erſten Aufwallung, die gewöhnlich unvernünftig iſt, hatte er dem Deutſchen geſagt, er wolle ihm mit dem Meſſer ſeinen langen Zopf abſchneiden. Der Deutſche ſah ſich ganz kaltblütig um und ſagte, er ſolle es nur thun, wenn er hinanreichen könne.

Eine Beleidigung durch Trotz geſchärft, treffe ſie nun wen ſie wolle, bringt jeden rechtſchaffenen Mann in Harniſch; ich hätte aus der Loge ſpringen mögen, um beizuſtehen. Der alte Offizier that es mit weit weniger Umſtänden; er beugte ſich ein wenig vorwärts, winkte einer Schildwache und zeigte zugleich mit dem Finger auf den Ort des Uebelſtandes; die Schildwache verfügte ſich hin, es bedurfte keiner Klageführung, die Sache redete von ſelbſt, der Soldat ſtieß den Deutſchen mit der Muskete zurück, faßte den armen Zwerg bei der Hand und ſtellte ihn vor jenen.

„Das iſt edel!“ ſagte ich und klatſchte in die Hände.

„Und doch,“ ſagte der alte Offizier, „würde man dies in England nicht erlauben.“

„In England, werther Herr,“ erwiederte ich, „ſitzen wir alle gemächlich.“

Der alte Offizier würde mich wieder zur Vernunft gebracht haben, wenn ich heraus geweſen wäre, indem er ſagte, es ſei ein bon mot, und weil in Paris ein bon mot immer etwas werth iſt, ſo bot er mir eine Priſe Tabak an.

Die Rose.

Paris.

Jetzt kam die Reihe an mich, den alten französischen Offizier zu fragen, was es gebe; denn ein Geschrei: „Haussez les mains, monsieur l'abbé," welches von einem Dutzend verschiedener Stellen im Parterre wiederschallte, war mir eben so unverständlich, als meine Apostrophe an den Mönch ihm gewesen war.

Er setzte mir auseinander, es hätte vermuthlich in einer von den obern Logen ein armer Abbé sich verstohlener Weise hinter ein paar Grisetten gepflanzt, um die Oper zu hören, und das Parterre habe ihn ausgespäht und bestände darauf, daß er während der Vorstellung beide Hände sehen lassen solle.

„Und kann man glauben," sagte ich, „daß ein Geistlicher den Grisetten in die Tasche fahren würde?"

Der alte französische Offizier flüsterte mir lächelnd etwas ins Ohr und eröffnete mir das Verständniß über eine Sache, wovon ich keinen Begriff hatte.

„Guter Gott!" sagte ich und kehrte mich blaß vor Staunen ab; „ist es möglich, daß ein von so viel sentiments durchdrungenes Volk zu gleicher Zeit

so unsauber und sich selbst so ungleich sein kann? Quelle grossièreté!" setzte ich hinzu.

Der französische Offizier sagte mir, es wäre eine unartige Satyre auf die Geistlichkeit, die sich im Theater noch von der Zeit herschreibe, als Molière seinen Tartüffe gegeben habe, die aber gleich andern Ueberbleibseln gothischer Sitten im Abnehmen begriffen wäre. Jede Nation, fuhr er fort, hat ihre raffinements und ihre grossièretés, welche sie sich wechselweise an- und abgewöhnen. Er wäre in verschiedenen Ländern gewesen, doch niemals in einem, wo er nicht gewisse Delikatessen gefunden, die einem andern zu fehlen schienen. Le pour et le contre se trouvent en chaque nation. Allenthalben, sagte er, findet sich ein Gleichgewicht von gut und böse, und nichts als die Ueberzeugung, daß es so ist, kann die eine Hälfte der Welt von den Vorurtheilen befreien, die sie gegen die andere gefaßt hat. Der Nutzen des Reisens hinsichtlich des savoir vivre bestände darin, sowohl viele Menschen als deren Sitten kennen zu lernen; es lehre gegenseitige Toleranz, und gegenseitige Toleranz, schloß er, lehre uns gegenseitige Liebe.

Der alte französische Offizier brachte dies mit einem so aufrichtigen und vernünftigen Anstand her-

vor, wie es nur mit meinem ersten günstigen Eindruck von seinem Charakter übereinstimmte. Ich dachte, ich liebte den Mann, doch fürchte ich, ich verkannte den Gegenstand; es war meine eigene Art, zu denken, nur mit dem Unterschied, daß ich es nicht halb so gut hätte ausdrücken können.

Es ist gleich beschwerlich sowohl für den Reiter als für sein Thier, wenn letzteres immer mit gespitzten Ohren geht und allerwegs vor jedem Gegenstand, den er noch nicht gesehen hat, stutzt. Ich bin damit so wenig wie irgend eine andere lebendige Creatur geplagt, und dennoch muß ich aufrichtig bekennen, daß mich im ersten Monat viele Dinge beunruhigt und viele Wörter roth gemacht haben, die ich im zweiten bedeutungslos und vollkommen unschuldig gefunden habe.

Madame de Rambouillet erzeigte mir, nachdem ich ungefähr sechs Wochen mit ihr bekannt war, die Ehre mich in ihrem Wagen etwa zwei Meilen außerhalb der Stadt mitzunehmen. Madame de Rambouillet ist die aufrichtigste Frau der Welt, und ich wünsche nie eine mit mehr Tugend und reinerem Herzen zu sehen. — Als wir zurückfuhren, bat mich Madame de Rambouillet, die Schnur zu ziehen. Ich fragte, ob sie irgend etwas bedürfe.

„Rien que pisser," sagte Madame de Rambouillet.

Zürne nicht, edler Reisender, daß Madame de Rambouillet pissen muß, und von euch, schöne mystische Nymphen, gehe jede dahin, pflücket eure Rosen und streuet sie auf euren Pfad, — denn Madame de Rambouillet that nicht mehr. Ich hob Madame de Rambouillet aus dem Wagen, und wäre ich der Priester der keuschen Castalia gewesen, ich könnte an ihrem Brunnen mit keinem ehrfurchtsvollern Anstand gedient haben.

Das Kammermädchen.

Paris.

Was der alte franzöſiſche Offizier über das Reiſen geſagt hatte, erinnerte mich an den Rath des Polonius über denſelben Gegenſtand an ſeinen Sohn, und das erinnerte mich an Hamlet, und Hamlet an die übrigen Werke Shakeſpeare's. Alſo ging ich im Nachhauſegehen durch den Quai de Conti, um ſie mir ſämmtlich zu kaufen.

Der Buchhändler ſagte, er hätte kein einziges Exemplar.

„Comment!" ſagte ich und nahm einen Band von dem Exemplar, das zwiſchen uns auf der Auslage vor mir lag. Er ſagte, dies wäre ihm nur

zum Einbindenlaſſen gegeben, und er würde es morgen dem Grafen von B. nach Verſailles ſchicken.

„So?“ ſagte ich. „Lieſt der Graf von B. den Shakeſpeare?“

„C'est un esprit fort,“ verſetzte der Buchhändler. „Er liebt engliſche Schriften, Monſieur, und was noch mehr zu ſeiner Ehre gereicht, die Engländer.“

„Sie ſprechen ſo verbindlich,“ ſagte ich, „daß es einen Engländer wohl verpflichten mag, ein paar Louisd'or in Ihrem Laden anzulegen.“

Der Buchhändler machte eine Verbeugung und wollte eben antworten, als ein junges ehrbares Mädchen von ungefähr 20 Jahren, das nach ihrem Anſehen und Anzug ein Kammermädchen bei irgend einer andächtigen Dame von Stande zu ſein ſchien, in den Laden trat und Les égarements du coeur et de l'esprit forderte. Der Buchhändler holte ihr ſogleich das Buch hervor, ſie zog einen kleinen grünatlasnen Beutel, der mit Band von derſelben Farbe eingefaßt war, aus der Taſche, griff mit einem Finger und dem Daumen hinein, nahm das Geld heraus und bezahlte. Da ich nichts mehr im Laden zu thun hatte, gingen wir beide zuſammen hinaus.

„Und was haben Sie mit den Verirrungen des Herzens zu ſchaffen, liebes Kind?“ ſagte ich. „Sie

wiſſen ja wohl kaum, daß Sie ein Herz haben, und werden es gewiß auch nicht eher erfahren, bis es Ihnen die Liebe ſagt, oder es die Untreue irgend eines Schäfers ſeufzen macht."

„Dieu m'en garde!" ſagte das Mädchen.

„Mit Recht," entgegnete ich; „und wenn das Herz gut iſt, ſo wäre es Schade, wenn es geſtohlen werden ſollte; es iſt Ihnen ein kleiner Schatz und giebt Ihrem Geſicht eine größere Zierde, als wenn es mit Perlen geſchmückt wäre."

Das junge Mädchen horchte mit ergebener Aufmerkſamkeit und behielt dabei die ganze Zeit über den Beutel in der Hand.

„Der iſt ſehr klein," ſagte ich und faßte ihn beim Bande. Sie hielt ihn mir her. „Und es iſt auch ſehr wenig darin, mein Kind; aber ſei nur ſo gut, als Du ſchön biſt, ſo wird ihn der Himmel ſchon füllen."

Ich hielt etliche Kronen in der Hand, wofür ich den Shakeſpeare kaufen wollte, und als ſie den Beutel fahren ließ, ſteckte ich eine davon hinein, machte das Band in eine doppelte Schleife und gab ihr ihn zurück.

Das junge Mädchen machte mir einen mehr ehrerbietigen als tiefen Knix; es war eine von jenen

ruhigen dankbaren Senkungen, wobei ſich die Seele ſelbſt neigt und der Körper nur die Anzeige davon verrichtet. Ich habe in meinem Leben keinem Mädchen eine Krone gegeben, das mir halb ſo viel Vergnügen gemacht hätte.

„Mein Rath, liebes Kind," ſagte ich, „wäre Ihnen nicht eine Stecknadel werth geweſen, wenn ich Ihnen nicht dies dabei gegeben hätte; nun aber wird er Ihnen jedesmal beifallen, wenn Sie das Stück Geld anſehen. Verthun Sie es alſo nicht in Bändern."

„Auf mein Wort, Herr," ſagte das Mädchen ernſthaft, „ich bin nicht fähig —"

Indem ſie dies ſagte, gab ſie mir, wie dies bei ſo kleineren Ehrenverſicherungen gewöhnlich iſt, die Hand. „En verité, monsieur, je mettrai cet argent à part," ſagte ſie.

Wenn zwiſchen Mann und Weib eine tugendhafte Verabredung geſchloſſen iſt, ſo heiligt das ihre geheimſten Gänge. Alſo, ob es gleich in der Dämmerung war, machten wir uns doch kein Gewiſſen daraus, weil wir beide einen und denſelben Weg hatten, längs dem Quai de Conti zuſammen zu gehen. Sie machte mir beim Fortgehen einen zweiten Knir, und ehe wir zwanzig Schritt von der Thür

entfernt waren, als hätte ſie vorher noch nicht genug gethan, machte ſie einen kleinen Halt, um mir noch einmal zu ſagen, daß ſie mir danke.

Es wäre ein kleiner Tribut, ſagte ich, den ich nicht umhin gekonnt, der Tugend zu zahlen, und um alles in der Welt wollte ich mich nicht in der Perſon geirrt haben, der ich ihn gegeben; „denn, mein liebes Kind, ich ſehe Unſchuld auf Deinem Geſicht, und wehe dem Manne, welcher je ihr Fallſtricke legt!“

Das Mädchen ward auf die eine oder andere Art von dem, was ich ſagte, gerührt und holte einen tiefen Seufzer. Ich fand, daß ich gar nicht berechtigt war, danach zu fragen, alſo ſagte ich nichts weiter, als bis ich an die Ecke der rue de Nevers kam, wo wir uns trennen ſollten.

„Aber iſt dieſes der rechte Weg, mein Kind,“ ſagte ich, „nach dem Hôtel de Modène?“

Sie ſagte, daß er es ſei, oder ich könne auch durch die rue de Guénégaud gehen.

„So will ich durch die rue de Guénégaud gehen, mein Kind,“ verſetzte ich, „und zwar aus zwei Urſachen; erſtens macht es mir Vergnügen, und zweitens will ich Sie auf Ihrem Wege durch meine Geſellſchaft ſo lange, als ich kann, ſchützen.“

Das Mädchen war empfänglich für meine Artigkeit und ſagte, ſie wünſchte, daß das Hôtel de Modène in der rue de St. Pierre läge.

„Wohnen Sie dort?“ fragte ich.

Sie erzählte mir, ſie wäre Kammerjungfer bei Madame de R.

„Guter Gott!“ ſagte ich, „das iſt eben die Dame, an die ich einen Brief aus London mitgebracht habe.“

Das Mädchen erzählte mir, ſie glaube; Madame de R. erwarte einen Fremden mit einem Brief, und wäre ungeduldig, ihn zu ſehen. Alſo bat ich das Mädchen, mich der Madame de R. zu empfehlen und ihr zu ſagen, daß ich ihr morgen früh gewiß meine Aufwartung machen werde.

Während dies alles vorging, ſtand ich an der Ecke der rue de Nevers ſtill; wir hielten uns einen Augenblick an, um es mit ihren Égarements du coeur bequemer einzurichten, als ſolche in der Hand zu tragen. Es waren zwei Bände, alſo hielt ich den einen ſo lange, während ſie den andern in die Taſche ſteckte, und dann hielt ſie die Taſche her, und ich ſteckte den andern hinein.

Es iſt ſüß, zu empfinden, mit welchen fein ge-

sponnenen Fäden unsere Neigungen zusammengezogen werden.

Wir setzten uns wieder in Gang, und beim dritten Schritte legte das Mädchen ihre Hand in meinen Arm, den ich ihr eben bieten wollte; aber sie that es selbst mit so unbefangener Zuversicht, die merken ließ, es fiele ihr dabei nicht ein, daß sie mich zum ersten Mal sähe. Ich meinestheils fühlte eine so starke Ueberzeugung von Blutsverwandschaft, daß ich nicht umhin konnte, mich halb umzudrehen, ihr ins Gesicht zu blicken und zu sehen, ob ich nicht einige Familienähnlichkeit darin entdecken könne. „He," sagte ich, „sind wir nicht Alle verwandt?"

Als wir ans Ende der rue de Guépégaud kamen, hielt ich an, um ihr in rechtem Ernst Adieu zu sagen. Das Mädchen dankte mir nochmals für meine Gesellschaft und Güte, sagte mir zweimal Adieu, ich wiederholte es eben so oft, und unser Abschied war so herzlich, daß, wenn es wo anders gewesen wäre, ich nicht dafür gestanden hätte, ob ich ihr dies nicht durch einen Liebeskuß eben so warm und heilig als der eines Apostels bezeugt hätte.

Da sich aber in Paris nur die Männer küssen, so that ich, was auf dasselbe hinausläuft — ich empfahl sie dem Schutze Gottes.

Der Paß.

Paris.

Als ich wieder in mein Hôtel zurückkam, sagte mir La Fleur, daß der Polizeilieutenant nach mir fragen lassen.

„Hol's der Henker," sagte ich, „ich weiß schon, warum." Es ist Zeit, daß es der Leser auch erfahre, denn in der Reihe der Begebenheiten, wo es vorfiel, wurde es ausgelassen; nicht daß ich es etwa vergessen hätte, wenn ich es aber damals schon erzählt hätte, so hätte es der Leser jetzt vielleicht vergessen, und jetzt ist die Zeit, wo ich es brauche.

Ich hatte London in der größten Uebereilung verlassen, so daß mir es nicht eingefallen war, daß wir mit Frankreich im Kriege lagen, und war bis Dover gekommen und hatte durch mein Fernglas schon die Hügel jenseits Boulogne erblickt, bevor mir die Idee durch den Kopf ging und mit ihr, daß ich ohne Paß dahin nicht reisen dürfe. Wenn ich nur bis ans Ende einer Gasse gehe, so ist mir's in den Tod zuwider, wenn ich nicht klüger zurückkehre, als ich ausgegangen bin, und da ich nun eben jetzt der größten Anstrengung der Weisheit halber mich unterzogen hatte, so konnte ich den Gedanken ans Um-

kehren um so weniger ertragen. — Da ich also hörte, daß der Graf von — das Packetboot gemiethet hätte, so bat ich ihn, mich in seiner Suite mitzunehmen. Der Graf hatte etwas Weniges von mir gehört und machte also wenig oder gar keine Umstände; nur sagte er, seine Neigung, mir zu dienen, könne nicht weiter als Calais reichen, weil er über Brüssel nach Paris zurückkehre, indeß wenn ich erst einmal hinüber wäre, könne ich ohne Aufenthalt nach Paris kommen, doch müßte ich in Paris mir Freunde verschaffen und für mich selbst sorgen.

„Lassen Sie mich nur erst in Paris sein, Herr Graf," sagte ich, „so will ich schon durchkommen."

Ich schiffte mich also ein und dachte nicht weiter an die Sache.

Als mir La Fleur sagte, daß sich der Polizeilieutenant nach mir erkundigen lassen, fiel mir's wieder aufs Herz, und als La Fleur mir Alles berichtet hatte, kam der Wirth des Hôtels ins Zimmer, um mir dasselbe zu wiederholen, mit dem Zusatz, daß man besonders nach meinem Passe gefragt habe. Der Herr des Hôtels schloß mit den Worten: „Hoffentlich haben Sie einen."

„Wahrhaftig nicht," sagte ich.

Der Herr des Hôtels trat drei Schritte zurück,

wie vor einer angesteckten Person, als ich ihm dies erklärte, und der arme La Fleur näherte sich mir drei Schritte mit der Bewegung einer gutherzigen Seele, die Jemandem in der Noth beispringen will. Der Bursche gewann dadurch mein Herz, und nach diesem einzigen Zuge kannte ich seinen Charakter so vollkommen und konnte mich so fest auf ihn verlassen, als wenn er mir sieben Jahre schon treu und ehrlich gedient hätte."

„Monseigneur!" rief der Herr des Hôtels; er faßte sich aber sogleich nach dieser Ausrufung und änderte den Ton. „Wenn Monsieur," sagte er, „keinen Paß hat, so hat er wahrscheinlich Freunde in Paris, die ihm einen verschaffen können."

„Daß ich nicht wüßte," sagte ich mit gleichgültiger Miene.

„Dann certes," versetzte er, „wird man Sie in die Bastille, oder au moins ins Châtelet schicken."

„Bah!" sagte ich; der König von Frankreich ist ein recht guter Mann, er thut Niemandem etwas zu Leide."

„Cela n'empêche pas," erwiederte er. „Sie wandern sicherlich morgen früh in die Bastille."

„Ich habe ja aber Ihre Zimmer auf einen Monat gemiethet," antwortete ich, „und alle Könige

von Frankreich in der ganzen Welt ſollen mich nicht früher herausbringen.“

La Fleur flüſterte mir ins Ohr, dem König von Frankreich könne ſich Niemand widerſetzen.

„Pardi!“ ſagte mein Wirth, „ces messieurs Anglais sont des gens très extraordinaires!“ und nachdem er es geſagt und beſchworen, ging er hinaus.

Der Paß.

Das Hôtel in Paris.

Ich konnte es nicht übers Herz bringen, La Fleur durch eine ernſthafte Miene über den Gegenſtand meiner Verlegenheit zu martern, und eben deshalb behandelte ich es ſo cavalièrement, und um ihm zu zeigen, wie wenig ich mir daraus machte, ſchwieg ich gänzlich davon ſtill, und indeß er mir beim Abendeſſen aufwartete, ſprach ich mit ihm mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit von Paris und der Opéra comique. La Fleur war ſelbſt darin geweſen und war mir durch die Straßen bis an den Boulevard nachgefolgt; aber als er mich mit dem Kammermädchen herauskommen und den Quai de Conti hinuntergehen ſah, ſo hielt er es für unnöthig, mir einen Schritt weiter zu folgen; indem er alſo ſeine

eignen Betrachtungen darüber anstellte, schlug er einen kürzern Weg ein und kam früh genug ins Hôtel, um bei meiner Ankunft von der Polizeigeschichte unterrichtet zu sein.

Sobald als das ehrliche Geschöpf abgeräumt hatte und hinuntergegangen war, um selbst zu essen, fing ich an über meine Lage ein wenig ernstlicher zu denken.

Und hier, weiß ich, Eugenius, wirst Du lächeln, wenn Du Dich des kurzen Gesprächs erinnerst, das wir den Augenblick vor meiner Abreise hatten. Ich muß es hier erzählen.

Eugenius, welcher wohl wußte, daß ich so wenig mit Geld als mit Gedanken überladen zu sein pflege, hatte mich bei Seite gezogen, um mich zu fragen, wie viel ich denn mitgenommen habe. Als ich ihm die Summe genau angab, schüttelte er den Kopf und sagte, es würde nicht reichen. Dann zog er seine Börse hervor, um selbige in die meinige auszuschütten.

„Auf mein Gewissen, Eugenius, ich habe genug," sagte ich.

„Wahrhaftig, Yorick, Sie haben es nicht," erwiederte Eugenius. „Ich kenne Frankreich und Italien besser als Sie."

„Sie bedenken aber nicht, Eugenius," ſagte ich, indem ich ſein Anerbieten ausſchlug, „daß, bevor ich drei Tage in Paris verweile, ich ſchon etwas ſagen oder thun werde, weshalb man mich in die Baſtille bringen muß, woſelbſt ich auf ein paar Monate ganz auf Koſten des Königs von Frankreich leben werde."

„Ich bitte um Verzeihung," ſagte Eugenius ganz trocken; „an dieſe Hülfsquelle hatte ich gar nicht gedacht."

Aus dem damaligen Scherz war jetzt für mich der furchtbarſte Ernſt geworden.

Iſt es Thorheit, oder Sorgloſigkeit, oder Philoſophie, oder Trotz, oder ſonſt etwas in mir, daß ich nach alle dem, als La Fleur hinuntergegangen und ich allein war, dennoch mein Gemüth nicht herabſtimmen konnte, anders von der Sache zu denken, als ich damals mich gegen Eugenius ausgeſprochen hatte?

Und was iſt es denn mit der Baſtille? Das Schreckliche liegt nur im Worte. Man nehme es ſo ſchlimm, als man wolle, ſagte ich zu mir, die Baſtille iſt ein anderes Wort für Tower, und Tower iſt weiter nichts als ein anderes Wort für ein Haus, aus dem man nicht herauskommen kann. Die armen Podagriſten müſſen ſich das im Jahre zweimal

gefallen lassen. Aber mit neun Livres des Tages und Feder, Tinte und Papier und Geduld kann ein Mann, wenn er auch nicht heraus darf, recht gut leben, zum wenigsten auf einen Monat oder sechs Wochen; nach Ablauf dieser Zeit muß, wenn er nichts begangen hat, seine Unschuld an den Tag kommen und er besser und weiser herauskommen, als er hineingegangen ist.

Als ich dies mit mir abgeschlossen, hatte ich etwas, ich weiß nicht mehr was, im Hofe zu verrichten, und ich erinnere mich, daß ich mit nicht geringem Triumph über mein Raisonnement die Treppe hinabstieg.

„Zum Henker mit dem trüb malenden Pinsel!“ sagte ich hochmüthig. „Ich beneide seine Kraft nicht, alle Uebel des Lebens mit so harten und düstern Farben zu schildern. Die Seele brütet erschrocken über Gegenstände, die sie sich selbst vergrößert und schwärzt. Setzt man sie auf ihre wahre Größe und Farbe zurück, so sieht man darüber hinweg. Wahr ist es,“ sagte ich, den Satz zu berichtigen, „die Bastille ist kein zu verachtendes Uebel. Man nehme ihr aber ihre Thürme, fülle die Gräben aus, nehme die Eisenstangen von den Thoren und nenne es blos einen einfachen Arrest, den man wegen einer tyrannischen Unpäßlichkeit, nicht aber wegen eines tyranni-

ſchen Mannes aushält, ſo verſchwindet das Uebel, und alles Andere erträgt man ohne Klage."

Ich wurde in meinem trotzigen Selbſtgeſpräch durch eine Stimme unterbrochen, die mir von einem Kinde zu kommen ſchien, welches klagte, daß es nicht heraus könne; ich ſah auf und nieder, und da ich weder Mann, Weib, noch Kind erblickte, ging ich, ohne mich ferner darum zu kümmern, weiter.

Als ich wieder über die Gallerie zurückkehrte, hörte ich dieſelben Worte zweimal wiederholen; als ich aufblickte, ward ich einen Staar in einem kleinen Käfig gewahr. „Ich kann nicht 'raus, ich kann nicht 'raus," ſagte der Staar.

Ich ſtand und ſah den Vogel an: und ſo oft jemand vorbeiging, lief er mit ausgeſpreizten Flügeln nach der Seite des Käfigs, wo man ging, und wiederholte die nämliche Klagen über ſeine Gefangenſchaft — „Ich kann nicht 'raus!"

„Gott helfe dir," ſagte ich; „aber ich will dich herauslaſſen, koſte es was es wolle."

Damit ging ich um den Käfig herum, um die Thür zu ſuchen, die aber ſo feſt und doppelt mit Draht verflochten war, daß ich ſie nicht öffnen konnte, ohne dabei den ganzen Käfig in Stücke zu brechen. Ich legte beide Hände ans Werk.

Der Vogel flog nach dem Platze, wo ich ihn zu befreien suchte, und indem er den Kopf durch das Gitter steckte, preßte er ungeduldig seine Brust dagegen.

„Ich fürchte, armes Thier," sagte ich, „ich werde dich nicht befreien können."

„Nein," sagte der Staar, „ich kann nicht heraus, ich kann nicht heraus."

Ich versichere, daß niemals mein Gefühl mitleidvoller erregt wurde, noch daß ich mich je an eine Begebenheit meines Lebens erinnere, die meine zerstreuten Geister von dem mit meiner Vernunft getriebenen Narrenspiele so plötzlich zurückgerufen hätte. So mechanisch die Töne klangen, stimmten sie doch mit der Natur überein, daß sie in einem Augenblick mein systematisches Raisonnement von der Bastille über den Haufen warfen. Schwermüthig ging ich die Treppe hinauf und nahm jedes Wort zurück, das ich im Hinuntergehen gesagt hatte.

„Verstelle dich, wie du willst, Sclaverei," sagte ich, „dennoch bist du immer ein bitterer Trank, und ob man dich immer Tausenden zu trinken gegeben, so bist du doch darum nicht weniger bitter. — Du bist es, dreimal süße und holde Göttin," indem ich mich zur Freiheit wandte, „die Jeder heimlich oder öffentlich verehrt. Dein Trank mundet lieblich, und wird

es ſtets bleiben, bis die Natur ſich ſelbſt verwandelt. Kein Flecken eines Worts kann dein ſchneeweißes Gewand beſudeln, noch chemiſche Kraft dein Scepter in Eiſen verwandeln. Der Hirt, dem du beim Genuſſe ſeiner Brodrinde lächelſt, iſt glücklicher, als ſein Monarch, von deſſen Hofe du verbannt biſt. „Barmherziger Himmel," rief ich und kniete beim Ausſteigen auf der oberſten Stufe nieder, „verleihe mir nur Geſundheit, großer Geber derſelben, und gieb mir nur dieſe ſchöne Göttin als Begleiterin, dann ſchütte deine Biſchofsmütze, wenn es deiner göttlichen Vorſehung gut ſcheint, auf jene Köpfe herab, denen es danach weh thut."

Der Gefangene.

Paris.

Der Vogel in ſeinem Käfig verfolgte mich bis in mein Zimmer; ich ſetzte mich dicht an meinen Tiſch, ſtützte meinen Kopf mit der Hand und begann mir das Elend der Gefangenſchaft vorzuſtellen. Ich war eben dazu recht geſtimmt und gab meiner Einbildungskraft völligen Spielraum.

Ich wollte mit den Millionen meiner Nebengeſchöpfe anfangen, die nur zu dem Ende der Sclaverei geboren werden; da ich aber fand, daß, ſo ergreifend auch das Gemälde war, ich mir es doch

nicht so genau vorstellen konnte, daß die Menge der verschiedenartigsten traurigen Gruppen mich nur verwirrte, so nahm ich einen einzigen Gefangenen vor, und nachdem ich ihn vorher in seinen Kerker gesetzt hatte, sah ich durch die Dämmerung seiner Gitterthür, um das Gemälde zu entwerfen.

Ich sah seinen Körper halb abgezehrt von dem langen Harren und Einsperren und fühlte, welche Krankheit des Herzens aus fehlgeschlagenen Hoffnungen entsteht. Bei näherer Betrachtung fand ich ihn bleich und fieberhaft; in dreißig Jahren hatte kein kühlender West sein Blut erfrischt; in dieser langen Zeit hatte er weder Sonne noch Mond gesehen, noch war die Stimme eines Freundes oder Verwandten durch sein Gitter gedrungen; seine Kinder —

Doch hier begann mein Herz zu bluten und ich mußte zu einem andern Theile des Gemäldes übergehen.

Er saß in dem hintersten Winkel seines Kerkers am Boden auf wenig Stroh, das ihm als Stuhl und Bett zugleich diente. An seinem Haupte lag ein kleiner Kalender von dünnen Stäbchen, worauf die Zahl der jammervollen Tage und Nächte eingekerbt war; er hielt eines von diesen Hölzern in der Hand und kratzte mit einem rostigen Nagel einen neuen Tag des Elends zu dem Haufen der übrigen. Da ich das wenige Licht, was er hatte,

verdunkelte, ſo hob er ſein hoffnungsloſes Auge gegen die Thür, ſchlug es wieder nieder, ſchüttelte den Kopf und ging wiederum an ſein trauriges Geſchäft. Ich hörte die Ketten an ſeinen Füßen klirren, als er ſich umdrehte, um das kleine Hölzchen zum Bündel zu legen, — er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, — ich ſah das Eiſen in ſeine Seele fahren, — ich brach in Thränen aus — ich konnte das Gemälde nicht ertragen, das meine Phantaſie von der Gefangenſchaft entworfen hatte, — ich ſprang vom Stuhle auf, rief La Fleur und befahl ihm, eine Remiſe zu beſtellen, die um 9 Uhr des Morgens vor der Thür des Hôtels bereit ſtehen müſſe.

„Ich will geradezu ſelbſt zu monsieur le duc de Choiseul gehen," ſagte ich.

La Fleur wollte mich zu Bett bringen; da ich aber nicht wollte, daß er etwas auf meinen Wangen ſähe, was dem armen Burſchen ein Herzweh verurſacht haben würde, ſagte ich ihm, ich wolle allein zu Bett gehen, und hieß ihm das Nämliche thun.

Der Staar.

Weg nach Verſailles.

Zu der beſprochenen Zeit ſtieg ich in meine Remiſe, La Fleur hinten auf, und ich befahl dem Kutſcher, direct nach Verſailles zu fahren.

Da ich auf diesem Wege nichts fand, oder vielmehr nichts von dem fand, was ich auf Reisen suche, kann ich das leere Blatt nicht besser anfüllen, als mit einer kurzen Geschichte des nämlichen Vogels, den ich im letzten Kapitel zum Gegenstand genommen.

Als der ehrenwerthe Herr — zu Dover auf guten Wind wartete, hatte sein Reitknecht, ein englischer Bursche, den Vogel, der noch nicht recht fliegen konnte, auf den Klippen gefangen und nahm ihn, da er ihn nicht gern umkommen lassen wollte, an seiner Brust mit auf das Packetboot, und da er ihn so fütterte und hegte, gewann er ihn in ein paar Tagen lieb und brachte ihn wohlbehalten nach Paris.

In Paris wandte er einen Livre an einen kleinen Käfig für den Staar, und da er in den fünf Monaten, die sich sein Herr dort aufhielt, nichts weiter zu thun hatte, so lehrte er ihn in seiner Muttersprache die vier einzelnen Worte und nichts mehr, die mich so sehr zu seinem Schuldner gemacht hatten.

Da sein Herr nach Italien reiste, gab der Bursche den Vogel dem Wirth des Hôtels, aber sein kurzer Freiheitsgesang ertönte zu Paris in einer unbekannten Sprache; der Vogel hatte wenig oder gar

keinen Werth für ihn — La Fleur kaufte ihn mir sammt dem Käfig für eine Flasche Burgunder.

Auf der Rückreise aus Italien brachte ich ihn mit mir in das Land, in dessen Sprache er sein Sprüchlein gelernt hatte, und als ich dem Lord A. seine Geschichte erzählte, bat mich dieser um den Vogel. Eine Woche darauf gab ihn Lord A. dem Lord B., Lord B. machte damit ein Präsent dem Lord C., und Lord C.'s Kammerdiener verkaufte ihn an Lord D.'s Kammerdiener, Lord D. gab ihn dem Lord E., und so weiter durch das halbe ABC. Von diesem Range kam er ins Unterhaus und ging durch die Hände einer Masse Parlamentsmitglieder; alle diese aber wollten gern hinein, mein Vogel aber gern heraus, und daher wurde er eben so wenig in London wie in Paris geachtet.

Es ist unmöglich, daß viele meiner Leser nicht von ihm gehört hätten, und sollte ihn Jemand nur zufällig gesehen haben, so bitte ich um Erlaubniß, ihm zu sagen, daß der Vogel mein Vogel war oder irgend eine elende Copie, die ihn vorstellen sollte

Ich habe nichts weiter von ihm hinzuzufügen, als daß ich diesen armen Staar bis auf den heutigen Tag auf dem Helme meines Wappens geführt habe.

Und nun mögen die Heraldiker darüber kritteln, wie ſie wollen, wenn ſie das Herz haben.

Die Anrede.

Verſailles.

Ich möchte nicht gern meine Feinde mir in die Seele ſehen laſſen, wenn ich im Begriff bin, einen Mann um ſeinen Schutz anzuſprechen; aus dieſem Grunde beſtrebe ich mich ſo viel als möglich, mich ſelbſt zu beſchützen; aber dieſer Gang zu monsieur le duc de Choiseul war eine nothgezwungene Handlung. Wäre es eine Handlung aus freier Wahl geweſen, ſo würde ich ſie vermuthlich wie andere Leute verrichtet haben.

Wie viele gemeine Pläne einer kriechenden Anrede entwarf nicht unterwegs mein knechtiſches Herz! Für einen jeden hätte ich die Baſtille verdient.

Als ich in die Nähe von Verſailles kam, wußte ich nichts weiter zu thun, als Worte und Redensarten zuſammenzuſetzen und auf Stellungen und Töne zu ſinnen, um mich in monsieur le duc de Choiseul hineinzuwinden.

„Nun hab' ich's getroffen," ſagte ich, — „eben ſo gut," fiel ich wieder ein, „wie ein Kleid, das ihm ein

phantaſtiſcher Schneider brächte, ohne ihm Maaß genommen zu haben. Thor," fuhr ich fort, „ſieh erſt das Antlitz des monsieur le duc, beobachte, was für ein Charakter darin ausgeprägt iſt; bemerke die Poſitur, in welcher er dich anhört, gieb auf die Wendungen und Ausdrücke ſeiner Glieder Acht; und was den Ton betrifft, — der erſte Laut, welcher ſeinen Lippen entſchlüpft, wird ihn dir angeben; und von dieſem allen zuſammengenommen wirſt du auf der Stelle eine Anrede bilden, die dem duc nicht mißfallen kann. Die Ingredienzen ſind ſein eigen und werden ſehr wahrſcheinlich gut hinuntergehen. — Wohl!" ſagte ich: „ich wünſchte, es wäre gut abgegangen. Schon wieder feige! als ob nicht Mann gegen Mann auf der ganzen Erdoberfläche einander gleich wären; und wenn das im Felde geht, warum nicht ebenfalls von Angeſicht zu Angeſicht im Kabinet? Und glaube mir, Yorick, wo dem nicht ſo iſt, da iſt der Menſch falſch gegen ſich ſelbſt und verräth ſeine eignen Hülfstruppen zehnmal, ehe es die Natur einmal thut. Geh nur zum duc de Choiseul mit der Baſtille in deinen Mienen, und ich wette mein Leben, man ſchickt dich in einer halben Stunde mit einer Wache nach Paris zurück. — Das glaube ich," ſagte ich. „Alſo will ich, beim Himmel! zum Herzog

gehen mit aller Fröhlichkeit und aller Sorgloſigkeit von der Welt. — Und da haſt du wieder Unrecht," verſetzte ich. „Ein völlig ruhiges Gemüth, Yorick, ſchweift nimmer in Extreme aus, es iſt immer in ſeinem Mittelpunkte. Gut, gut," rief ich, als der Kutſcher durchs Thor fuhr; „ich finde, ich werde es ſchon gut machen;" und indeß er mich im Hofe herumfuhr und an die Pforte brachte, fand ich, daß ich ſo viel aus meiner eignen Vorleſung gelernt hatte, daß ich die Stufen weder hinaufſtieg wie ein Opfer der Gerechtigkeit, das auf der oberſten das Leben verlieren ſoll, noch mit ſolchen hüpfenden Sprüngen, als ich es thue, wenn ich zu Dir, Eliſa, hinaufſliege.

Als ich in die Thür des Salons trat, kam mir ein Mann entgegen, der vermuthlich der maître d'hôtel war; doch hatte er mehr das Anſehn eines Unterſekretairs. Er ſagte mir, der duc de Choiseul habe Geſchäfte.

„Ich bin völlig unbekannt mit den Formalitäten, die nöthig ſind, um eine Audienz zu erhalten," ſagte ich. „Ich bin hier völlig fremd, und was bei den jetzigen politiſchen Conjuncturen noch ſchlimmer iſt, obendrein ein Engländer."

Er verſetzte, das vergrößere die Schwierigkeit

nicht. Ich machte ihm eine leichte Verbeugung und sagte, daß ich dem monsieur le duc etwas Wichtiges vorzutragen hätte. Der Sekretair sah nach der Treppe hinauf, als wollte er mich eben verlassen, um diese Nachricht Jemandem zu melden.

„Aber," sagte ich, „Sie müssen mich nicht mißverstehen; was ich vorzutragen habe, ist für monsieur le duc de Choiseul durchaus nicht wichtig, wohl aber sehr wichtig für mich."

„C'est une autre affaire," versetzte er.

„Ganz und gar nicht," sagte ich, „für einen edelmüthigen Mann. Aber ich bitte, lieber Herr," fuhr ich fort, „wenn kann ein Fremder hoffen vorgelassen zu werden?"

„Unter zwei Stunden nicht," sagte er und sah dabei auf seine Uhr. Die Menge von Equipagen im Hofe schien die Berechnung zu rechtfertigen, daß ich keine frühere Aussicht haben könnte, und da das Auf- und Niedergehen in dem Salon, ohne nur mit einer Seele sprechen zu können, so schlimm war, als die Zeit über in der Bastille zu sitzen, ging ich sofort zu meiner Remise und hieß den Kutscher mich zum nächsten Hôtel, zum cordon bleu, bringen.

Ich denke, es ist mein Verhängniß, daß ich selten dahin komme, wo ich hin will.

Der Pastetenbäcker.

Versailles.

Ehe ich noch halb die Straße hinunter war, änderte ich meinen Sinn. Da ich einmal in Versailles bin, dachte ich, könnte ich mir wohl die Stadt besehen. Ich zog daher die Schnur und befahl dem Kutscher, durch einige der Hauptstraßen zu fahren.

„Ich denke, der Ort ist eben nicht zu groß," sagte ich.

Der Kutscher bat um Verzeihung, daß er mich zurechtweisen müsse und mir sagen, er wäre süperb, und viele von den vornehmsten Herzogen, Marquis und Grafen hätten hier Hôtels. Der Graf von B., von welchem der Buchhändler auf dem Quai de Conti Abends vorher so viel Schönes gesagt hatte, fiel mir sogleich dabei ein. Und warum, dachte ich, sollte ich nicht zu dem Grafen von B. gehen, der eine so hohe Meinung von den Engländern und englischen Werken hat, und ihm meine Geschichte erzählen? Damit änderte ich meinen Vorsatz zum zweiten Male; in der That aber war es zum dritten Male, denn ich hatte mir vorgenommen, den Tag zu madame de Rambouillet in rue de St. Pierre zu gehen und hatte ihr durch ihr Kammermädchen ehrer-

bietigſt melden laſſen, daß ich ihr ſicher meine Aufwartung machen werde. Doch werde ich immer von den Umſtänden beherrſcht, da ſie ſich nicht von mir beherrſchen laſſen. Wie ich alſo an der andern Seite der Straße einen Mann mit einem Korb ſtehen ſah, als hätte er etwas zu verkaufen, ſagte ich La Fleur, er ſolle zu ihm gehen und ſich nach dem Hôtel des Grafen erkundigen.

La Fleur kam ein wenig blaß zurück und ſagte mir, es ſei ein chevalier de St. Louis, der Paſtetchen verkaufe.

„Es iſt nicht möglich, La Fleur," ſagte ich.

La Fleur konnte die Erſcheinung eben ſo wenig erklären als ich; er blieb aber bei ſeiner Ausſage, er hätte das goldgefaßte Kreuz mit dem rothen Bande im Knopfloch hängen ſehen und hätte in den Korb geguckt und die Paſtetchen geſehen, die der Chevalier feilgeboten; ſo könne er ſich nicht getäuſcht haben.

Ein ſolcher Unfall im Leben eines Menſchen erweckt eine beſſere Neigung als Neugierde. Ich konnte nicht umhin, ihn einige Zeit aus meiner Remiſe zu betrachten; je mehr ich ihn, ſein Kreuz und ſeinen Korb anſah, einen je ſtärkern Eindruck machten ſie auf mich. Ich ſtieg aus dem Wagen und ging auf ihn zu.

Er hatte eine rein leinene Schürze vor, die bis an die Kniee ging, mit einer Art von Latz, der bis halb auf die Bruſt reichte; über dieſem hing das Kreuz, doch ſo, daß es theilweiſe unter dem Saume verſteckt war. Sein Korb mit Paſtetchen war mit einer weißen damaſtenen Serviette bedeckt, eine andere dergleichen war über den Boden gebreitet, und Alles hatte ein ſo nettes und reinliches Anſehen, daß man ihm ſeine Paſtetchen ebenſowohl aus Appetit als aus Gutherzigkeit abkaufen mochte.

Er bot ſie aber Keinem von Beiden an, ſondern ſtand damit ſtill an der Ecke eines Hôtels und verkaufte ſie denen, die ſie unangerufen kaufen wollten.

Er war ungefähr achtundvierzig Jahre und hatte ein geſetztes, doch mehr ernſthaftes Aeußere. Ich wunderte mich nicht darüber. Ich ging gleichſam mehr zu dem Korbe als zu ihm, hob die Serviette auf, nahm ein Paſtetchen in die Hand und bat ihn, mir die Erſcheinung zu erklären, die mich ſo erſchütterte.

Er erzählte mir in wenig Worten, daß er ſeine beſten Jahre im Kriegsdienſte zugebracht, indem er nach Zuſetzung ſeines kleinen Vermögens eine Compagnie und zugleich das Kreuz erhalten hätte; aber

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

da beim letzten Friedensschluß sein Regiment eingegangen und das ganze Corps nebst einigen andern Regimentern ohne Versorgung geblieben, so habe er sich in der weiten Welt ohne Freunde, ohne Geld und wahrhaftig, sagte er, ohne das Geringste befunden, bis auf dies — hier zeigte er auf sein Kreuz. Der arme Chevalier gewann mein Mitleid und am Ende des Auftritts meine Hochachtung dazu.

Der König, sagte er, wäre der großmüthigste Fürst, doch könne seine Großmuth weder Allen helfen noch Alle belohnen, und sein Unglück wäre nur, daß er unter der Zahl sei. Er habe ein kleines Weibchen, sagte er, das er liebe und das die Pastetchen backe, und, fügte er hinzu, er halte es für keine Schande, sie und sich selbst auf diese Weise vor dem äußersten Mangel zu schützen, bis ihm die Vorsehung eine bessere anweise.

Es wäre hart, dem gutherzigen Leser ein Vergnügen vorzuenthalten und zu übergehen, was dem armen chevalier de St. Louis ungefähr neun Monate später begegnete.

Es scheint, daß er gewöhnlich seinen Stand an der eisernen Pforte genommen, die zum Palaste führt, und da sein Kreuz die Augen vieler Leute auf sich gezogen, so hatten Viele dieselben Fragen an

ihn gerichtet; er hatte ihnen dieſelbe Geſchichte erzählt, und immer mit ſo viel Beſcheidenheit und Bereitwilligkeit, daß ſie zuletzt bis zu den Ohren des Königs gedrungen war, und dieſer, als er hörte, daß der Chevalier als ein braver Officier und als ein Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit von dem ganzen Regiment geachtet wäre, legte ihm ſeinen kleinen Handel durch eine jährliche Penſion von 1500 Livres.

Da ich dieſe Geſchichte dem Leſer zum Vergnügen erzählt habe, ſo bitte ich, er wolle mir die Erlaubniß gewähren, eine andere außer ihrer Ordnung mir ſelbſt zu Gefallen zu erzählen. Beide verbreiten Licht über einander, und es wäre Schade, wenn ſie getrennt werden ſollten.

Der Degen.

Rennes.

Da ganze Staaten und Reiche ihre Perioden des Verfalls haben und auch ſie die Reihe trifft, Noth und Armuth zu fühlen, ſo verweile ich nicht bei den Urſachen, welche die Familie d'E. in Bretagne nach und nach herunterbrachten. Der Marquis d'E. hatte mit großer Standhaftigkeit gegen ſeine Umſtände gekämpft, weil er von dem, was ſeine

Vorfahren waren, einige Ueberreſte zu erhalten und ſie auch der Welt zu zeigen wünſchte, aber ihr unkluges Weſen hatte ihn ganz außer Stand geſetzt, dies zu thun. Es war genug übrig für den geringen Bedarf der Dunkelheit, aber er hatte zwei Knaben, die ihn um Licht anriefen — er glaubte, ſie verdienten es. Er hatte ſeinen Degen verſucht, — der konnte ihm keinen Weg öffnen, — das Steigen war mit zu viel Koſten verknüpft — und bloßes Sparen konnte das nicht beſtreiten — es blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als der Handel.

In jeder andern franzöſiſchen Provinz außer der Bretagne hieß dies auf ewig dem kleinen Baum die Wurzeln verdorren machen, die ſein Stolz und ſeine Ahnenliebe wieder aufblühen zu ſehen wünſchte; aber da in Bretagne ſo geſorgt war, nahm ſich dies der Marquis zu Nutze und erſchien bei Gelegenheit der Ständeverſammlung zu Rennes, von ſeinen beiden Söhnen begleitet, vor dem Gerichtshof, und nachdem er das Recht eines alten Geſetzes, das, wie er ſagte, obgleich ſelten angerufen, doch nicht minder in Kraft ſei, für ſich angeführt hatte, nahm er den Degen von ſeiner Seite.

„Hier," ſagte er, „nehmen Sie ihn in treue

Verwahrung, bis beſſere Zeiten mich in den Stand ſetzen, ihn zurückzufordern."

Der Präſident nahm den Degen des Marquis an, der Letztere blieb einige Minuten, um ihn in das Archiv ſeiner Familie niedergelegt zu ſehen, und ging fort.

Den folgenden Tag ſchiffte ſich der Marquis mit ſeiner ganzen Familie nach Martinique ein und nach ungefähr 19—20 Jahren eines glücklichen Handelsfleißes und einigen unverhofften Erbſchaften von weitläufigen Anverwandten kam er zurück, ſeinen Adel zu reclamiren und zu behaupten.

Es war ein ſehr günſtiger Zufall, der nur einem empfindſamen Reiſenden begegnen wird, daß ich bei dieſer feierlichen Zurücknahme gerade zu Rennes war. Ich nenne ſie feierlich, denn ſie war es für mich.

Der Marquis trat mit ſeiner ganzen Familie in den Saal; er führte ſeine Gemahlin, ſein älteſter Sohn führte die Schweſter und ſein jüngſter ging an der andern Seite neben der Mutter — er hielt zweimal ſein Schnupftuch vor das Geſicht.

Es herrſchte eine Todtenſtille. Als ſich der Marquis dem Tribunal bis auf ſechs Schritte genähert hatte, gab er die Marquiſin ſeinem jüngſten

Söhne, trat drei Schritte vor seine Familie und reclamirte seinen Degen. Der Degen wurde ihm gegeben, und den Augenblick, da er ihn in die Hand bekommen hatte, zog er ihn fast ganz aus der Scheide, — es war das leuchtende Antlitz eines Freundes, den er einst aufgegeben hatte. Er betrachtete ihn aufmerksam von dem Knopf bis an die Spitze, als wollte er sehen, ob es noch derselbige sei. Er bemerkte einen kleinen Roststecken, der sich an der Spitze angesetzt hatte, hielt ihn näher ans Auge und beugte sein Haupt darüber, und mich dünkt, ich sah eine Thräne darauf fallen; daß ich mich nicht geirrt, ergiebt sich aus dem Folgenden.

„Ich werde schon ein anderes Mittel finden, ihn herauszubringen," sagte er.

Als der Marquis dieses gesagt hatte, steckte er seinen Degen wieder in die Scheide, verbeugte sich gegen die, welche ihn aufbewahrt hatten, und schritt mit Frau und Tochter und seinen Söhnen, die ihm folgten, hinaus.

O wie beneide ich ihn um seine Gefühle.

Der Paß.

Verſailles.

Ich ward ohne Schwierigkeit beim Grafen von B. vorgelaſſen. Shakeſpeare's Werke lagen auf dem Tiſch und er blätterte darin. Ich ging nahe an den Tiſch, und nachdem ich einen ſolchen Blick auf die Bücher geworfen, woraus er abnehmen konnte, daß ich wüßte, was ſie wären, ſagte ich zu ihm, ich käme ohne Jemand, der mich vorſtellte, weil ich in ſeinem Zimmer einen Freund anzutreffen wüßte, der, wie ich nicht zweifelte, dieſen Dienſt übernehmen würde.

„Es iſt mein Landsmann, der große Shakeſpeare," ſagte ich und zeigte auf ſeine Werke, et ayez la bonté, mon cher ami," ſetzte ich mit einer Apoſtrophe an ſeinen Geiſt hinzu, „de me faire cet honneur là."

Der Graf lächelte über dieſe ſonderbare Einführung, und da er gewahr ward, daß ich ein wenig blaß und kränklich ausſah, beſtand er darauf, daß ich einen Armſtuhl nehmen ſollte. Alſo ſetzte ich mich, und um ihm alle Conjecturen über einen ſo ganz unregelmäßigen Beſuch zu erſparen, erzählte ich ihm ganz einfach den Vorfall im Buchladen, und wie mich dies dazu angetrieben habe, mich mit der

Geſchichte meiner kleinen Verlegenheit lieber an ihn als an ſonſt Jemanden in Frankreich zu wenden.

„Und worin beſteht Ihre Verlegenheit? Laſſen Sie hören," ſagte der Graf.

Damit erzählte ich ihm die Geſchichte gerade ſo, wie ich ſie dem Leſer erzählte.

„Und der Wirth meines Hôtels," ſagte ich am Schluſſe, „behauptet durchaus, monsieur le comte, daß ich in die Baſtille müſſe. Ich kann dies nicht glauben," fuhr ich fort, „denn da ich in die Hände des geſittetſten Volkes von der Welt gekommen und überzeugt bin, daß ich ein ehrlicher Mann, der nicht in der Abſicht gereiſt iſt, die Blößen des Landes auszuſpähen, ſo dachte ich kaum, daß ich Gnade zu beanſpruchen brauche. Es ſtimmt nicht mit der franzöſiſchen Tapferkeit überein, monsieur le comte, ſolche an Invaliden zu beweiſen."

Eine lebhafte Röthe ſtieg dem Grafen von B. auf die Wangen, als ich dies ſagte.

„Ne craignez rion — fürchten Sie nichts," ſagte er.

„Ich thue es auch in der That nicht," erwiederte ich. „Ueberdies," fuhr ich in einem etwas ſcherzhaften Tone fort, „habe ich den ganzen Weg über von London bis Paris gelacht, und ich denke nicht, daß

monsieur le duc de Choiseul ein solcher Feind der guten Laune ist, daß er mich zu meinem Leidwesen zurückschicken sollte. Monsieur le comte, ich wende mich an Sie (hier verbeugte ich mich ein wenig), ihn zu ersuchen, daß er dies nicht thun möge."

Der Graf hörte mich mit großer Gutmüthigkeit an, sonst hätte ich nicht halb so viel gesprochen, und ein paarmal sagte er: C'est bien dit; also ließ ich es dabei bewenden und beschloß, nichts weiter davon zu erwähnen.

Der Graf leitete das Gespräch; wir redeten von gleichgültigen Dingen, von Büchern, Welthändeln und Menschen, und dann von Frauen.

„Gott segne sie alle," sagte ich, nachdem viel davon gesprochen worden; „kein Mensch auf der Welt liebt sie so wie ich. Nach allen ihren Schwachheiten, die ich gesehen, nach allen Satyren auf sie, die ich gelesen, liebe ich sie doch immerfort und bin der festen Ueberzeugung, daß ein Mann, der nicht eine Art von Zuneigung zum ganzen Geschlecht hat, nicht fähig ist, eine einzige nach Gebühr zu lieben.

Hé bien, monsieur l'Anglais," sagte der Graf heiter, „Sie sind nicht gekommen, die Blößen des Landes auszuspähen; ich glaube Ihnen; ni encore darf ich behaupten, die unserer Frauen. Aber erlau-

ben Sie mir die Vermuthung, daß, wenn sie Ihnen par hazard in den Weg kämen, Ihnen der Prospect nicht reizend sein würde."

Ich fühle ein Etwas in mir, das den Anstoß der geringsten Zweideutigkeit nicht ertragen kann. Im scherzhaftesten Geplauder habe ich mich oft bemüht, es zu bekämpfen und mit unendlicher Mühe habe ich gegen ein Dutzend Frauen tausend Dinge gewagt, wovon ich nicht das Geringste gegen eine einzelne wagen könnte, und wenn ich die Seligkeit damit gewinnen sollte.

„Verzeihen Sie, monsieur le comte," sagte ich, „sähe ich die Blößen Ihres Landes, so würde ich auf sie weinenden Auges blicken; was aber die Ihrer Frauen betrifft (ich erröthete über die Idee, die er in mir erregt hatte), so bin ich in diesem Punkte so evangelisch und habe gegen Alles, was sie Schwaches an sich haben, ein so großes Mitgefühl, daß ich gern einen Mantel darüber decken möchte, wenn ich es geschickt anzustellen wüßte. Aber," fuhr ich fort, „wünschen möchte ich, die Blößen ihrer Herzen auszuspähen und durch die verschiedenen Verkleidungen der Sitten, des Klimas und der Religion das Gute in ihnen herauszufinden, um mein eignes Herz darnach zu bilden, — und deswegen bin ich gekommen.

Aus dieſem Grunde, monsieur le comte," fuhr ich fort, „habe ich weder das Palais Royal, noch Luxembourg, noch die Façade des Louvre beſehen, noch habe ich die Kataloge anzuhäufen verſucht, die wir von Gemälden, Statuen und Kirchen haben. Ich ſehe jedes ſchöne Weſen für einen Tempel an, wo ich hineintreten und die darin aufgehangenen Originalgemälde und Skizzen lieber betrachten möchte, als ſelbſt Raphaels Verklärung. Der Durſt darnach," fuhr ich fort, „iſt eben ſo ungeduldig, als der, welcher die Bruſt des Kunſtkenners entflammt, und hat mich aus meiner Heimath nach Frankreich geführt und wird mich aus Frankreich nach Italien führen. Es iſt eine ruhige Reiſe des Herzens, der Natur und ſolchen Regungen nachzugehen, die aus ihr entſpringen und uns antreiben, einander zu lieben und die ganze Welt mehr noch, als wir pflegen."

Der Graf ſagte mir hierüber eine Menge Artigkeiten und ſetzte ſehr verbindlich hinzu, wie ſehr er Shakeſpeare für die Verſchaffung meiner Bekanntſchaft dankbar ſei.

„Aber à propos," ſagte er, „Shakeſpeare iſt voll von großen Dingen, er vergaß die geringe Kleinigkeit, mir Ihren Namen zu nennen; dies ſetzt Sie in die Nothwendigkeit, es ſelbſt zu thun."

Der Paß.

Verſailles.

Nichts in der Welt bringt mich mehr in Verlegenheit, als irgend Jemandem auseinanderzuſetzen, wer ich bin, denn es giebt kaum einen Menſchen, den ich nicht beſſer beſchreiben könnte, als mich ſelbſt. Ich habe öfter gewünſcht, ich könne es mit einem Worte thun und ſomit ein Ende machen. Hier war es das einzige Mal und die einzige Gelegenheit in meinem Leben, dies auf geeignete Weiſe zu thun, denn Shakeſpeare lag auf dem Tiſche, und da ich mich erinnerte, daß ich in dem Buche ſtände, nahm ich den Hamlet und ſchlug im Hamlet die Todtengräberſcene im fünften Acte auf, legte meinen Finger an das Wort Yorick, hielt dem Grafen das Buch vor und den Finger feſt an den Namen und ſagte: „Me voici!"

Ob nun die Idee von des armen Yorick Schädel durch die Wirklichkeit des meinigen dem Grafen aus dem Gedächtniß gekommen, oder durch welch eine Zauberei er einen Zeitraum von ſieben bis achthundert Jahren überſpringen konnte, thut hier nichts zur Sache. So viel iſt gewiß, der Franzoſe begreift beſſer, als er Begriffe verbindet. Ich wundere mich

über nichts in der Welt, am wenigsten hierüber, ja um so weniger, als einer der Ersten unserer Kirche, für dessen Rechtschaffenheit und väterliche Gesinnung ich die größte Ehrfurcht hege, in gleichen Irrthum gerieth. Er könne es durchaus nicht über sich gewinnen, sagte er, Predigten zu lesen, die des Königs von Dänemark Hofnarr geschrieben habe.

„Gut, Mylord," sagte ich, „es giebt aber zwei Yoricks. Der Yorick, an den Ew. Hochwürden denken, ist schon vor achthundert Jahren gestorben und begraben, er florirte an Horwendillus Hofe; der andere Yorick bin ich selbst, Mylord, der ich an keinem Hofe florirt habe."

Er schüttelte den Kopf.

„Guter Gott," sagte ich, „Mylord, Sie könnten eben so gut Alexander den Großen mit Alexander dem Kupferschmidt verwechseln."

„Es kommt Alles auf Eins heraus," erwiederte er.

„Wenn Alexander," sagte ich, „der König von Macedonien, Ew. Hochwürden hätte befördern können, bin ich überzeugt, würden Ew. Hochwürden nicht so gesprochen haben."

Der arme Graf von B. fiel nur in denselben Irrthum.

„Et monsieur est-il Yorick?" rief der Graf.

„Je le suis," sagte ich.

„Vous?"

„Moi — moi qui ai l'honneur de vous parler, monsieur le comte."

„Mon Dieu!" sagte er und umarmte mich, — „vous êtes Yorick."

Der Graf steckte schnell den Shakespeare in die Tasche und ließ mich allein im Zimmer.

Der Paß.

Versailles.

Ich konnte nicht begreifen, warum der Graf von B. so plötzlich aus dem Zimmer gegangen war, eben so wenig als ich begreifen konnte, warum er den Shakespeare eingesteckt hatte. Geheimnisse, die sich selbst entwickeln müssen, sind nicht werth, daß man die Zeit mit Grübeln darüber verdirbt. Es war besser, im Shakespeare zu lesen; damit schlug ich auf: Viel Lärm um nichts. Ich versetzte mich sofort aus meinem Armstuhl nach Messina in Sicilien und ward so mit Don Pedro, Benedict und Beatrice beschäftigt, daß ich weder

an Verſailles noch an den Grafen noch an den Paß dachte.

O ſüße Geſchmeidigkeit des menſchlichen Geiſtes, daß er ſich auf einmal ſolchen Täuſchungen hingeben kann, die der Erwartung und der Sorge die läſtigen Augenblicke entwinden. Lange, lange ſchon hättet ihr meine Tage gezählt, wenn ich nicht einen ſo großen Theil davon auf dieſem bezauberten Boden gewandelt hätte. Wenn mein Weg zu rauh für meine Füße, oder zu ſteil für meine Kräfte iſt, ſo gehe ich davon ab zu irgend einem glatten ſammetnen Pfad, den die Phantaſie mit den Roſenknospen der Freude beſtreut hat, und bin ich darauf eine Weile gewandelt, ſo kehre ich geſtärkt und erfriſcht zurück. Wenn Widerwärtigkeiten auf mir laſten und ich keine Zuflucht dagegen auf dieſer Welt finden kann, ſo wähle ich einen neuen Weg; ich verlaſſe ſie, und weil ich eine deutlichere Idee von den elyſeiſchen Feldern als vom Himmel habe, ſo dränge ich mich wie Aeneas da hinein; ich ſehe ihn dem ſchwermüthigen Schatten ſeiner verlaſſenen Dido begegnen, und wie er ſchmachtet, mit ihr zu reden, ich ſehe ihren beleidigten Geiſt das Haupt ſchütteln und ſtillſchweigend vom Urheber ihres Jammers und ihrer Schande ſich abwenden. Das Gefühl meiner

eigenen Leiden verliert ſich in den ihrigen und in Empfindungen, die mich ſchon als Schüler bekümmert machten.

Wahrhaftig, das heißt nicht in einem leeren Schatten wandeln, noch iſt ſolcher Jammer des Menſchen bloßer Wahn; aber öfters iſt dies der Fall, wenn er ſich wegen des Ausgangs ſeines innern Aufruhrs einzig auf die Vernunft verläßt. Von mir kann ich verſichern, daß ich nie im Stande war, eine einzige böſe Regung meines Herzens ſo gänzlich zu beſiegen, als wenn ich ſo raſch als möglich irgend eine andere ſanfte und gute Empfindung zu Hülfe nahm, um auf deren Grund und Boden zu kämpfen.

Als ich mit dem dritten Act zu Ende war, trat der Graf von B. ins Zimmer mit dem Paß in der Hand.

„Ich verſichere Sie," ſagte der Graf, „monsieur le duc de Choiseul iſt ein ſo guter Prophet, als Staatsmann. Un homme qui rit, ſagte der Herzog, n'est jamais dangereux. — Wäre es für Jemand anders als für den königlichen Hofſpaßmacher," ſetzte der Graf hinzu, „ſo hätte ich ihn in zwei Stunden noch nicht erhalten."

„Pardonnez-moi, monsieur le comte," ſagte ich, „ich bin nicht königlicher Hofſpaßmacher."

„Sie ſind doch wohl Yorick?“

„Ja.“

„Et vous plaisantez.“

Ich antwortete, ich machte freilich Spaß, aber ich würde nicht dafür bezahlt, ich thäte dies nur auf eigne Koſten. „Wir haben keinen Spaßmacher bei Hofe, monsieur le comte,“ ſagte ich; „den letzten hatten wir unter der zügelloſen Regierung Karls des Zweiten, ſeitdem haben ſich unſere Sitten allmälig ſo verfeinert, daß gegenwärtig unſer Hof ſo voller Patrioten iſt, die nichts als die Ehre und den Wohlſtand unſers Vaterlandes wünſchen, und unſere Damen ſind ſo keuſch, ſo tadellos, ſo gut, ſo andächtig, daß es nichts giebt, worüber ein Hofnarr Spaß machen könnte.“

„Voilà un persiflage!“ rief der Graf.

Der Paß.

Verſailles.

Der Paß war an alle Gouverneurlieutenants, Gouverneurs und Commandanten von Städten, Generale der Armee, Richter und alle Gerichtsbeamte gerichtet, den Herrn Yorick, königlichen Hofſpaßmacher, nebſt Begleitung ungehindert paſſiren zu laſſen. Ich

geſtehe, der Triumph über die Erlangung des Paſſes ward mir nicht wenig durch die Figur verleidet, die ich darin ſpielte; aber in der Welt iſt nichts ohne Miſchung Einige unſerer ernſteſten Theologen haben ſogar zu behaupten gewagt, daß ſelbſt der Genuß von einem Seufzer begleitet ſei, und daß der höchſte, den ſie kennten, ſich gewöhnlicher Weiſe mit wenig Beſſerem als einer Convulſion ende.

Ich erinnere mich, daß der hoch- und wohlgelahrte Bevoriskius in ſeinem Commentar über die Geſchlechter der Menſchen von Adam an mitten in einer Note ſehr naiv abbricht, um der Welt Nachricht von ein paar Sperlingen zu geben, die ſich draußen an ſeinen Fenſterrahmen geſetzt und ihn immer im Schreiben geſtört und zuletzt von ſeiner Genealogie ganz abgebracht hatten.

„Es iſt ſeltſam," ſchreibt Bevoriskius, „aber es iſt factiſch erwieſen, denn ich habe aus Curioſität jedesmal einen Strich mit der Feder gemacht, während der kurzen Zeit, daß ich die andere Hälfte meiner Note hätte ſchreiben können, hat mich das Männchen 23½ mal durch ſeine wiederholten Liebkoſungen geſtört."

„Wie liebreich," fährt Bevoriskius fort, „iſt doch der Himmel gegen ſeine Geſchöpfe!"

Unglücklicher Yorick, daß der ernſteſte von deinen Amtsbrüdern etwas in die Welt zu ſchreiben im Stande iſt, was dir blos beim Abſchreiben in deiner Studirſtube das Geſicht mit Purpur färbt!

Dies hat aber mit meinem Reiſen nichts zu thun; darum bitte ich zweimal — zweimal dafür um Verzeihung.

Charakter.

Verſailles.

„Und wie gefallen Ihnen die Franzoſen?“ ſagte der Graf von B., nachdem er mir den Paß gegeben hatte.

Der Leſer kann wohl denken, daß nach einer ſo verbindlichen Probe von ſeiner Gefälligkeit ich nicht in Verlegenheit ſein konnte, auf ſeine Frage etwas Schmeichelhaftes zu erwiedern.

„Mais passe pour cela — ſprechen Sie aufrichtig,“ ſagte er; „finden Sie bei den Franzoſen alle die Urbanität, wovon wir in der Welt den Ruhm haben?“

Ich hätte Alles gefunden, ſagte ich, was dies beſtätigte.

„Vraiment,“ ſagte der Graf, „les Francais sont polis.“

„Bis zum Exceß," erwiederte ich.

Der Graf faßte das Wort „Exceß" auf und wollte behaupten, ich meine damit mehr, als ich gesagt habe. Lange Zeit vertheidigte ich mich, so gut ich konnte; er beſtand aber darauf, ich habe noch etwas im Rückhalt, und ich ſollte nur meine Meinung frei heraus ſagen.

„Ich glaube, monsieur le comte," ſagte ich, „daß der Menſch ſo gut wie ein Inſtrument einen beſtimmten Umfang hat, und daß ſowohl geſellige wie andere Töne jeden Schlüſſel zu ihnen brauchen, ſo daß, wenn man zu hoch oder zu tief anſchlägt, entweder oben oder unten einer fehlen muß, um das Syſtem der Harmonie zu erfüllen."

Der Graf von B. verſtand nichts von der Muſik und erſuchte mich daher um eine andere Erklärung.

„Eine polirte Nation, mein lieber Herr Graf," ſagte ich, „macht Jeden zu ihrem Schuldner, und dabei hat die Urbanität ſelbſt gleich dem ſchönen Geſchlecht ſo viele Reize, daß man es nicht über ſich gewinnen kann, ihr etwas Schädliches zuzutrauen; und dennoch, glaube ich, giebt es nur eine gewiſſe Linie der Vollkommenheit, die der Menſch im Allgemeinen zu erreichen vermag; überſchreitet er dieſe,

so tauscht er mehr seine Vollendung aus, als daß er sie erwirbt. Ich getraue mir nicht zu sagen, in wiefern sich dieses hinsichtlich des Punktes, von dem wir sprechen, auf die Franzosen anwenden läßt; aber sollten jemals die Engländer in den Fall kommen, daß sie in der Fortschreitung ihrer Verfeinerung zu derselben Politur gelangten, welche die Franzosen auszeichnet, so würden wir, wenn auch nicht die Politesse des Herzens, die den Menschen mehr zu humanen als höflichen Handlungen anleitet, doch wenigstens die besondere Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit des Charakters einbüßen, die uns nicht nur von einander, sondern von der ganzen übrigen Welt unterscheidet."

Ich hatte einige Schillinge, unter König Wilhelm geschlagen und glatt wie Glas, in der Tasche, und in der Meinung, sie würden bei der Erklärung meiner Hypothese mir dienen, hatte ich sie, als ich bis zu diesem Punkt gekommen, in die Hand genommen.

„Sehen Sie, Herr Graf," sagte ich und stand auf und legte sie vor ihn auf den Tisch, „dadurch, daß sie seit siebzig Jahren aus einer Tasche in die andere gegangen und sich aneinander gescheuert und gerieben haben, sind sie einander so ähnlich geworden,

daß Sie kaum einen Schilling von dem andern unterſcheiden können. Die Engländer, gleich alten Schauſtücken, die man bei Seite legt und die nur durch wenig Hände gehen, behalten das erſte ſcharfe Gepräge, das ihnen die feine Hand der Natur gegeben hat; ſie ſind nicht ſo glatt anzufühlen, dagegen iſt aber das Gepräge ſo ſichtbar, daß man auf den erſten Blick erkennt, weß Bild und Ueberſchrift es trägt. Doch, monsieur le comte," ſetzte ich hinzu, und wollte das, was ich geſagt, mildern, „die Franzoſen haben ſo viele treffliche Eigenſchaften, daß ſie dieſe füglich entbehren können. Sie ſind ein ſo loyales, tapferes, edelmüthiges, geiſtreiches und aufgewecktes Volk, als nur eines unter dem Himmel zu finden iſt; — aber einen Fehler haben ſie: — ſie ſind zu ernſthaft."

„Mon Dieu!" rief der Graf und ſprang aus ſeinem Stuhl auf. „Mais vous plaisantez," ſagte er und milderte ſeinen Ausruf.

Ich legte meine Hand auf die Bruſt und verſicherte ihm mit tiefem Ernſte, es ſei meine beſtimmte Meinung.

Der Graf ſagte, es thäte ihm leid, daß er nicht meine Gründe jetzt anhören könne, weil er eben zum duc de Choiseul zum Diner gehen müſſe. „Doch

wenn es Ihnen nicht zu weit nach Verſailles iſt, eine Suppe mit mir zu eſſen, ſo bitte ich, daß ich, bevor Sie Frankreich verlaſſen, das Vergnügen habe, zu erfahren, ob Sie Ihre Meinung zurücknehmen, oder auf welche Weiſe Sie dieſelbe zu behaupten gedenken. Aber wenn Sie ſie behaupten, monsieur l'Anglais," ſagte er, „ſo müſſen Sie dies aus allen Kräften thun, weil Sie die ganze Welt gegen ſich haben."

Ich verſprach dem Grafen, ich würde mir die Ehre geben, bei ihm zu ſpeiſen, ehe ich nach Italien abreiſte, und ſo beurlaubte ich mich.

Die Verſuchung.

Paris.

Als ich vor dem Hôtel ausſtieg, ſagte mir der Portier, ein junges Frauenzimmer mit einem Handkörbchen habe ſo eben nach mir gefragt.

„Ich weiß nicht," ſagte er, „ob ſie ſchon wieder fort iſt oder nicht."

Ich ließ mir den Zimmerſchlüſſel geben und ging die Treppe hinauf, und als ich bis auf zehn Stufen zum Vorſaal meiner Thür gekommen war, begegnete ich ihr, als ſie eben heruntergehen wollte.

Es war das hübſche Kammermädchen, mit der ich über den Quai de Conti gegangen. Madame

de Rambouillet hatte ſie mit einigen Aufträgen zu einer marchande de modes geſchickt, die in der Nähe vom Hôtel de Modène wohnte, und da ich mit meinem Beſuche bisher noch ausgeblieben war, hatte ſie ihr befohlen, nachzufragen, ob ich Paris ſchon verlaſſen, und wenn dem ſo wäre, ob ich einen Brief an ſie zurückgelaſſen hätte.

Da das hübſche Kammermädchen ſehr nahe an meiner Thür war, kehrte ſie mit mir um und ging auf ein paar Augenblicke, indeß ich eine Karte ſchreiben wollte, mit auf mein Zimmer.

Es war ein ſchöner ſtiller Abend in den letzten Tagen des Monats Mai. Die rothen Fenſtergardinen mit den Bettvorhängen von einer Farbe waren zugezogen. Die untergehende Sonne ergoß ſo warme Tinten auf das Geſicht des hübſchen Kammermädchens, daß ich glaubte, ſie erröthete. Der Gedanke machte mich ſelbſt erröthen. Wir waren ganz allein, und dies trieb mir eine zweite Röthe ins Geſicht, ehe noch die erſte Zeit hatte, zu verfliegen.

Es iſt eine Art von angenehmem halb ſchuldigen Erröthen, wobei das Blut mehr Schuld hat, als der Menſch; — es wird mit Ungeſtüm zum Herzen abgeſendet und die Tugend folgt hinterher, nicht um es zurückzurufen, ſondern die Empfindungen, die

es verurſacht, den Nerven noch angenehmer zu machen; — ſie geſellt ſich dazu.

Aber ich will es nicht beſchreiben Ich fühlte anfangs Etwas, das mit den Lehren der Tugend, die ich ihr den Abend vorher gegeben, nicht völlig im Einklang ſtand, — ich ſuchte fünf Minuten nach einer Karte, — ich wußte, ich hatte keine, — ich ergriff die Feder, — legte ſie wieder hin, — die Hand zitterte, — der Teufel hatte ſein Spiel mit mir.

Ich weiß ſo gut als ein Anderer, daß er ein Widerſacher iſt, der, wenn wir widerſtehen, von uns flieht; — aber ich widerſtehe ihm doch ſelten, aus Angſt, daß ich ſelbſt als Sieger immer noch eine Wunde im Kampfe davontragen möchte. Ich gebe alſo den Triumph gegen die Sicherheit auf, und anſtatt daran zu denken, ihn in die Flucht zu ſchlagen, fliehe ich gewöhnlich ſelbſt.

Das hübſche Kammermädchen kam dicht an das Schreibepult, wo ich nach der Karte ſuchte, nahm erſt die Feder auf, die ich hingeworfen, dann wollte ſie mir das Tintefaß halten, — ſie that es auf eine ſo reizende Weiſe, daß ich es faſt angenommen hätte, doch wagte ich es nicht.

„Mein Kind, ich habe nichts, worauf ich ſchreiben kann," ſagte ich.

„O," ſagte ſie ganz natürlich, „ſchreiben Sie, worauf Sie wollen."

Ich wollte eben ausrufen: So will ich es auf Deine Lippen ſchreiben, ſchönes Mädchen.

„Ich bin verloren, wenn ich es thue," ſagte ich; — alſo ergriff ich ſie bei der Hand und führte ſie zur Thür und bat ſie, die Lehren nicht zu vergeſſen, die ich ihr gegeben hätte. Sie ſagte, das würde ſie gewiß nicht, und da ſie dies etwas ernſt ausſprach, wandte ſie ſich und legte ihre zuſammengefalteten Hände in die meinigen. Es war in dieſer Situation unmöglich, ſie nicht zu drücken. Ich wünſchte ſie loszulaſſen, und die ganze Zeit über, da ich ſie hielt, predigte ich mir dagegen, und dennoch behielt ich ſie. In zwei Minuten fand ich, daß ich den ganzen Kampf noch einmal durchzukämpfen hatte, und ich fühlte Mark und Bein bei dem Gedanken erzittern.

Das Fußende des Bettes war von dem Orte, wo wir ſtanden, anderthalb Schritt entfernt; ich hielt noch immer ihre Hände, — und wie das zuging, kann ich nicht erklären, — aber ich bat ſie nicht — ich zog ſie nicht — dachte auch nicht ans Bett — doch auf einmal war es geſchehen, wir ſaßen beide.

„Ich will Ihnen auch nun den kleinen Beutel zeigen," sagte das hübsche Kammermädchen, „den ich mir heute zu Ihrer Krone gemacht habe."

Damit griff ihre Hand in die rechte Tasche an meiner Seite und suchte einige Zeit darin, — dann in die linke — sie hatte ihn verloren. Ich hätte niemals mit mehr Ruhe gewartet — endlich fand er sich doch in der rechten Tasche. Sie zog ihn heraus; er war von grünem Taffet, mit einem Stückchen weißem Atlas gefüttert und eingefaßt und gerade groß genug für die Krone. Sie gab ihn mir in die Hand. Er war niedlich, und ich hielt ihn zehn Minuten, die Rückseite meiner Hand auf ihren Schooß gelegt, und sah bald auf den Beutel, bald nach einer Seite hin.

Es waren an den Falten meines Hemdkragens ein paar Stiche aufgegangen — das hübsche Kammermädchen zog, ohne ein Wort zu sagen, ihr kleines Nähzeug heraus, fädelte eine Nadel ein und nähte sie zu. Ich sah voraus, dies würde den Ruhm des Tages aufs Spiel setzen, und wie sie schweigend an meinem Nacken bei diesem Manövre mit der Hand hin und her fuhr, fühlte ich die Lorbeern erbeben, die mir die Phantasie schon um die Schläfe gewunden hatte.

Ihr war im Gehen ein Schuhriemen losgegangen und die Schnalle drohte eben zu fallen.

„I der tauſend," ſagte das Kammermädchen und hielt den Fuß in die Höhe. Ich konnte es für mein Leben nicht laſſen, aus Erkenntlichkeit die Schnalle wieder feſt zu machen und den Riemen durchzuziehen, und als ich damit fertig war und den andern Fuß mit aufhob, um zu ſehen, ob der auch in Ordnung wäre, mußte ich es zu plötzlich thun — das ſchöne Kammermädchen kam unvermeidlich aus dem Gleichgewicht — und dann —

Der Sieg.

Paris.

Ja — und dann — Ihr, die Ihr mit marmorkalten Köpfen und lauwarmen Herzen Eure Leidenſchaften wegpredigen oder maskiren könnt, ſagt mir, was für ein Verbrechen iſt es, daß der Menſch welche beſitzt, und wofür kann ſein Geiſt bei dem Vater der Geiſter verantwortlich ſein, als wie er ſich dabei benommen?

Wenn die Natur das Gewebe zärtlicher Gefühle ſo gewebt hat, daß einige Fäden von Liebe und Verlangen durch das Stück laufen, muß dann das

ganze Gewebe zerriſſen werden, um ſie herauszuziehen? „Gieb ſolchen Stoikern die Ruthe, großer Beherrſcher der Natur," ſagte ich zu mir ſelbſt. „Auf welche Proben meiner Tugend mich auch Deine Vorſehung ſtellen mag — wie groß meine Gefahr — welches auch immer meine Lage — laß mich die daraus entſpringenden und mir als Mann zukommenden Regungen empfinden — und wenn ich dieſe edel beherrſche, ſo will ich den Ausgang Deiner Gerechtigkeit anheimſtellen, denn Du haſt uns gemacht, und nicht wir uns ſelbſt."

Als ich dieſe Anrede beendet, hob ich das hübſche Kammermädchen bei der Hand auf und führte ſie aus dem Zimmer. Sie blieb bei mir ſtehen, bis ich die Thür verſchloſſen und den Schlüſſel eingeſteckt hatte — und dann — der Sieg war ja völlig entſchieden — und nicht eher drückte ich meine Lippen auf ihre Wangen, nahm ſie wieder bei der Hand und begleitete ſie wohlbehalten bis an die Hausthür.

Das Geheimniß.

Paris.

Wer nur etwas die Herzen kennt, wird einſehen, daß mir's unmöglich war, ſogleich wieder in mein

Zimmer zu gehen — das hieße nach Schluß eines Muſikſtücks, das die Empfindungen erregte, elende Leierei ſpielen hören. Alſo nachdem ich die Hand des hübſchen Kammermädchens losgelaſſen, blieb ich einige Zeit an der Thür des Hôtels ſtehen und muſterte einen jeden Vorübergehenden, bis ein einziger Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, der alle möglichen Vermuthungen erſchöpfte.

Es war eine ſchlanke Figur mit einer philoſophiſch ernſten, finſtern Miene, die langſam die Straße auf und nieder ging und nach ungefähr ſechzig Schritte an jeder Seite des Hôtels wieder umkehrte. Der Mann war etwa zweiundfunfzig Jahre alt, hielt ein kleines Rohr unter dem Arm, trug dunkelgrauen Rock, Weſte und Beinkleider, die ſchon einige Jahre gedient zu haben ſchienen, doch waren ſie noch rein, und ſein ganzes Aeußere hatte den Anſtrich einer mäßigen propreté. Aus ſeinem Hutabziehen und aus der Stellung, womit er Verſchiedene auf ſeinem Wege anſprach, erſah ich, daß er Almoſen erbat. Ich nahm alſo einige Sous aus der Taſche, die ich ihm geben wollte, wenn er mich anſpräche. Er ging an mir vorbei, ohne etwas zu bitten, und doch war er kaum fünf Schritt weiter gegangen, als er eine kleine Frau anredete. — Ich hätte ihm wahrſcheinlich zwei-

mal mehr gegeben. Kaum war er mit der Frau fertig, als er seinen Hut vor einer andern zog, die denselben Weg kam. Ein alter vornehmer Herr kam langsamen Schrittes und nach ihm ein flotter junger Bursche; er ließ sie beide vorüber, ohne sie anzusprechen. Ich beobachtete ihn eine halbe Stunde lang, in welcher Zeit er ein Dutzend mal auf und nieder ging und immer denselben Plan unverändert verfolgte.

Zwei Dinge erregten dabei besonders mein Gehirn, aber vergeblich. Das erste, daß der Mann seine Geschichte nur dem schönen Geschlecht erzählte; das zweite, was es für eine Geschichte und welche Art von Beredsamkeit es sein konnte, welche die Herzen der Frauen erweichte, und von der er wußte, daß sie bei Männern wirkungslos bleiben würde.

Noch zwei andere Umstände verwickelten dieses Geheimniß. Der eine war, er sagte jedem Frauenzimmer, was er zu sagen hatte, ins Ohr, und das auf eine Weise, die mehr das Ansehn eines Geheimnisses als einer Bitte hatte; der andere, daß es allemal von Erfolg war, denn er hielt nie ein Frauenzimmer an, das nicht den Beutel gezogen und ihm sogleich etwas gegeben hätte.

Ich konnte kein System bilden, das mir dieses

Phänomen hätte erklären können. Ich hatte ein Räthsel aufbekommen, womit ich mich den Rest des Abends unterhielt, und so ging ich hinauf in mein Zimmer.

Der Gewissensfall.

Paris.

Der Herr des Hôtels folgte mir auf dem Fuße, trat in mein Zimmer und sagte mir, ich müßte mich nach einem andern Logis umsehen.

„Wie so, mein Freund?" fragte ich.

Er antwortete, ich hätte mich diesen Abend mit einem jungen Frauenzimmer zwei Stunden lang in meinem Zimmer eingeschlossen, und das sei gegen die Regeln seines Hauses.

„Sehr wohl," sagte ich; „wir wollen als gute Freunde scheiden, denn das Mädchen ist nicht schlimmer und ich bin nicht schlimmer, und auch Sie werden gerade so bleiben, wie ich Sie gefunden habe."

Es wäre genug, erwiederte er, um den Credit seines Hôtels herunterzubringen. „Voyez-vous, monsieur," sagte er und zeigte nach dem Fußende des Bettes, wo wir gesessen hatten.

Ich gebe zu, es hatte einigen Schein von Beweis; da ich aber zu stolz war, mich mit ihm näher

auf die Sache einzulaſſen, ſo ermahnte ich ihn, mit ſo ruhiger Seele zu ſchlafen, wie ich es dieſe Nacht mit der meinigen vorhätte, und ſagte, daß ich beim Frühſtück ihm bezahlen würde, was ich ihm ſchulde.

„Ich würde nicht ein Wort erwähnt haben, monsieur," fuhr er fort, „hätten Sie auch dreißig Mädchen gehabt —"

„Das iſt ein halbes Schock mehr," unterbrach ich ihn, „als ich je haben will."

„— wenn es nur," fügte er hinzu, „des Morgens geweſen wäre."

„Und macht denn in Paris der Unterſchied der Tageszeit einen Unterſchied in der Sünde?"

„Es macht," ſagte er, „einen Unterſchied im Aufſehen."

Ich liebe von Herzen eine gute Diſtinction, und ich kann nicht ſagen, daß ich auf den Mann ſehr böſe geweſen wäre.

„Ich gebe zu," nahm der Herr des Hôtels das Wort wieder, „daß einem Fremden in Paris nothwendiger Weiſe Gelegenheit verſchafft wird, um Spitzen, ſeidene Strümpfe, Manſchetten et tout cela zu kaufen, und es hat nichts Anſtößiges, wenn ein Frauenzimmer mit einem Bandkorbe kommt."

„Bei meiner Seele," sagte ich, „sie hatte einen, ich habe aber nicht hineingesehen."

„Also," sagte er, „hat monsieur nichts gekauft?"

„Nicht für einen Pfifferling," erwiederte ich.

„Weil," sagte er, „ich Ihnen Eine empfehlen kann, die mit Ihnen en conscience handeln wird."

„Ich muß sie aber noch diesen Abend sehen," entgegnete ich.

Er machte eine tiefe Verbeugung und ging hinunter.

„Nun will ich über diesen maître d'hôtel triumphiren," rief ich aus — „und was dann? — Dann will ich ihm merken lassen, daß ich weiß, was er für ein schmutziger Kerl ist. — Und dann? — und dann?" — Ich fühlte mich selbst zu egoistisch, um zu sagen, es geschähe um Anderer willen. Ich hatte keine gute Antwort mehr. Es war mehr Galle als Grundsatz in meinem Plan, darum ward ich schon vor der Ausführung seiner überdrüssig.

In wenig Minuten trat die Grisette mit ihrem Spitzenkorbe herein.

„Ich will nichts kaufen, — durchaus nicht," sagte ich zu mir selbst.

Die Grisette wollte mir Alles zeigen — mir wollte nichts gefallen. Sie that, als merkte sie es

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

nicht; sie öffnete ihr kleines Magazin und legte alle ihre Spitzen vor mir nach einander aus, wickelte sie ab und auf, ein Stück nach dem andern, mit der geduldigsten Liebenswürdigkeit. — Ich möchte kaufen oder nicht, — sie wollte mir Alles nach meinem Gebot lassen. — Das arme Geschöpf schien gar zu gern etwas lösen zu wollen und legte es darauf an, mich zu gewinnen, und nicht mit einer erkünstelten, sondern, wie ich fühlte, mehr mit einer natürlichen und schmeichelnden Art.

Wenn einem Mann auf ehrbare Weise nie ein Vortheil abzugewinnen ist, so ist er mehr als schlimm — mein Herz gab nach und ließ meinen Vorsatz so ruhig wie den ersten fahren. Warum sollte ich Jemanden wegen der Verbrechen eines Andern bestrafen? Wenn du diesem Tyrannen von Wirth zinsbar bist, dachte ich und sah ihr ins Gesicht, so ist nur um so härter dein Brot.

Hätte ich auch nicht mehr als vier Louisd'or im Beutel gehabt, so hätte ich doch nicht eher aufstehen und ihr die Thür weisen können, als bis ich erst drei davon für ein Paar Manschetten angelegt hätte.

Der Herr des Hôtels wird den Profit mit ihr theilen — immer zu — habe ich doch nur bezahlt,

was vor mir mancher arme Tropf für eine Handlung bezahlt hat, die er nicht vollbringen, noch darauf denken konnte.

Das Räthsel.

Paris.

Als La Fleur heraufkam, mich beim Abendessen zu bedienen, sagte er mir, wie sehr leid es dem Herrn des Hôtels thäte, mich durch Aufkündigung des Logis beleidigt zu haben.

Ein Mensch, der eine gute Nachtruhe zu schätzen weiß, wird sich mit keinem Groll im Herzen niederlegen, wenn er es irgend ändern kann. Also befahl ich La Fleur, dem Herrn des Hôtels zu sagen, es thäte mir meinerseits leid, daß ich ihm Anlaß dazu gegeben hätte, und wenn Du willst, La Fleur," setzte ich hinzu, „kannst Du ihm sagen, daß ich das junge Frauenzimmer nicht sprechen würde, wenn sie auch wiederkäme."

Dieses Opfer brachte ich nicht sowohl ihm als mir selbst, denn da ich mit genauer Noth entkommen, war ich entschlossen, mich nicht wieder in Gefahr zu setzen, sondern wo möglich Paris mit all der Tugend zu verlassen, die ich mitgebracht.

„C'est déroger à la noblesse," ſagte La Fleur und bückte ſich dabei bis zur Erde. Et encore, monsieur," ſagte er, „können Ihren Sinn ändern; und wenn par hasard monsieur ſich amüſiren wollen —"

„Ich finde aber kein amusement darin," unterbrach ich ihn.

„Mon Dieu!" ſagte La Fleur und deckte ab.

Eine Stunde nachher kam er, mich zu Bett zu bringen, und war ungewöhnlich dienſtfertig. Es ſchwebte ihm etwas auf der Zunge, das er mir ſagen oder von mir bitten möchte und doch nicht heraus wollte. Ich konnte nicht errathen, was es wohl ſein mochte, gab mir auch in der That wenig Mühe, es herauszubringen, weil ich ein anderes, viel wichtigeres Räthſel, nämlich das des Mannes, der vor der Thür des Hôtels um Almoſen bat, im Kopfe hatte. Ich hätte ich weiß nicht was darum gegeben, um auf den Grund der Sache zu kommen, und nicht etwa aus Neugierde — die iſt überhaupt eine ſo niedrige Urſache des Forſchens, daß ich ſie zu befriedigen keinen Groſchen ausgeben möchte — aber ein Geheimniß, dachte ich, das ſo ſchnell und ſo ſicher das Herz jedes Weibes, dem man ſich nähert, rührt, iſt wenigſtens ſo viel werth, als der Stein der

Weisen. Hätte ich beide Indien gehabt, ich hätte eines davon um den Besitz dieses Geheimnisses gegeben.

Ich schüttelte und wandte es fast die ganze Nacht in meinem Hirnkasten herum, ohne im geringsten nur dahinter zu kommen, und als ich des Morgens erwachte, fand ich meinen Geist durch meine Träume so zerrüttet, wie nur je der König von Babylon über die seinen gewesen sein mag, und ich kann ganz bestimmt versichern, es würde ihre Deutung allen Weisen von Paris eben so schwer geworden sein, wie den Chaldäern.

Le dimanche.

Paris.

Es war Sonntag, und als La Fleur des Morgens hereintrat mit meinem Kaffee und Brödchen nebst Butter, hatte er sich so stattlich herausgeputzt, daß ich ihn kaum kannte.

Ich hatte ihm zu Montreuil versprochen, ihm, sobald wir nach Paris kämen, einen neuen Hut mit silbernem Knopf und Schnur, dazu vier Louisd'or pour s'adoniser, zu geben, und das arme Kerlchen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hatte Wunder damit gethan.

Er hatte einen netten lichten, haltbaren Scharlachrock und Beinkleider von demſelben Zeuge gekauft. Sie wären, ſagte er, für keine Krone abgetragen. Für dieſe Bemerkung hätte ich ihn zum Henker gewünſcht. Sie ſahen ſo neu aus, daß, ob ich gleich wußte, daß es unthunlich war, ich mir lieber eingebildet hätte, ich hätte den Burſchen neu gekleidet, als daß er es auf dem Trödel in der rue de la Friperie entnommen.

Das iſt aber eine ſo große Nebenſache, daß ſie in Paris das Herz nicht beſchwert.

Er hatte dazu noch eine nette blauatlasne Weſte erhandelt, phantaſtiſch genug geſtickt. Sie hatte freilich ein wenig im Dienſte gelitten, war aber wieder gereinigt und das Gold aufgeputzt, und im Ganzen war es mehr Flitterſtaat; und da das Blau nicht ſehr ſchreiend war, ſo ſtand es recht gut zu Rock und Hoſe. Er hatte ferner mit dem Gelde noch einen Haarbeutel und eine Solitaire herausgepreßt, und bei dem Trödler hatte er auf ein Paar goldenen Kniegürteln zu ſeinen Beinkleidern beſtanden; für vier Livres aus ſeinem Beutel hatte er ein Paar muſſeline Manſchetten, bien brodées, und für fünf Livres ein Paar weißſeidene Strümpfe gekauft,

und obendrein hatte ihm die Natur eine hübsche Figur gegeben, die ihn keinen Sou kostete.

So ausstaffirt, das Haar nach der neuesten Mode frisirt, eine schöne Uhrkette an der Brust, trat er ins Zimmer — mit einem Wort, er sah so feierlich aus, daß mir sogleich einfiel, es wäre Sonntag, und da ich Beides miteinander combinirte, merkte ich nunmehr bald, daß die Vergünstigung, die er vorigen Abend gewünscht, darin bestand, den Tag so zuzubringen, wie ihn Jedermann in Paris verbringt. Ich hatte dies kaum gemuthmaßt, als La Fleur mit unendlicher Unterthänigkeit, jedoch mit zuversichtlichem Blicke, als ob ich es ihm nicht abschlagen würde, mich ersuchte, ich möchte ihn für den Tag beurlauben, pour faire le galant vis-à-vis de sa maitresse.

Nun hatte ich gerade dasselbe von vis-à-vis de Madame de Rambouillet. Ich hatte deshalb die Remise auf heute behalten, und es würde meine Eitelkeit nicht verletzt haben, einen so wohlgeputzten Diener als La Fleur hinten auf dem Wagen zu haben; ich mißte ihn sehr ungern.

Aber in dergleichen Verlegenheiten muß man nur fühlen, nicht rechten. Die Söhne und Töchter der Dienstbarkeit entsagen in ihren Contracten der

Freiheit, aber nicht der Natur; sie sind von Fleisch und Blut und haben mitten im Hause des Zwanges ihre kleinen Eitelkeiten und Wünsche so gut als ihre Herrschaften. Natürlich lassen sie sich ihre Selbstverleugnung bezahlen, und ihre Anmaßungen sind oft so unvernünftig, daß ich sie ihnen wohl versagen möchte, wenn nicht ihr Stand mir die Macht hierzu zu leicht gäbe.

Siehe, siehe, ich bin Dein Knecht — nimm mir auf einmal alle Gewalt eines Herrn.

„Du kannst gehen, La Fleur," sagte ich. „Und was für eine Geliebte, La Fleur, kannst Du Dir in so kurzer Zeit in Paris angeschafft haben?"

La Fleur legte die Hand auf die Brust und sagte, es wäre eine petite demoiselle aus dem Hause des Grafen von B. La Fleur hatte ein Herz, geschaffen für Geselligkeit, und das, die Wahrheit von ihm zu reden, eben so wenig die Gelegenheit entwischen ließ, als sein Herr. So hatte er auf irgend eine Art, der Himmel weiß wie, in der Zeit, als ich mit meinem Passe zu thun hatte, im Treppenhause mit der Demoiselle Bekanntschaft gemacht, und wie ich Zeit genug hatte, den Grafen für mein Interesse zu gewinnen, eben so gut hatte La Fleur das Mädchen für sich zu gewinnen verstanden. Die Diener-

ſchaft kam vermuthlich heute nach Paris, und er hatte mit dem Mädchen und ein paar Bedienten des Grafen eine Partie auf den Boulevards verabredet.

Glückliches Volk, das wenigſtens einen Tag in der Woche ſicher iſt, alle ſeine Sorgen bei Seite zu legen und die Bürden des Kummers zu vertanzen, zu verſingen und wegzuſcherzen, die den Geiſt anderer Nationen der Erde niederbeugen!

Das Fragment.

Paris.

La Fleur hatte mir etwas hinterlaſſen, das mich für den Tag mehr amüſirte, als ich bedungen, oder als in ſeinen oder meinen Kopf hätte kommen können.

Er hatte mir das kleine Stückchen Butter auf einem Johannisbeerblatt gebracht, und da der Morgen warm war und er es ziemlich weit holen mußte, ſo hatte er ſich ein Stück Maculatur ausgebeten, um es zwiſchen das Johannisbeerblatt und ſeine Hand zu legen. Da dies Tellers genug war, ſo hieß ich ihm, es ſo, wie es war, auf den Tiſch zu legen, und da ich den ganzen Tag zu Hauſe bleiben wollte, befahl ich ihm, bei dem Traiteur mein Mit-

tageſſen zu beſtellen und mich beim Frühſtück allein zu laſſen.

Als ich die Butter verzehrt hatte, warf ich das Johannisbeerblatt aus dem Fenſter und wollte daſſelbe mit der Maculatur machen, allein da ich anhielt und erſt eine Zeile davon las, und mich dies zur zweiten und dritten fortriß, ſo hielt ich es für mehr werth, machte das Fenſter zu, zog einen Stuhl hin und ſetzte mich nieder, es zu leſen.

Es war in altem Franzöſiſch aus Rabelais' Zeiten, und ſo viel ich da von verſtand, mochte es von ihm ſelbſt geſchrieben ſein; es war obendrein mit gothiſchen Lettern, die durch Schimmel und Länge der Zeit ſo vergilbt und verwiſcht worden, daß es mich viele Mühe koſtete, nur etwas herauszubringen. Ich warf es hin und ſchrieb einen Brief an Eugenius — dann nahm ich es wieder vor und ſpannte meine Geduld von neuem auf die Folter — und hernach, um mich wieder zu erholen, ſchrieb ich an Eliſa. Es ſtack mir noch immer im Sinn, und die Schwierigkeit des Verſtändniſſes verſtärkte nur die Begierde.

Ich aß mein Mittagsmahl, und nachdem ich meinen Geiſt mit einer Flaſche Burgunder erleichtert hatte, war ich wieder darüber her, und nachdem ich

zwei oder drei Stunden mit ebenso tiefen Grübeln darüber studirt hatte, wie je nur Gruter oder Jakob Spohn über einer unverständlichen Inschrift gethan haben mögen so glaubte ich hinter den Sinn gekommen zu sein. Doch um in der Sache gewiß zu sein, hielt ich es für das Beste, es ins Englische zu übersetzen und zu sehen, wie es sich darin ausnähme. So ging ich denn ganz gemächlich daran, wie man es zum Spaße thut, bisweilen einen Satz geschrieben — dann ein paarmal auf und nieder gegangen — dann ein Bischen aus dem Fenster auf das Gewühl geguckt, so daß es neun Uhr Abends war, ehe ich es beendete. Dann fing ich an zu lesen wie folgt.

Das Fragment.

Paris.

Jetzo, als des Notarius Ehefrau mit ihm über den Punkt so hitzig disputirte, sagte der Notarius, das Pergament hinwerfend: „Ich wollte, daß ein anderer Notarius hier wäre, um alles dieses zu protokolliren und zu attestiren."

„Und was wollte Er dann thun, monsieur?" sagte sie und sprang hastig auf.

Des Notarius Ehefrau war ein kleiner Vulkan von einem Weibe, und der Notarius glaubte einen Ausbruch durch eine milde Antwort abzuwenden.

„Ich würde zu Bette gehen," antwortete er.

„Zum Teufel mag Er gehen," antwortete des Notarius Ehefrau.

Nun traf sich's, daß in dem Hause nur ein Bett vorhanden war, weil nach Pariser Sitte die andern Zimmer unmöblirt waren, und da der Notarius sich nicht gern in ein und dasselbe Bett mit einer Frau legen wollte, die ihn ohne Federlesens zum Teufel geschickt hatte, so nahm er seinen Hut und Stock und kurzen Mantel — denn die Nacht war sehr windig — und ging in der übelsten Laune dem Pont neuf zu.

Von allen Brücken, die je in der Welt gebaut wurden, ist Pont neuf, was ein Jeder, der darüber gegangen, zugeben muß, die prächtigste, die zierlichste, die größte, die leichteste, die längste, die breiteste, die jemals auf der Oberfläche dieses Erdwasserballs Land und Land verbunden hat.

Hieraus scheint es, als ob der Autor des Fragments kein Franzose gewesen wäre.

Der größte Uebelstand, den Theologen und Doctoren der Sorbonne dagegen anführen können, ist

dieſer, daß, ſobald nur eine Mütze voll Wind in oder um Paris weht, hier gottesläſterlicher, als auf irgend einem freien Platze in der ganzen Stadt geſacredieut wird, und mit Recht, meine vielgeliebten und gelahrten messieurs, denn er kommt auf einen los, ohne zu rufen: Vorgeſehn! und mit ſolchen ungeahnten Stößen, daß von den Wenigen, die mit dem Hut auf dem Kopfe darüber gehen, nicht Einer unter Funfzigen iſt, der nicht zwei und einen halben Livre — damit iſt der Hut vollkommen bezahlt — aufs Spiel ſetzt.

Der arme Notarius, juſt als er bei der Schildwache vorbei ging, hielt inſtinktmäßig ſeinen Stock an die Seite des Hutes, allein wie er damit in die Höhe fuhr, gerieth er mit der Spitze deſſelben in die Hutſchnur der Schildwache und warf ihr dadurch den Hut über das Geländer gerade in die Seine.

„Es iſt ein böſer Wind, der Niemandem etwas Gutes bringt," ſagte der Schiffer, der ihn auffing.

Die Schildwache, ein Gascogner, ſtrich ſich augenblicklich den Zwickelbart und ſchlug das Gewehr an.

In den damaligen Zeiten feuerte man die Muskete noch mit Lunten ab, und eine alte Frau, der

am Ende der Brücke der Wind ihre Papierlaterne ausgeblasen, hatte, um sie wieder anzuzünden, von der Schildwache die Lunte geborgt. Dies gab dem Gascogner einen Augenblick Zeit, sein Blut abzukühlen und mehr seinen Nutzen aus dem Zufall zu ziehen.

„Es ist ein böser Wind," sagte er, nahm dem Notarius den Castorhut weg und rechtfertigte den Raub mit dem Sprichwort des Schiffers.

Der arme Notarius ging über die Brücke, und indem er längs der rue Dauphine nach dem Faubourg St. Germain fortschritt, beklagte er sich auf seinem Gange auf folgende Art:

„Was für ein unglücklicher Mann bin ich," sagte der Notarius, „daß ich all mein Tag' ein Spiel der Stürme bin — daß ich geboren bin, überall wo ich geh' und steh', den Sturm des Lästermundes auf mich und meinen Beruf gekehrt zu sehen — daß ich durch den Donner der Kirche in den Ehestand mit einem Gewitter von Weibe genothwendigt worden — daß ich durch häusliche Winde aus meinem Hause vertrieben und durch einen Pontificalischen meines Castorhutes beraubt worden bin, daß ich barhäuptig in einer windigen Nacht der Ebbe und Flut des Zufalls ausgesetzt herum-

wandere — wo soll ich mein Haupt hinlegen? — O ich elender Mensch! Welch ein Wind von allen zweiunddreißig Strichen des Compasses kann dir etwas Gutes zuwehen, wie er es deinen übrigen Mitgeschöpfen thut!"

Als der Notarius, auf diese Weise sein Schicksal beklagend, an einem dunkeln Gange vorbeiging, rief eine Stimme einem Mädchen zu und befahl ihr, sie solle nach dem nächsten Notarius laufen. Da er nun der nächste Notarius war, machte er sich diesen Umstand zu Nutze, ging durch den Gang nach der Thür und wurde durch eine Art alten Salons in ein großes Zimmer geführt, das von allem Hausrath bis auf eine Soldatenpike, ein Brustschild, einen alten rostigen Degen und Bandelier entblößt war, welche Sachen an vier Stellen der Wand symmetrisch aufgehängt waren.

Ein alter Herr, der vordem ein Edelmann und, wofern der Verfall des Glücks nicht den Adel schändet, zur Zeit noch Edelmann, lag im Bett, das Haupt auf die Hand gestützt. Nahe dabei stand ein Tisch mit einer brennenden Lampe und an dem Tische ein Stuhl. Der Notarius setzte sich darauf, nahm sein Tintenfaß und einige Bogen Papier, die er in der Tasche hatte, heraus, legte Alles vor sich auf den

Tiſch, tunkte ſeine Feder ein, lehnte ſich mit der Bruſt über den Tiſch und hielt Alles in Bereitſchaft, des Edelmanns Teſtament und letzten Willen niederzuſchreiben.

„Ah! monsieur le notaire,“ ſagte der Edelmann und richtete ſich ein wenig auf, „ich habe nichts zu vermachen, was die Vermächtnißkoſten decken würde, außer meiner eigenen Geſchichte, und ich könnte nicht ruhig ſterben, ohne ſie der Welt als Vermächtniß zu hinterlaſſen. Den Profit, der heraus kommt, vermache ich Ihnen für die Mühe des Niederſchreibens. Es iſt eine ſo eigenthümliche Geſchichte, daß ſie Jedermann leſen muß. Sie wird das Glück Ihrer Familie machen.“

Der Notarius tunkte ſeine Feder ins Tintefaß.

„Allmächtiger Lenker aller Zufälle des Lebens,“ ſagte der Edelmann, indem er ernſt mit erhobenen Händen zum Himmel aufblickte, „Du, deſſen Hand mich durch ſolch ein Labyrinth wunderbarer Wege bis zu dieſer Jammerſcene geführt hat, hilf dem abnehmenden Gedächtniß eines alten ſchwachen Mannes mit gebrochenem Herzen; regiere meine Zunge durch den Geiſt Deiner ewigen Wahrheit, damit dieſer Fremde nichts niederſchreibe, als was in dieſem Buche geſchrieben ſteht, nach deſſen Inhalt ich ent-

weder" — so sprach er mit gefalteten Händen — „verdammt oder freigesprochen werde!"

Der Notarius hielt die Spitze seiner Feder zwischen die Lampe und seine Augen.

„Es ist eine Geschichte, monsieur le notaire," sagte der Edelmann, „welche jede Leidenschaft in der Natur erregen wird — den Menschlichen wird sie durchbohren und das Herz der Grausamkeit selbst wird sie mit Mitleid erfüllen."

Der Notarius brannte vor Verlangen, zu beginnen, und tunkte seine Feder zum dritten Male ins Tintefaß, und der alte Edelmann wandte sich ein wenig mehr gegen den Notarius und begann seine Geschichte mit folgenden Worten zu dictiren —

„Und wo ist denn das Uebrige davon, La Fleur?" sagte ich, als dieser eben ins Zimmer trat.

Das Fragment und das Bouquet.

Paris.

Als La Fleur näher an den Tisch kam und begriffen hatte, was mir fehlte, sagte er mir, es wären nur noch zwei Bogen davon da, die er des Zusammenhaltens wegen um die Stengel eines

Bouquets gewickelt habe, welches er der Demoiſelle auf dem Boulevard verehrt hätte.

„O ſo bitte ich Dich, La Fleur," ſagte ich, „lauf' ins Hôtel des Grafen und ſieh zu, ob Du es bekommen kannſt."

„Natürlich kann ich's," ſagte La Fleur und rannte fort.

In ſehr kurzer Zeit kam der arme Burſche ganz außer Athem zurück und mit tieferen Zeichen des Kummers im Geſicht, als der bloße Verluſt des Fragments hätte erregen können.

Juste ciel! In weniger als zwei Minuten, ſeit der arme Burſche ſein letztes zärtliches Lebewohl ihr geſagt, hatte ſeine treuloſe Geliebte ſein gage d'amour einem von des Grafen Lakaien gegeben — der Lakai einer jungen Nähterin — und die Nätherin endlich ſammt meinem Fragment einem Fiedler — unſere Mißgeſchicke waren ineinander verflochten — ich ſeufzte tief auf — und La Fleur gab das Echo meinem Ohre zurück.

„Wie treulos!" rief La Fleur.

„Wie unglücklich!" ſagte ich.

„Es würde mich nicht ſo ärgern, wenn ſie es nur verloren hätte, ſagte La Fleur.

„Mich auch nicht, La Fleur," entgegnete ich, „wenn ich es nur gefunden hätte."

Ob dies geſchehen oder nicht, wird ſich ſpäter zeigen.

Wohlthätigkeit.

Paris.

Der Mann, der entweder aus Stolz oder aus Furcht nicht in einen dunkeln Gang geht, kann ein ſehr guter Mann ſein und zu hunderterlei Sachen taugen, zum empfindſamen Reiſenden wird er aber nicht paſſen. Ich gebe wenig auf die vielen Dinge, die ich am hellen Tage in breiten und öffentlichen Gaſſen vorgehen ſehe. Die Natur iſt ſcheu und haßt es, vor Zuſchauern zu handeln. In ſolchen unbeobachteten Winkeln aber ſieht man von ihr zuweilen eine einzige kurze Scene, die alle sentiments von einem Dutzend franzöſiſcher Komödien zuſammen aufwiegt, die doch gewiß an ſich vollkommen fein ſind, und ſo oft mir eine mehr als gewöhnlich brillante Affaire vorkommt, die für einen Prediger eben ſo gut wie für einen Helden paßt, ſo ziehe ich gewöhnlich meine Predigt daraus, und was den Text betrifft, Cappadocia, Pontus und Aſia, Phrygia und

Pamphilia paſſen ſo gut dazu, wie irgend einer in der Bibel.

Aus der Opéra comique führt ein langer dunkler Gang in eine enge Gaſſe, der von den Wenigen betreten wird, die nach beendeter Oper demüthig auf einen Fiacre warten oder in der Stille zu Fuß heimgehen. Am Ende nach dem Theater zu brennt ein dünnes Talglicht, deſſen Schein ſich aber, ehe man halb durch iſt, faſt gänzlich verliert. Nahe an der Thür jedoch (es iſt mehr zur Zier, als zum Nutzen) ſieht man es als einen Firſtern von der letzten Größe; er leuchtet, ſchafft aber der Welt, ſoweit wir ſie kennen, wenig Nutzen.

Als ich durch dieſen Gang hinausſchritt, bemerkte ich etwa fünf oder ſechs Schritte von der Thür zwei Damen Arm in Arm, mit dem Rücken gegen die Wand, wie mir ſchien, auf einen Fiacre wartend. Da ſie näher an der Thür ſtanden, ſo meinte ich, ſie hätten ein Recht zum Vortritt; alſo ſchob ich mich anderthalb Schritt von ihnen ein und nahm ruhig meinen Stand. Ich trug mich ſchwarz und war alſo kaum zu bemerken.

Die Dame mir zunächſt war eine lange, magere Frauenfigur von ungefähr ſechsunddreißig Jahren; die andere, von gleichem Wuchs und Geſtalt,

war ungefähr vierzig. An keiner von beiden konnte man Zeichen des Ehe- oder Wittwenstandes gewahren; sie schienen beide ein paar ächte vestalische Schwestern, ununtergraben von Liebkosungen, unangefochten von zärtlichen Umarmungen; ich hätte wünschen können, sie glücklich zu sehen, aber ihr Glück war diesen Abend bestimmt, von einer andern Seite her zu kommen.

Eine leise Stimme erbat in wohlgewählten Ausdrücken und süßen Cadenzen von Beiden ein Zwölfsousstück um Gottes willen. Es kam mir seltsam vor, daß ein Bettler die Größe des Almosens bestimmte und daß die Summe zwölfmal so viel sein sollte, als was man gewöhnlich im Dunkeln giebt. Sie schienen sich eben so sehr darüber zu verwundern wie ich.

„Zwölf Sous!" sagte die Eine.

„Ein Zwölfsousstück!" sagte die Andere, ohne ihm zu antworten.

Der arme Mann sagte, er könne von Damen unmöglich weniger bitten, und beugte sein Haupt bis zur Erde.

„O," sagte sie, „wir haben kein Geld bei uns."

Der Bettler schwieg ein paar Augenblicke und erneuerte sein Anliegen.

„Meine ſchönen, jungen Damen," ſagte er, „verſchließen Sie doch Ihre gütigen Ohren nicht gegen mich."

„Auf mein Wort, guter Mann," ſagte die Jüngere, „wir haben nichts gewechſelt."

„So ſegne Sie Gott," ſagte der arme Mann, „und vermehre die Freude, die Sie Andern, ohne zu wechſeln, gewähren können."

Ich bemerkte, daß die ältere Schweſter mit der Hand in die Taſche griff.

„Ich will ſehen," ſagte ſie, „ob ich einen Sou habe."

„Einen Sou! Geben Sie doch zwölf. Die Natur war ſo gütig gegen Sie, ſeien Sie es gegen einen armen Mann."

„Ich thäte es von Herzen gern, Freund," ſagte die jüngere, „wenn ich es nur hätte."

„Meine ſchöne Barmherzige!" ſagte er und wandte ſich zur ältern, „was iſt es ſonſt, als Ihre Milde und Menſchlichkeit, die Ihre glänzenden Augen ſo lieblich machen, daß ſie ſogar in dieſem dunkeln Gange glänzender wie der Morgen leuchten? Und was war es Anderes, worüber der Marquis von Santerre und ſein Bruder ſo viel ſprachen, als Sie eben vorbeigingen?"

Die beiden Damen schienen sehr gerührt und griffen zu gleicher Zeit unwillkürlich mit der Hand in die Taschen, und jede zog ein Zwölfsousstück hervor.

Der Streit zwischen ihnen und dem armen Supplicanten war vorüber, er setzte sich nur unter ihnen selbst fort, wer von Beiden das Zwölfsousstück als milde Gabe geben wolle, und um den Zwist beizulegen, gaben sie es Beide, und der Mann ging fort.

Das gelöste Räthsel.

Paris.

Ich ging ihm eilig nach; es war derselbe Mann, dessen glücklicher Erfolg im Almosenansprechen bei Frauen vor der Thür des Hôtels mir so räthselhaft gewesen, und ich fand auf einmal sein Geheimniß, wenigstens die Basis davon: es war Schmeichelei.

Kostbare Essenz! wie erfrischend bist du der Natur! Wie gewaltig sind alle ihre Kräfte und alle ihre Schwachheiten auf deiner Seite! Wie lieblich mischest du dich dem Blute und hilfst ihm durch die schwierigsten und verwickeltsten Dinge zum Herzen!

Da der arme Mann durch die Zeit nicht behindert war, so hatte er hier eine reichlichere Dosis da-

von gegeben; gewiß verstand er sie auch für die vielen verschiedenen Fälle, die ihm auf der Gasse unerwartet begegneten, in kleinere Form zu bringen; aber wie er es anfing, sein Mittelchen zu verbessern, zu versüßen, zu concentriren und zuzurichten, dies zu untersuchen, will ich meinen Geist nicht quälen; genug, der Bettler gewann zwei Zwölfsousstücke, und diejenigen, die viel größere Dinge damit gewonnen haben, können das Uebrige am besten erzählen.

Paris.

Wir kommen in der Welt besser dadurch fort, daß wir Dienste annehmen, als daß wir sie leisten; man pflanzt einen welken Zweig, und dann begießt man ihn, weil man ihn gepflanzt hat.

Monsieur le comte de B., blos weil er mir in der Paßangelegenheit eine Gefälligkeit erwiesen hatte, ging weiter und wollte mir die wenigen Tage seines Aufenthaltes in Paris eine andere erweisen, insofern er mich mit Leuten von Stande bekannt machte, und diese sollten mich Andern vorstellen, und so weiter.

Ich hatte mich meines Geheimnisses zur rechten Zeit bemeistert, um von diesen Ehrenbezeugungen Nutzen zu ziehen; sonst möchte ich, wie es gewöhn-

lich der Fall iſt, ein- oder höchſtens zweimal der Reihe nach herumdinirt und ſoupirt haben, und dann würde ich, wenn ich die franzöſiſchen Mienen und Blicke in reines Engliſch überſetzt hätte, ſehr bald bemerkt haben, daß ich mich des Couverts irgend eines mehr unterhaltenden Gaſtes bemächtigt hätte, und in der Folge hätte ich alle meine Plätze einen nach dem andern aufgeben müſſen, blos weil ich ſie nicht zu behaupten verſtanden hätte. Jetzt ging aber das Ding für mich nicht ſo ſchief ab.

Ich hatte die Ehre, bei dem alten marquis de B. eingeführt zu werden. Vor alten Zeiten hatte er ſich beim Cour d'amour durch einige kleine Ritterthaten ausgezeichnet, und ſeitdem hatte er ſich immer nach der Idee von Lanzenbrechern gekleidet. Der Marquis ſah es gern, daß man die Sache nicht blos als in ſeiner Einbildung beruhend annähme; er hätte nicht übel Luſt, einen Streifzug nach England zu unternehmen, und fragte mich viel nach den engliſchen Frauen.

„Bleiben Sie doch, wo Sie ſind, Herr Marquis," ſagte ich — „les messieurs Anglais können ohnedies ſchon kaum einen freundlichen Blick ihnen ablocken."

Der Marquis lud mich zum Souper.

Monsieur P., der Generalpachter, erkundigte ſich eifrig nach unſeren Abgaben; ſie wären höchſt bedeutend, hätte er gehört.

„Wenn wir ſie nur einzuſammeln verſtünden," ſagte ich und machte ihm eine kleine Verbeugung.

Das war der einzige Ausdruck, der mir die Einladung zu monsieur P.'s Concerten verſchaffte.

Fälſchlicher Weiſe hatte man mich der madame de Q. als einen esprit vorgeſtellt. Madame de Q. war ſelbſt ein esprit; ſie brannte vor Ungeduld, mich zu ſehen und reden zu hören. Ehe ich mich ſetzte, ſah ich ſchon, daß ſie nicht einen Sou darum gab, ob ich Witz hatte oder nicht. Ich wurde nur zugezogen, um mich von dem ihrigen zu überzeugen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich nicht ein Mal die Pforten meiner Lippen geöffnet habe.

Madame de Q. betheuerte Jedermann, dem ſie begegnete, ſie hätte in ihrem Leben noch mit keinem Manne ein lehrreicheres Geſpräch gehabt.

Die Regierung einer franzöſiſchen Dame beſitzt drei Epochen: ſie iſt Coquette, — dann Freigeiſt, — zuletzt Betſchweſter. Während ihrer Dauer verliert ſie nie die Herrſchaft, — ſie verändert blos ihre Unterthanen. Wenn fünfunddreißig Jahre und mehr ihre Staaten der Liebe entvölkert haben, ſo bevölkert

ſie dieſe wieder mit Sklaven des Unglaubens und dann mit Sklaven der Kirche.

Madame de V. ſchwankte zwiſchen den beiden erſten Epochen; die Farbe der Roſe war faſt verblichen, — ſie hätte ſchon fünf Jahre ehe ich die Ehre hatte, ihr meinen erſten Beſuch zu machen, Freigeiſt werden ſollen.

Sie ließ mich neben ſich auf das Sopha ſetzen, um den Streit über den Punkt der Religion genauer zu bekämpfen. Kurz, madame de V. ſagte mir, ſie glaube gar nichts.

Ich erwiederte ihr, es möchte wohl ihr Grundſatz ſein, doch keineswegs ihr Vortheil, die Außenwerke zu ſchleifen, ohne welche nach meiner Einſicht eine Citadelle wie die ihrige nicht zu vertheidigen wäre; es wäre nichts Gefährlicheres in der Welt für eine Schönheit, als Freigeiſt zu ſein, auch wäre ich es meinem Glauben ſchuldig, ihr dies nicht zu bergen, ich hätte keine fünf Minuten neben ihr auf dem Sopha geſeſſen, ohne daß ich Pläne zu machen begonnen, und was iſt es, als die Empfindungen der Religion und die Ueberzeugung, daß dergleichen ihre Bruſt auch hege, welche dieſe Pläne gleich in der Geburt erſtickten?

„Wir ſind nicht von Demant," ſagte ſie, indem

ich ihre Hand ergriff, „und aller Zwang wird erheischt, bis das Alter zu seiner Zeit sich herbeischleicht und solchen uns auferlegt."

„Aber, meine theuerste Dame," erwiederte ich und küßte ihre Hand, „es ist allzu — allzu früh."

Ich kann sagen, ich hatte in ganz Paris den Credit, madame de V. umgewandelt zu haben. Sie betheuerte gegen monsieur D. und den abbé M., daß ich in einer halben Stunde mehr für die geoffenbarte Religion gesprochen, als ihre ganze Encyclopädie dagegen. Ich ward den Augenblick der Coterieliste der madame de V. eingereiht, und sie schob die Epoche der Freigeisterei zwei Jahre hinaus.

Ich erinnere mich, es war in dieser Coterie mitten in einem Gespräch, worin ich die Nothwendigkeit einer ersten Ursache bewies, daß der junge Graf von Fainéant mich bei der Hand in den entferntesten Winkel des Zimmers zog, um mich aufmerksam zu machen, daß meine solitaire zu eng um den Hals wäre; sie müßte plus badinant sitzen, sagte der Graf und sah dabei auf die seinige herab. „Doch, monsieur Yorick, ein Wort zu dem Weisen —"

„Und von dem Weisen, monsieur le comte," erwiederte ich, indem ich mich verbeugte, „— ist genug."

Der Graf von Fainéant umarmte mich inniger, als je ein Sterblicher mich umarmte.

Drei Wochen lang war ich der Meinung eines Jeden, mit dem ich zuſammentraf.

„Pardi! ce monsieur Yorick a autant d'esprit que nous autres."

„Il raisonne bien," ſagte ein Anderer.

„C'est un bon enfant," ſagte ein Dritter.

Und um dieſen Preis hätte ich alle Tage meines Lebens in Paris eſſen, trinken und mich vergnügt machen können; aber es war eine entehrende Rechnung; — ich fing an mich zu ſchämen, — es war der Lohn eines Sclaven, — jedes Gefühl der Ehre empörte ſich dagegen, — je höher ich ſtieg, je mehr war ich an mein Lumpenſyſtem gebunden, — je beſſer die Coterie, deſto mehr Kinder der Kunſt — ich ſchmachtete nach denen der Natur, und eines Abends, als ich mich einem halben Dutzend verſchiedenen Leuten auf die gemeinſte Weiſe preisgegeben hatte, ward mir's übel, — ich ging zu Bett — und befahl La Fleur, auf den andern Morgen Pferde zur Abreiſe nach Italien zu beſtellen.

Maria.

Moulins.

Noch hatte ich in keiner Geſtalt die Noth des Ueberfluſſes empfunden, bis jetzt — durch Bourbonnois, den ſchönſten Theil von Frankreich, zu reiſen — zur Zeit der wonnigen Weinleſe, wo die Natur ihren Ueberfluß in jeden Schooß ausſchüttet und jedes Auge emporgerichtet iſt — eine Reiſe, auf welcher bei jedem Schritte die Muſik den Takt zur Arbeit ſchlägt und alle ihre Kinder jauchzend ihre Trauben ſammeln — hier durchzukommen mit meinen entzündbaren Leidenſchaften, die ſich bei jeder

Gruppe entflammen, deren jede mit Abenteuern ſchwanger geht.

Gerechter Himmel! es würde zwanzig Bände füllen, — und leider habe ich nur noch wenige Blätter übrig, um das hineinzupfropfen, und die Hälfte davon gehört der armen Maria, die mein Freund, Herr Shandy, nicht weit von Moulins antraf.

Die Geſchichte, die er von dieſem verrückten Mädchen erzählte, hatte mich nicht wenig beim Leſen gerührt: aber als ich in die Nähe ihres Aufenthaltes kam, kehrte ſie ſo ſtark in meinen Geiſt zurück, daß es mich antrieb, eine halbe Stunde außerhalb des Weges nach dem Dorfe zu gehen, wo ihre Eltern wohnten, um mich nach ihr zu erkundigen.

Dies heißt, ich geſtehe es, gleich dem Ritter von der traurigen Geſtalt auf melancholiſche Abenteuer ausgehen, doch ich weiß nicht, wie das kommt, daß ich niemals des Daſeins meiner Seele mir ſo bewußt werde, als wenn ich darin verwickelt bin.

Die alte Mutter kam an die Thür; ihr Blick erzählte mir die Geſchichte, ehe ſie den Mund öffnete. Sie hatte ihren Mann verloren; er war, ſagte ſie, ungefähr einen Monat vorher aus Gram über den Verluſt der Sinne ſeiner Maria geſtorben. Anfangs hätten ſie gefürchtet, ſetzte ſie hinzu, daß ihr armes

Mädchen vollends das Bischen Verstand, was sie noch besäße, verlieren würde, es hätte sie aber im Gegentheil mehr zu sich gebracht — noch hätte sie keine Ruhe, — ihre arme Tochter, sagte sie und weinte, wandere irgend wo auf der Heerstraße herum.

Warum geht mein Puls so langsam, indem ich dieses schreibe? und was machte, daß La Fleur, dessen Herz nur zur Freude gestimmt zu sein schien, zweimal mit dem Rücken der Hand über seine Augen fuhr, als die Alte vor uns stand und erzählte? Ich befahl dem Postillon, wieder nach der Heerstraße umzulenken.

Als wir eine halbe Stunde vor Moulins gekommen waren, wo ein kleiner Seitenweg nach einem Gebüsch einbiegt, entdeckte ich die arme Maria unter einer Pappel sitzend; — sie stemmte den Elbogen auf den Schooß und lehnte den Kopf seitwärts auf die Hand. Ein kleines Bächlein floß am Fuße des Baumes vorüber.

Ich ließ den Postillon mit der Chaise voraus nach Moulins fahren; La Fleur sollte mein Abendessen bestellen, und ich wollte zu Fuße nachkommen.

Sie war weiß und fast so gekleidet, wie mein Freund sie beschrieben; ausgenommen daß ihre Haare, die sie früher in ein seidenes Netz geflochten, los hin-

gen. Sie hatte auch noch an ihrem Mieder ein blaßgrünes Band angebracht, das über die Schulter bis auf die Hüften fiel, woran ihre Flöte hing. Ihre Ziege war ebenso ungetreu geworden als ihr Bräutigam, und sie hatte sich statt ihrer einen kleinen Hund angeschafft, der mittelst einer Schnur an ihren Gürtel gehängt war. Als ich auf ihren Hund blickte, zog sie ihn mit der Leine an sich.

„Du sollst mich nicht verlassen, Sylvio," sagte sie.

Ich blickte in Maria's Auge und erkannte, daß sie mehr an ihren Vater, als an ihren Geliebten oder ihre Ziege dachte, denn als sie dies aussprach, rollten ihr die Thränen über die Wangen.

Ich setzte mich dicht neben sie, und Maria ließ mich die rollenden Thränen mit meinem Taschentuche wegwischen; dann trocknete ich die eignen damit, — und dann die ihrigen — dann die meinigen — und dann wischte ich wieder die ihrigen ab — und so wie ich's that, fühlte ich so unbeschreibliche Regungen in meinem Innern, daß ich sie keineswegs durch eine Combination von Materie und Bewegung erklären kann.

Ich bin fest überzeugt, ich habe eine Seele, und alle Bücher, womit die Materialisten die Welt gepeinigt haben, können mich nicht vom Gegentheil überzeugen.

Maria.

Als Maria ein wenig zu sich selbst gekommen war, fragte ich sie, ob sie sich einer bleichen, schmächtigen Mannsperson erinnere, die sich vor ungefähr zwei Jahren zwischen sie und ihre Ziege gesetzt hätte. Sie sagte, ihr Geist wäre damals sehr zerrüttet gewesen, doch erinnere sie sich's an zwei Umständen, daß, so schlecht sie war, sie doch gemerkt, der Mann hätte Mitleiden mit ihr gehabt, und sodann, daß ihre Ziege sein Taschentuch gestohlen und daß sie dieselbe wegen des Diebstahls geschlagen habe; sie hätte es, sagte sie, im Bach gewaschen und trüge es seitdem immer in der Tasche, um es ihm wiederzugeben, im Fall er zurückkehren sollte, was er, fügte sie hinzu, ihr halb und halb versprochen hätte. Als sie mir dies erzählte, zog sie das Tuch aus der Tasche, um es mich sehen zu lassen; sie hatte es ganz sauber in ein paar Weinblätter gewickelt und mit einem Schößling rings umwunden, und wie sie es aufmachte, sah ich in einem der Zipfel ein S. eingezeichnet.

Sie wäre seitdem, erzählte sie mir, bis Rom herumgestreift und einmal rund um die Peterskirche gegangen und wieder zurückgekommen: sie hätte ganz

allein den Weg durch die Apenninen gefunden, wäre durch die ganze Lombardei ohne Geld gereist und durch die steinigten Wege Savoyens ohne Schuhe; wie sie das ausgehalten und wie sie durchgekommen, das könne sie nicht sagen. „Doch der liebe Gott," sagte Maria, „sendet warmen Wind, wenn das Lamm geschoren ist."

„Geschoren in der That!" sagte ich, „und das tief hinein; und wärest Du in meinem Vaterlande, wo ich eine Hütte habe, würde ich Dich aufnehmen und Dich schützen. Da solltest Du von meinem Brode essen und aus meinem Becher trinken — ich wollte Deinen Sylvio liebkosen — in all Deinen Schwachheiten und Wanderungen wollte ich Dich aufsuchen und heimbringen — wenn die Sonne unterginge, wollte ich mein Abendgebet verrichten, und wenn ich gebetet, solltest Du dein Abendlied auf der Flöte spielen, und der Duft meines Opfers würde nicht minder gnädig deshalb angenommen werden, daß er zugleich mit dem eines gebrochenen Herzens gen Himmel stiege."

Mein Herz schmolz, als ich dies sprach, und da Maria, als ich mein Taschentuch herausnahm, bemerkte, daß es bereits zu naß war, wollte sie es mit aller Gewalt in dem Bache waschen.

„Und wo willst Du es trocknen, Maria?“ sagte ich.

„Ich will's an meinem Busen trocknen, — das wird mir wohl thun,“ erwiederte sie.

„Und ist denn Dein Herz noch immer so heiß, Maria?“ sagte ich.

Ich berührte die Saite, an welcher alle ihre Sorgen hingen. Sie sah mir eine Zeitlang stier und verstört ins Gesicht, und dann, ohne ein Wort zu sagen, nahm sie ihre Flöte, und spielte ihren Gesang an die heilige Jungfrau. Die Saite, die ich berührt hatte, hörte auf zu schwingen. In ein paar Augenblicken kam Maria wieder zu sich, ließ die Flöte fallen und stand auf.

„Und wohin willst Du gehen, Maria?“ fragte ich.

Sie sagte, nach Moulins.

„So wollen wir zusammen gehen,“ sagte ich.

Maria legte ihren Arm in den meinigen, verlängerte die Leine, um den Hund folgen zu lassen, und in dieser Ordnung zogen wir in Moulins ein.

Maria.

Moulins.

Ob ich gleich das Küssen und Grüßen auf offenem Markte hasse, so stand ich doch, als ich mit-

ten auf diesen gekommen war, still, um Maria zum letzten Mal anzublicken und ihr Lebewohl zu sagen.

Maria war zwar nicht schlank, aber dennoch von der ersten Klasse der zarten Gestalten. Ihre Leiden hatten ihren Blicken etwas Ueberirdisches gegeben — doch war sie noch immer weiblich und hatte so viel von dem, was an einem Weibe das Herz wünscht und das Auge sucht, daß, könnte sie den Irrsinn aus ihrem Gehirne und ich Elisa aus dem meinigen bringen, sie nicht allein von meinem Brode essen und aus meinem Becher trinken sollte, sondern Maria sollte an meinem Busen ruhen und mir wie eine Tochter sein.

Lebe wohl, armes unglückliches Mädchen! Schlürfe das Oel und den Wein ein, den das Mitleiden eines seiner Straße ziehenden Fremden jetzt in Deine Wunden gießt; — das Wesen, welches sie Dir zweimal geschlagen, kann allein sie auf ewig verbinden.

Bombonnois.

Ich hatte mir von nichts in der Welt eine so freudige Schwärmerei der Affecte gemacht, als von einer Reise durch diesen Theil von Frankreich während der Weinlese; aber die mitleidigen Gefühle, welche durch dieses Thor der Betrübniß mich quälten,

hatten mich dazu ganz unfähig gemacht. Bei jeder feſtlichen Scene ſah ich Marien im Hintergrunde ſchwermüthig unter ihrer Pappel ſitzen, und ich hatte faſt Lyon erreicht, ehe ich ſie ganz in Schatten bringen konnte.

Theure Empfindſamkeit, unerſchöpflicher Quell alles deſſen, was ſchätzbar in unſern Freuden oder koſtbar in unſern Leiden iſt, du kettest deinen Märtyrer nieder auf ſein Lager von Stroh, und du biſt's, die ihn empor zum Himmel erhebt. Ewiger Bronnen unſerer Gefühle — hier will ich dich ſuchen — und dies iſt deine „Göttlichkeit, die ſich in mir regt;" — nicht daß in manchen trüben und ſiechen Momenten meine Seele zurückbebt in ſich ſelbſt „und vor der Vernichtung ſchaudert" — bloßer Prunk in Worten! ſondern daß ich noch edle Freuden und edle Sorgen außer mir empfinden kann — Alles kommt von dir, große, große Weltſeele, die du mitempfindeſt, wenn auch nur ein Haar von unſerm Haupt in der entfernteſten Wüſte deiner Schöpfung fällt; von dir gerührt zieht Eugenius meinen Vorhang auf, wenn ich in Siechthum ſchmachte, hört meine Erzählung der Symptome an und ſchilt das Wetter wegen der Schwachheit ſeiner Nerven. Du giebſt zuweilen deinen Antheil davon

dem roheſten Bauer, der die unwirthbarſten Gebirge durchſchweift. Er findet ein zerriſſenes Lamm einer fremden Heerde. Dieſen Augenblick ſehe ich ihn, den Kopf auf den Schäferſtab gelehnt, mit mitleidigem Gefühle darauf blicken. „O wäre ich einen Augenblick früher gekommen! Es blutet ſich zu Tode!“ Sein theilnehmendes Herz blutet mit ihm.

Friede ſei mit Dir, Du edelgeſinnter Hirt! Ich ſehe Dich, wie Du in Betrübniß dahin ſchreiteſt, — aber Deine Freuden ſollen ſie aufwiegen, denn glücklich iſt Deine Hütte, und glücklich iſt, der ſie mit Dir theilt, und glücklich ſind die Lämmer, die um ſie herum ſpielen!

Das Abendeſſen.

Als wir den Berg Taurira hinauf fahren wollten, war eins von den vordern Hufeiſen unſers Deichſelpferdes losgegangen. Der Poſtillon ſtieg ab, nahm das Hufeiſen herunter und ſteckte es in die Taſche. Da wir nun fünf bis ſechs Meilen bergan zu fahren hatten und dieſes Pferd unſere letzte Stütze war, ſo beſtand ich darauf, das Eiſen ſollte ſo gut als möglich wieder feſt gemacht werden; aber der Poſtillon hatte die Nägel weggeworfen, und ohne

dieſe konnte der Hammer in dem Kutſchkaſten zu nichts nutzen. Ich fügte mich drein und wir fuhren fort.

Wir waren noch keine Viertelſtunde höher gekommen, als das arme Thier auf einem ſteinigten Wege das zweite Eiſen, und noch dazu am andern Vorderfuße, verlor. Ich ſprang ſogleich in ernſter Beſorgniß aus dem Wagen, und da ich ungefähr tauſend Schritte linker Hand ein Haus liegen ſah, ſo brachte ich mit vieler Mühe den Poſtillon dazu, daß er dahin fuhr. Das Ausſehen des Hauſes und ſeiner Umgebung verſöhnte mich, als wir näher kamen, bald ganz mit dem Unfall. Es war eine kleine Meierei, von ungefähr zwanzig Acker Weinland und ungefähr eben ſo viel Getreideland umgeben, und dicht am Hauſe auf der einen Seite war ein Gemüſegarten von ungefähr anderthalb Acker, mit Allem angefüllt, was in einer franzöſiſchen Bauernwirthſchaft zum Ueberfluß gehört, und auf der andern Seite war ein kleiner Buſch, der das Holz für die Küche hergab. Es war ziemlich acht Uhr des Abends, als ich bei dem Hauſe ankam. Ich ließ den Poſtillon ſeine Sache ſo gut machen, als er konnte, und ging direct in das Haus.

Die Familie beſtand aus einem alten grauköpfi-

gen Mann und ſeiner Frau nebſt fünf oder ſechs Söhnen und Schwiegerſöhnen und deren Frauen und einer heitern Schaar Kinder.

Sie ſaßen alle zuſammen bei ihrem Linſengerichte; ein großes Weizenbrod lag mitten auf dem Tiſch und ein Weinkrug an jedem Ende deſſelben verſprach ihnen Freude bei jedem Gerichte — es war ein Liebesmahl.

Der alte Mann erhob ſich, um mich zu empfangen, und lud mich mit einer ehrerbietigen Herzlichkeit ein, mich an den Tiſch zu ſetzen. Mein Herz hatte ſchon in dem Augenblick, als ich ins Zimmer trat, Platz genommen. Alſo ſetzte ich mich ſogleich nieder wie ein Sohn der Familie, und um ſo raſch als möglich mich in dieſen Charakter einzukleiden, borgte ich mir flugs des alten Vaters Meſſer, nahm das Brod und ſchnitt ein tüchtiges Stück herunter, und wie ich dies that, ſah ich in jedem Auge das Zeugniß nicht nur eines ehrlichen, ſondern auch eines dankbaren Willkommens dafür, daß ich nicht daran gezweifelt zu haben ſchien.

War es dies — oder ſage mir, Natur, was war es ſonſt, das mir dieſen Biſſen ſo wohlſchmeckend machte, und welcher Zaubermacht verdanke ich's, daß der Zug, den ich aus dem Kruge dazu that, ſo köſt-

lich mundete, daß ich Beides bis dieſe Stunde noch ſchmecke?

War die Mahlzeit ſchon nach meinem Geſchmacke, ſo war es das-darauf folgende Gratias noch viel mehr.

Das Gratias.

Als das Abendeſſen vorbei war, ſchlug der alte Mann mit dem Meſſerheft auf den Tiſch — es war das Zeichen, ſich zum Tanze fertig zu halten; ſobald das Zeichen gegeben war, liefen die Weiber und Mädchen nach einem Hinterzimmer, um ſich ihr Haar aufzubinden, und die jungen Männer nach der Thür, um ihre Geſichter zu waſchen und ihre Holzſchuhe mit andern zu vertauſchen, und in drei Minuten war Alles auf einem kleinen Platze vor dem Hauſe zum Tanze bereit. Der alte Mann und ſeine Frau kamen zuletzt heraus und ſetzten ſich, indem ſie mich in die Mitte nahmen, auf eine Raſenbank an der Thüre.

Der alte Mann vor einigen funfzig Jahren ziemlich ſtark auf der Leier geweſen, und noch jetzt, trotz ſeinem Alter, ſpielte er ſie zu dem Zwecke gut genug. Bisweilen ſang ſeine Frau mit darein, dann hielt ſie wieder inne, fiel mit ihrer Stimme wieder ein, indeß ihre Kinder und Kindeskinder vor ihnen herum tanzten.

Es war noch nicht ganz in der Mitte des zweiten Tanzes, da kam mir's bei verschiedenen Pausen, wo sie alle gen Himmel zu blicken schienen, vor, als ob ich eine von den gewöhnlichen Wirkungen abweichende Erhebung des Herzens gewahrte, — mit einem Worte, mir däuchte, ich sähe Religion in den Tanz gemischt; da ich diese aber noch nie in solcher Verbindung gefunden, so würde ich es als eine Täuschung einer mich stets irre führenden Einbildungskraft genommen haben, wenn nicht der alte Mann mir beim Schlusse des Tanzes gesagt hätte, daß dies ihre beständige Gewohnheit wäre, und daß er es sein Lebelang sich zur Regel gemacht, nach dem Abendessen die Seinigen zum Tanz und zur Freude aufzufordern; denn, sagte er, er glaube, daß ein fröhliches und zufriedenes Gemüth der beste Dank wäre, den ein ungelehrter Bauer dem Himmel bringen könnte.

„Oder auch ein gelehrter Prälat," sagte ich.

Der delikate Fall.

Wenn man auf die Spitze des Berges Taurira gekommen ist, so geht es gleich abschüssig hinunter nach Lyon — lebt wohl dann all ihr schnellen Bewegungen! Man muß behutsam reisen, und für die

Empfindung ist es am besten, sich nicht damit zu übereilen. Also ward ich mit einem Vetturino einig, sich mit einem Paar Mauleseln Zeit zu nehmen und mich in meinem eignen Wagen wohlbehalten durch Savoyen nach Turin zu bringen.

Armes, geduldiges, friedfertiges, ehrliches Volk, fürchte nichts; deine Armuth, der Schatz deiner schlichten Tugenden wird dir von der Welt beneidet werden, noch wird sie darum in deine Thäler einfallen. Natur, mitten in deinen Unregelmäßigkeiten bist du doch freundlich gegen den Mangel, den du erschaffen; mit allen deinen großen Werken rings herum hast du wenig übrig, der Sense oder der Sichel zu geben, aber diesem Wenigen verleihest du Sicherheit und Schutz, und lieblich sind die Wohnungen, die in solcher Obhut stehen.

Laß den ermüdeten Reisenden seinen Klagen Luft machen über die plötzlichen Wendungen und Gefahren der Wege über die Felsen, die Abgründe, über die Schwierigkeiten bergauf, das Grausen, bergab zu fahren, über die unersteiglichen Gebirge und die Wasserfälle, die große Felsstücke von ihren Spitzen herabrollen und seinen Weg versperren. Die Bauern hatten den ganzen Tag gearbeitet, um ein solches herabgerissenes Felsstück zwischen St. Michael und

Madame aus dem Wege zu schaffen, und als mein Vetturino an der Stelle anlangte, erheischte es noch zwei volle Stunden, ehe eine Passage irgendwie erlangt werden konnte. Hier war nichts Anderes zu thun, als in Geduld zu warten. Es war ein nasser, stürmischer Abend, so daß der Vetturino sowohl durch den Aufschub als durch das alles zusammen genöthigt wurde, fünf Meilen vor seiner Station in einem kleinen anständigen Wirthshause an der Landstraße einzukehren.

Ich nahm sogleich Besitz von meiner Schlafkammer, ließ ein tüchtiges Feuer anmachen, bestellte das Abendessen und dankte dem Himmel, daß es nicht schlimmer abgelaufen wäre, als ein Fuhrwerk anlangte, worin eine Dame mit ihrem Kammermädchen saß.

Da nun kein anderes Schlafzimmer im Hause war, so wies die Wirthin ohne weiteres Bedenken sie in das meinige und sagte ihnen beim Hereinführen, daß Niemand darin wäre als nur ein englischer Herr, daß zwei gute Betten darin ständen, und daß in dem Zimmer ein Verschlag wäre, wo sich noch eins befände. Der Ton, mit welchem sie von diesem dritten Bette sprach, war nicht sehr empfehlend. „Indeß," sagte sie, „sind drei Betten da, und nur

drei Perſonen, und ſie wage zu ſagen, der fremde Herr würde ſchon alles Mögliche thun, daß es ginge.

Ich ließ der Dame keinen Augenblick zu Vermuthungen Zeit, ſondern erklärte ihr ſogleich, ich würde Alles, was in meinen Kräften ſtände, thun. Da dies nicht zu einer völligen Uebergabe meines Schlafzimmers berechtigte, ſo fühlte ich mich noch inſoweit als Eigenthümer darin, um ihr die Honneurs zu machen. Alſo bat ich die Dame, ſich zu ſetzen, nöthigte ihr den wärmſten Sitz auf, beſtellte mir Holz und verlangte von der Wirthin ein größeres Abendeſſen und die beſte Sorte ihres Weines.

Die Dame hatte ſich kaum fünf Minuten am Feuer gewärmt, als ſie anfing den Kopf herumzudrehen und einen Blick auf die Betten zu werfen, und je öfter ſie ihre Augen dahin richtete, deſto verwirrter kehrten ſie zurück. Ich fühlte für ſie und für mich ſelbſt, denn in wenigen Minuten fand ich mich durch ihre Blicke und durch die Umſtände ſelbſt ſo in Verlegenheit, als die Dame nur immer ſein konnte.

Alle dieſe Unruhen zu bewegen, war es ſchon an ſich genug, daß die Betten, worin wir ſchlafen ſollten, in ein und demſelben Zimmer ſtanden, allein ihre Stellung (ſie ſtanden parallel und ſo dicht an

einander, daß nur ein geflochtener Stuhl dazwiſchen ſtehen konnte) machte unſere Lage nur noch drückender. Sie ſtanden überdies nahe beim Feuer, und die Ausladung des Kamins auf der einen und ein großer Pfeiler des Zimmers auf der andern Seite bildeten eine Art Alkoven, der der Schamhaftigkeit unſerer Gefühle nicht günſtig war. Wenn noch etwas dazu kommen konnte, ſo war es, daß die beiden Betten ſo ſchmal waren, daß der Gedanke, die Dame und ihr Mädchen möchten zuſammen ſchlafen, was für beide Theile vortheilhaft geweſen, nicht aufkommen konnte; denn wäre auch mein Danebenliegen keine erwünſchte Sache geweſen, ſo würde es nichts ſo Furchtbares geweſen ſein, worüber nicht die Einbildung ohne Pein hätte hinwegkommen können.

Das kleine Nebenzimmer gab uns wenig oder gar keinen Troſt; es war ein dumpfiger, kalter Verſchlag mit einem halben Laden vor einem Fenſter, worin weder Glas noch geöltes Papier war, um Wetter und Sturm abzuhalten. Ich that mir keinen Zwang an, meinen Huſten zu unterdrücken, als die Dame einen Blick hineinwarf; alſo wurde natürlich auf die Alternative geſtellt: entweder mußte die Dame ihre Geſundheit ihren Gefühlen opfern und das Kabinet für ſich nehmen, und das Bett neben mir dem

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Mädchen überlassen, oder das Mädchen mußte im Kabinet schlafen u. s. w.

Die Dame war eine Piemonteserin von ungefähr dreißig Jahren mit einer Glut von Gesundheit auf den Wangen, und das Mädchen war eine Lyonerin von Zwanzig und feurig und rasch, wie nur eine Französin sein kann. Da waren überall Schwierigkeiten, und das Hinderniß mit dem Felsstück im Wege, das uns in diese Noth gebracht, so groß es auch erschien, als es die Bauern wegräumten, war nur ein Kiesel gegen das, was uns jetzt im Wege lag. Ich füge nur noch hinzu, es erleichterte nicht die auf unsern Geist drückende Last, daß wir beide zu delikat waren, unsere gegenseitigen Gefühle über unsere Lage auszutauschen.

Wir setzten uns nieder zum Essen, und hätten wir keinen bessern Wein gehabt, als den uns ein kleines savoyisches Wirthshaus bieten konnte, so würden unsere Zungen so lange gebunden gewesen sein, bis die Noth sie gelöst hätte. Aber die Dame hatte einige Flaschen Burgunder in ihrem Wagen und ließ von ihrem Kammermädchen ein paar heraufholen, so daß, als das Abendessen vorüber und wir allein gelassen waren, wir uns angeregt genug fühlten, wenigstens ohne Zurückhaltung über unsere Lage

zu reden. Wir wendeten die Sache um und um, debattirten und betrachteten sie in jedem Lichte im Verlauf einer zweistündigen Verhandlung, zu deren Ende die Artikel nach der Art und Weise eines Friedenstractats festgesetzt und stipulirt wurden, und ich glaube, mit so viel Gewissenhaftigkeit und Vertrauen von beiden Seiten, als bei irgend einem Vertrage, der bisher die Ehre gehabt hat, der Nachwelt zugehändigt zu werden.

Es waren folgende:

I. Da monsieur im rechtmäßigen Besitze des Schlafzimmers ist und er das Bett zunächst dem Feuer für das wärmste hält, so besteht er darauf, daß ihm dasselbe von Seiten der Dame zugestanden werde.

Zugestanden von der Dame mit dem Zusatz, daß, da die Vorhänge des Betts von dünnem, durchsichtigem Kattun sind und auch zu schmal scheinen, um zugezogen zu werden, das Kammermädchen die Oeffnung mit Stecknadeln oder auch mit Nadel und Zwirn auf eine solche Art zumachen soll, als es für eine sichere Barrière an der Seite des Herrn nöthig erachtet wird.

II. Von Seiten der Dame wird ausbedungen,

daß monsieur die ganze Nacht durch im Schlafrock schlafen soll.

Verworfen; in sofern monsieur keinen Schlafrock hat, er hat nichts in seinem Mantelsack als sechs Hemden und ein Paar schwarzseidene Beinkleider.

Die Erwähnung der schwarzseidenen Beinkleider führten eine gänzliche Veränderung in dem Artikel herbei, denn die Beinkleider wurden als Aequivalent für den Schlafrock genommen und so ward stipulirt und festgesetzt, daß ich die ganze Nacht in meinen schwarzen seidenen Beinkleidern schlafen sollte.

III. Es wird von Seiten der Dame ausbedungen und darauf bestanden, daß, nachdem monsieur zu Bette gegangen und Feuer und Licht ausgelöscht worden, monsieur die ganze Nacht nicht ein einziges Wort sprechen solle.

Zugestanden; vorausgesetzt, daß monsieur's Abendgebet für keinen Bruch des Tractats gehalten werden darf.

Es war nur ein Punkt in diesem Tractat vergessen, und der betraf die Art und Weise, wie die Dame und ich verbunden sein sollten, uns auszukleiden und zu Bett zu gehen. Es war nur eine Art denkbar, und die lasse ich den Leser errathen, verwahre mich aber dagegen, indem ich dies thue, daß,

wenn es nicht die Delicateſſe in der Natur iſt, die Schuld an ſeiner eignen Einbildung liegt, worüber ich nicht zum erſten Male klage.

Als wir nun zu Bett gegangen — ich weiß nicht, war es die Neuheit der Situation, oder was ſonſt — genug, ich konnte kein Auge zuthun. — Ich verſuchte es auf der einen — dann auf der andern Seite — ich warf mich herum — und wieder herum — bis eine volle Stunde nach Mitternacht meine Natur und Geduld ermüdet waren.

„O mein Gott!“ ſagte ich.

„Sie haben den Tractat gebrochen, monsieur,“ ſagte die Dame, die ebenſo wenig geſchlafen hatte als ich. Ich bat tauſendmal um Verzeihung, beſtand aber darauf, es wäre blos ein andächtiger Ausruf. Sie behauptete, es wäre ein völliger Vertragsbruch; ich behauptete, es ſei es nach der Clauſel des dritten Artikels nicht.

Die Dame wollte keineswegs nachgeben, obwohl ſie dadurch ihre Barrière ſchwächte, denn in der Hitze des Streits konnte ich hören, daß zwei oder drei große Stecknadeln aus den Vorhängen auf die Diele fielen.

„Auf Ehre und Seligkeit, madame!“ ſagte ich, indem ich meinen Arm betheuerungsweiſe aus dem Bett ſtreckte.

Ich wollte eben hinzufügen, daß ich nicht gegen die entfernteſte Idee des möglichſten Anſtandes von der Welt gehandelt haben möchte.

Allein die Kammerjungfer, die den Wortwechſel zwiſchen uns hörte und fürchtete, daß es am Ende zu Thätlichkeiten kommen könnte, war ganz leiſe aus ihrer Kammer und, da es völlig dunkel war, ſo nahe an unſere Betten geſchlichen und in den engen Zwiſchenraum derſelben ſo weit gekommen, daß ſie gerade in einer Linie zwiſchen ihrer Dame und mir ſtand.

Als ich daher meine Hand ausſtreckte, faßte ich des Kammermädchens ihre —

Druck von Trowitzſch und Sohn in Berlin.

Hyperion.

Eine abenteuerliche Geschichte.

Hyperion.

Eine abenteuerliche Geschichte

von

H. W. Longfellow.

Deutsch von Adolf Böttger.

J. F. Schmidt's Erben
Leihbibliothek
DRESDEN

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

Erſtes Buch.

„Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte."

Göthe.

J. F. Schmidt's Erben
Leihbibliothek
DRESDEN

Erſtes Kapitel.

Der Held.

In John Lyly's „Endymion" wird Sir Topas die Frage in den Mund gelegt: „Weißt du, was ein Dichter iſt? — Ei, du Narr, ein Dichter iſt, wie man zu ſagen pflegt — ein Dichter!" Und du, Leſer, weißt du, was ein Held iſt? Nun, ein Held iſt, wie man zu ſagen pflegt — ein Held! Manche Romanſchreiber bezeichnen damit weit mehr. Ja, der alte Lombarde Matteo Maria Bojardo ließ mit allen Glocken in Scandiano läuten, blos weil er für einen ſeiner Helden einen Namen gefunden hatte. Auch hier ſollen Glocken läuten, nur noch feierlicher.

Das Schwinden einer großen Hoffnung gleicht dem Schwinden der Sonne. Der Glanz unſers Lebens iſt dahin. Schatten des Abends ſenken ſich um uns hernieder, und die ganze Welt ſcheint nur eine dunkle Erinnerung zu ſein — ſie ſelbſt ein längerer Schatten. Wir blicken hinaus in die kommende öde Nacht. Die Seele zieht ſich in ſich ſelbſt zurück. Dann gehen die Sterne auf, und heilige Nacht bricht an.

Paul Flemming hatte dies trotz ſeiner Jugend bereits erfahren. Die Freundin ſeiner Jugend war geſtorben. Der Zweig war gebrochen „unter der Laſt der ungereiften Frucht."

Und als er nach Verlauf einer kurzen Zeit aus der Blindheit ſeines Grames wieder aufblickte, ſchien ihm Alles der Wirklichkeit zu entbehren. Gleich Einem, dem durch ein Wunder das Augenlicht wiedergegeben iſt, ſchaute er wandelnd auf Menſchen, wie auf Bäume. Seine Hausgötter waren zertrümmert. Er hatte keine Heimath. Laut riefen ſeine Sympathien aus ſeiner troſtloſen Seele, und die ihn umgebende geräuſchvolle, ſtürmiſche Welt gab keine Antwort. Ungern überließ er ſich dem Kummer. Er rang nach Heiterkeit, — nach Stärke. Doch nicht länger vermochte er die bekannten Züge ſeiner Freunde zu ſchauen. Nicht länger vermochte er da allein zu leben, wo er mit ihr gelebt hatte. Er wanderte in die Ferne, das Meer ſollte zwiſchen ihm und dem Grabe ſein. Ach! zwiſchen ihm und ſeinem Schmerz konnte nur das Meer der Zeit liegen.

Viele Monate waren ihm ſchon auf einſamer Wanderung vergangen, und jetzt verfolgte er ſeinen Weg längs des Rheines im Süden Deutſchlands. Schon früher, in heiteren Tagen und in einer heiterern Jahreszeit, im Maimonat und im Mai des Lebens, war er dieſelbe Straße gezogen. Er kannte aufs genaueſte den ſchönen Strom, — jeden Felſen, jede Ruine, jedes Echo, jede Sage. Die alten grauen, verwitterten Burgen, welche auf den Bergabhängen gleichſam Wurzel geſchlagen, — ſie alle gehörten ihm, denn ſeine Gedanken weilten in ihnen und der Wind erzählte ihm von ihnen.

Nach einer ſchlafloſen Nacht auf Rolandseck war er vor Tagesanbruch aufgeſtanden. Er öffnete das Erkerfenſter, um das Rauſchen des Rheines zu hören. Es war ein trüber Decembermorgen, und dünne, dunſtige Wolken, deren ſchneeweißen Saum, „bedeckt mit vielen goldenen Thränen, die Menſchen Sterne nennen," zogen am Himmel dahin. Der Tag

dämmerte allgemach und in dem Gemiſch des Tages- und Sternenlichtes bildeten Inſel und Kloſter Nonnenwerth nur einen breiten, düſtern Schatten auf der Silberbruſt des Stromes. Jenſeits ragten die Gipfel des Siebengebirges empor. Ernſt und feierlich, einem Mönche gleich, ſtand der Drachenfels mit ſeiner Nebelkappe, und weiter zurück, hinter der Wolkenburg, breitete ſich der Vorhang der Berge aus.

Doch Flemming achtete nicht der Scene vor ihm. Unausſprechlicher Kummer bedrückte ſeinen Geiſt in dieſer einſamen Stunde, und ſein Geſicht in den Händen bergend, rief er laut:

„Geiſt der Vergangenheit! blicke nicht ſo düſter auf mich mit deinen großen, thränengefüllten Augen! Berühre mich nicht mit deiner kalten Hand! Wehe mich nicht an mit deinem eiſigen Grabeshauch! Singe nicht mehr den Todtenſang des Kummers durch die langen, ſchweigſamen Nachtwachen!“

Klagende Stimmen ſchienen aus der Ferne zu antworten: „Treuenfels!“ und er gedachte, wie Andere gelitten hatten und ſein Herz ward ruhig.

Allmälig ward die Gegend heller. Den rauſchenden Strom herab kam ein Fahrzeug mit ſeinen ausgebreiteten weißen Schwingen und flog wie eine Schwalbe durch den Engpaß von Maria-Hülf. Die Schiffer ſangen, — doch nicht das Lied des tapfern Roland, das man in alter Zeit von der weinenden Hildegund hörte, als ſie in den Mauern des Kloſters ſaß, welches jetzt mitten aus den entlaubten Linden in den bleichen Morgen ſchauete. Die dunklen Sagen jener alten grauen Vorzeit tauchten in der Erinnerung des Reiſenden auf, denn der in Trümmer zerfallene Thurm von Rolandseck blickte noch auf das Kloſter Nonnenwerth herab, als hätte der Klang der Todtenglocke den treuen Paladin in Stein verwandelt und als harrte er noch des Kommens der Geliebten, nicht aus ih-

rem Kloſter, wohl aber aus ihrer Gruft. So waren die Metallbänder des Sagenbuches geöffnet, und auf der von den ſchwachen Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten Seite las er wieder die Sagen von Liba, und der klagenden Braut von Argenfels, und von Siegfried, dem gewaltigen Drachentödter. Inzwiſchen war der Nebel vom Rheinſtrom emporgeſtiegen, und die ganze Luft war von goldenem Dampf erfüllt, durch den er die Sonne gleich einem Tropfen Blutes am Himmel hängen ſah. Ganz ſo leuchtete die Sonne in ihm, unter den Winternebeln aus dem Thale des Todesſchattens aufſteigend, durch das der Strom ſeines Lebens — ſeufzend, ſeufzend dahinfloß.

Zweites Kapitel.

Das Chriſtusbild zu Andernach.

Paul Flemming ſetzte ſeine einſame Wanderung fort. Noch war der Morgen nebelig, doch nicht kalt. Ueber den Rhein ſchritt die Sonne durch den röthlichen Dämmer; mild und ſilberweiß breitete ſich der Fluß aus, ohne merkliche Bewegung der raſtloſen Strömung. Ein kleines Fahrzeug mit ſchlaffem Segel lag vor Anker, Kiel an Kiel mit einem andern, das unter ihm lag, ſein Spiegelbild — Alles war ſchweigſam, ruhig, prächtig.

Die Straße war größtentheils öde, denn im Winter ſind wenige Reiſende am Rhein. Frauen waren in den Weinbergen thätig; mit großen Körben auf dem Rücken klommen ſie

gleich Laſtthieren die ſchlüpfrigen Berghalden hinan. Und einmal im Laufe des Morgens zog ein Haufe Handwerksburſchen mit ihren Felleiſen vorüber und ſang: „Der Rhein, der Rhein! geſegnet ſei der Rhein!“

O Stolz des deutſchen Herzens an dieſem herrlichen Strom! Und mit Recht; denn von allen Strömen dieſer ſchönen Erde iſt keiner ſo ſchön, wie dieſer. Es giebt kaum eine Stunde ſeines ganzen Laufes, von ſeiner Wiege in den ſchneebedeckten Alpen bis zu ſeinem Grabe in den Sanddünen Hollands, welche nicht ſeine eigenthümlichen Reize entfaltet. Beim Himmel! wäre ich ein Deutſcher, auch ich würde ſtolz auf ihn ſein, und auf die dichten Trauben, welche ſeine Schläfen umziehen, wie er, gleich Bacchus bekränzt und trunken, im Triumphzug durch die Weingärten dahinſchwankt.

Doch ich will es nicht verſuchen, den Rhein zu beſchreiben, es würde dieſes Kapitel zu ſehr verlängern. Und um es in würdiger Weiſe zu thun, müßte man wie ein Gott ſchreiben und die Sprache müßte königlich fließen mit Brandung und Wellenſchlag, wie das Waſſer dieſes königlichen Stromes, und ſchöne, alterthümliche gothiſche Zeiten müßten darin ſich wiederſpiegeln. Ach! ſolch ebenbürtige Fluth fließt mir nicht! So fließe denn du, Blut des Rheines, in dieſen rauchgeſchwärzten Becher, aus deinem Kerker, — aus deiner langhalſigen, ſpitzzulaufenden Flaſche, nicht unähnlich einer Kirchthurmſpitze unter deinen Heimathbergen; und aus dem kryſtallnen Glockenſtuhl mögen laut die luſtig ſchallenden Glocken ertönen, während ich auf das Wohl meines Helden trinke, in deſſen Herzen Bekümmerniß lagert, und in deſſen Ohren noch die Glocken von Andernach tönen.

Einſam zieht er ſeines Weges durch ein enges Thal, jetzt ſteigt er eine ſteinerne Treppe hinan und wandert an der Stadt-

mauer hin dem alten runden Thurme zu, den der Erzbiſchof Friedrich von Cöln im zwölften Jahrhundert erbaute. Er hat in ſeinen Augen einen romantiſchen Reiz, denn noch immer iſt ſeinem Geiſt und Herzen die herrliche Skizze Carové's gegenwärtig, worin ein Tag auf dem Thurm von Andernach beſchrieben iſt. Er findet dort noch den alten Aufſeher und deſſen Weib, und der alte Aufſeher ſchließt die Thür hinter ihm langſam, wie in früherer Zeit, um nicht die armen Seelen im Fegefeuer zu ſehr zu preſſen, deren Loos es iſt, in den Spalten von Thüren und Angeln zu dulden. Aber ach! ach! die Tochter, das Mädchen mit langen dunklen Augenwimpern! ſie ſchläft in ihrem kleinen Grabe unter den Linden von Feldkirchen, Rosmarin in den gefalteten Händen!

Flemming kehrte enttäuſcht in das Gaſthaus zurück. Als er durch die engen Straßen ſchritt, träumte er von gar mancherlei, doch allermeiſt von der Tochter des Aufſehers, welche auf dem Friedhofe von Feldkirchen ruhte. Plötzlich, als er um die Ecke einer alten, düſtern Kirche bog, ward ſeine Aufmerkſamkeit durch eine kleine Capelle in einem Winkel der Mauer erregt. Es war nur ein kleines mit Stroh gedecktes Dach, gleich einem Vogelneſt, und darunter ſtand ein rohes, hölzernes Bild des Erlöſers am Kreuze. Eine wirkliche Dornenkrone befand ſich auf ſeinem Haupte, das wie im Todeskrampf herabgeſunken war, und Blutstropfen rannen von ſeinen Wangen herab und aus Händen und Füßen und Seite. Das Angeſicht war über alle Beſchreibung wild und geiſterhaft und auf demſelben malte ſich unausſprechliches Körperleiden. Der plumpe Bildſchnitzer hatte ihm dieſen Ausdruck verliehen, doch weiter reichte ſeine Kunſt nicht. Man vermißte die Erhabenheit des Todes bei einem ſterbenden Erlöſer, die dahinſcheidende Gottähnlichkeit des Jeſus von Nazareth. Der Künſtler

hatte aus ſeiner Aufgabe keine himmliſche Begeiſterung geſchöpft. Alles war noch plump und widerſtrebte einem gefühlvollen Herzen; und Flemming wandte ſich ſchaudernd ab, als er ſah, wie dieſes entſetzliche Bild mit ſeinen ſtarren, halbgeſchloſſenen Augen auf ihn blickte.

Er erreichte bald das Gaſthaus, aber noch immer ſtand jenes vom Todeskampf gemarterte Antlitz vor ihm. Er konnte ſich nicht enthalten, mit einer ſehr bejahrten Frau, welche am Fenſter des Speiſezimmers in einem altmodiſchen Armſtuhl mit hoher Lehne ſtrickend ſaß, davon zu ſprechen. Ich glaube, ſie war die Großmutter des Gaſtwirths; jedenfalls konnte ſie es ihrem Alter nach ſein. Sie nahm ihre Brille mit Eulenaugen ab, und ſagte, indem ſie die Gläſer mit dem Taſchentuch abwiſchte:

„Du lieber Himmel! Iſt es möglich? Haben Sie noch niemals von dem Chriſtusbild von Andernach gehört?“

Flemming verneinte.

„Du lieber Himmel!“ fuhr die Alte fort. „Es iſt eine gar wunderbare Geſchichte; aber wahr, wie jeder gute Chriſt in Andernach Ihnen ſagen wird. Und Alles trug ſich vor dem Tode meines ſeligen Mannes zu, es wird vier Jahre; warten Sie einmal, — ja nächſte Weihnachten wird es vier Jahre.“

Hier hielt die Alte inne, fuhr aber fort zu ſtricken. Ihr Geiſt ſchien mit andern Gedanken beſchäftigt. Sie dachte ohne Zweifel an ihren ſeligen Mann, wie deutſche Wittwen ihre verſtorbenen Gatten nennen. Als aber Flemming den innigen Wunſch zu erkennen gegeben, die wunderbare Geſchichte zu hören, erzählte ſie dieſelbe ungefähr mit folgenden Worten:

„Es war einmal eine arme alte Frau in Andernach, die hieß Frau Martha, und ſie lebte ganz allein in einem Hauſe bei ſich, und liebte alle Heiligen und die hochgelobte Jungfrau,

und war so gut wie ein Engel, und verkaufte Pastetchen unten am Rheinkrahn. Aber ihr Haus war sehr alt, und die Dachziegel waren gebrochen, und sie war zu arm, um neue zu kaufen, und der Regen kam immer durch und keine Christenseele in Andernach wollte ihr helfen. Aber Frau Martha war eine gute Frau und that Niemand etwas zu Leide, sondern ging jeden Morgen zur Messe und verkaufte Pastetchen unten am Rheinkrahn. In einer finstern stürmischen Nacht nun, als alle guten Christen in den Federn lagen, hörte Frau Martha, welche unter dem Dache schlief, über ihrem Kopfe einen großen Lärmen, und in ihrer Kammer trip! trip! trip! als ob der Regen durch die zerbrochenen Ziegel tropfte. Und meiner Seele! so war es. Und dann pochte und hämmerte es oben, als ob Jemand auf dem Dache arbeitete; und sie dachte, Pelz-Nickel risse die Ziegel ab, weil sie nicht oft genug zur Beichte gegangen wäre. Sie fing deshalb an zu beten, und je schneller sie ihr Paternoster und ihr Ave Maria hersagte, desto schneller pochte und hämmerte Pelz-Nickel, und trip! trip! trip! klang's um sie her in der finstern Kammer, bis die arme Frau vor Schrecken ganz außer sich war und zum Fenster lief, um nach Hülfe zu rufen. Dann war in einem Augenblicke Alles still — todtenstill. Aber sie sah ein Licht durch den Nebel und Regen hereinströmen und einen großen Schatten auf dem Hause gegenüber. Und dann kam Jemand vom Dache auf einer Leiter herab und hatte eine Laterne in der Hand und er nahm die Leiter auf die Achsel und ging die Straße hinunter. Aber sie konnte nicht deutlich sehen, weil das Fenster vom Regen streifig war. Und am Morgen fand man die alten zerbrochenen Ziegel in der Straße umhergestreut, und auf dem Dache waren neue, und das alte Haus hat bis auf den heutigen Tag nicht wieder Wasser durchtröpfeln lassen.

„Sobald die Meſſe vorüber war, erzählte Frau Martha dem Prieſter, was ſich zugetragen hatte, und er ſagte, es wäre nicht Pelz-Nickel, ſondern ohne Zweifel der heilige Caſtor oder der heilige Florian. Dann ging ſie auf den Markt und erzählte Alles Frau Brigitten; und Frau Brigitte ſagte, vor zwei Nächten hätte Hans Claus, der Böttcher, in ſeinem Laden ein gewaltiges Pochen gehört und am Morgen von allen ſeinen Oxhoften nur Reifen gefunden; und um Mitternacht hätte man einen Mann mit einer Laterne und einer Leiter auf einem Eſel zur Stadt hinausreiten ſehen; und in der nämlichen Nacht wäre die alte Windmühle beim Kloſter St. Thomas ausgebeſſert und das alte Kirchhofthor in Feldkirchen ſo gut wie neu gemacht worden, obgleich Niemand wußte, wie der Mann über den Fluß kam. Dann ging Frau Martha hinunter zum Rheinkrahn und erzählte alle dieſe Geſchichten noch einmal und der alte Fährmann von Fahr ſagte, er könnte etwas davon erzählen, denn die nämliche Nacht, wo das Kirchhofthor ausgebeſſert worden, lag er munter in ſeinem Bett, weil er nicht ſchlafen konnte, und er hörte ein lautes Pochen an der Thür, und daß ihn Jemand rief, er ſollte aufſtehen und ihn über den Fluß ſetzen. Und als er aufſtand, ſah er einen Mann unten am Fluß mit einer Laterne und einer Leiter; als er aber zu ihm hinunter ging, blies der Mann das Licht aus, und es war ſo finſter, daß er nicht ſehen konnte, wer es war; und ſein Boot war alt und leck, und er ſcheuete ſich, ihn in der Finſterniß überzuſetzen; aber der Mann ſagte, er müßte dieſe Nacht in Andernach ſein, und ſo ſetzte er ihn über. Und als ſie über den Fluß waren, beobachtete er den Mann, bis er zu einem Bilde der heiligen Jungfrau kam und ſah ihn die Leiter an die Mauer ſtellen und hinaufſteigen und ſeine Lampe anzünden, und dann die Straße lang hingehen. Und am Mor-

gen fand er ſein altes Boot ganz kalfatert und waſſerdicht und roth bemalt, und wenn es ſein Leben gekoſtet hätte, konnte er nicht ſagen, wer es that, wenn es nicht der Mann mit der Laterne war. Du meine Seele! Das war doch merkwürdig!

„Und ſo ging es eine Zeitlang fort; und ſo oft man den Mann mit der Laterne des Nachts durch die Straßen gehen ſah, ſo gewiß der Morgen kam, war etwas für eine gute Seele gethan; und Jedermann wußte, daß er es that; und doch konnte Niemand entdecken, wer er war, noch wo er lebte, denn ſobald ihm Jemand nahe kam, blies er ſein Licht aus, wandte ſich nach einer andern Straße und verſchwand plötzlich, Niemand konnte ſagen, wie. Und Manche ſagten, es wäre Rübezahl, und Manche, Pelz-Nickel, und Manche, der heilige Antonius auf der Haide.

„Nun wanderte in einer ſtürmiſchen Nacht eine arme ſündhafte Creatur mit ihrem Kindchen in den Armen durch die Straßen, und ſie hungerte und fror, und keine Seele in Andernach wollte ſie aufnehmen. Und als ſie zu der Kirche kam, wo das große Crucifix ſteht, ſah ſie kein Licht in der kleinen Capelle im Winkel; aber ſie ſetzte ſich auf einen Stein am Fuße des Kreuzes und fing an zu beten, und betete, bis ſie in Schlaf fiel, mit ihrem armen Kindchen an der Bruſt. Aber ſie ſchlief nicht lange, denn ein helles Licht ſchien gerade in ihr Geſicht, und als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie einen bleichen Mann mit einer Laterne gerade vor ſich ſtehen. Er war faſt nackt, und auf ſeinen Händen und ſeinem Leibe war Blut, und in ſeinen ſchönen Augen ſtanden große Thränen, und ſein Geſicht glich dem Geſicht des Erlöſers am Kreuze. Nicht ein einziges Wort ſagte er zu der armen Frau, aber er blickte mitleidig auf ſie und gab ihr ein Brot und nahm das Kindchen auf ſeine Arme und küßte es. Da ſchaute die Mut-

ter zu dem großen Crucifix auf, aber es war kein Bild dort; und ſie ſchrie auf und fiel wie todt zur Erde. Und da fand man ſie mit ihrem Kinde; und wenige Tage darauf ſtarben Beide und wurden zuſammen in einem Grabe begraben. Und Niemand würde die Geſchichte geglaubt haben, wenn nicht eine Frau, die an der Ecke wohnte, an das Fenſter gegangen wäre, als ſie den Schrei hörte, und geſehen hätte, wie die Geſtalt die Laterne an ihren Platz hing, und dann die Leiter an die Mauer lehnte, und hinaufſtieg und ſich ans Kreuz ſchlug. Seit jener Nacht hat ſie ſich nie wieder gerührt. Ach Herr Je!"

So lautete die Sage vom Chriſtusbild zu Andernach, wie die Alte mit der Brille ſie Flemming erzählte. Sie machte einen trüben Eindruck auf ſein krankes, leidendes Gemüth, und er fühlte, nicht zum erſten Male, wie groß die Macht des Volksaberglaubens iſt.

Der Poſtwagen ſtand ſchon an der Thür bereit, und Flemming war bald auf der Straße von Coblenz, einer Stadt am Rhein, an der Mündung der Moſel, Ehrenbreitſtein gegenüber. Es iſt kein langer Weg von Andernach bis Coblenz, und der einzige Vorfall, welcher ihn belebte, war die Erſcheinung eines dicken Mannes mit rothem Geſicht zu Pferde, welcher langſam nach Andernach zu trabte. Als ſie ihm begegneten, gab der einfältige kleine Poſtillon ihm einen freundſchaftlichen Hieb mit der Peitſche und brach in einen Ausruf aus, welcher zeigte, daß er aus Münſter war.

„Jeſusmarie, mein Freund! Wie geht's dem Mann im Zollhaus?"

Nun würde jeder ehrlichen Seele dies als eine ganz artige Frage erſchienen ſein; aber der Reiter mit dem rothen Geſicht

dachte nicht ſo, denn er wurde äußerſt zornig und antwortete, während der Wagen vorbeirollte:

„Der Teufel hole Dich und Deinen weſtphäliſchen Schinken und Pumpernikel!“

Flemming fragte ſeinen Diener und der Diener den Poſtillon um Aufklärung über dieſes kurze Zwiegeſpräch, und dieſe lautete dahin, daß an den Thürmchen des Kaufhauſes in Coblenz ſich ein großer Kopf mit einem ehernen Helm und einem Bart befinde, und jedes Mal, wenn die Glocke ſchlage, bei jedem Schlage des Hammers der Kopf dieſes Rieſen ſeine großen Kinnladen öffne und die Zähne an einander ſchlage, als wollte er wie das eherne Haupt des Mönches Bacon ſagen: „Zeit war, Zeit iſt, Zeit iſt vorüber.“

Dieſe Figur iſt rings in der ganzen Gegend als „der Mann im Zollhauſe“ bekannt, und wenn ein Freund in der Gegend einem Freunde aus Coblenz begegnet, ſo ſagt er nicht: „„Wie geht's den Leutchen in Coblenz?“ ſondern: „Wie geht's dem Mann im Zollhauſe?“ So ſpielte der Rieſe eine große Rolle in der Stadt. Und ſo endete der erſte Tag von Flemming's Rheinreiſe; und das einzige Gute, das er gethan, war, daß er einer Bettlerin ein Almoſen gab, welche ihre zitternden Hände emporhob und ausrief: „Gott ſegne Dich, mein Kindchen!“

Drittes Kapitel.

Homunculus.

Eine Reiſe am Rhein im Nebel und in der Einſamkeit des Decembers iſt vielleicht nicht ſo unangenehm, als der Leſer vielleicht glaubt. Man hat die Straße und den Fluß ganz für ſich. Niemand iſt unterwegs, kaum ein einzelner Wanderer. Die Ruinen ſind dieſelben, und der Strom und die Umriſſe der Berge, und es giebt wenige lebende Figuren in der Gegend, welche einen aus dem Nachdenken wecken, die Gedanken zerſtreuen und mit Staub bedecken.

In ähnlicher Weiſe dachte unſer Reiſender, als er am Morgen ſeine Wanderung fortſetzte. Es iſt ein trüber Tag, und die Wolken drohen mit Regen oder Schnee. Warum ſteht er an dem Dörfchen Cappeln ſtill? Weil gerade über ihm auf dem hohen Felſen die herrliche Ruine Stolzenfels hohläugig auf ihn blickt und ihm mit rieſigem Finger winkt, als wollte ſie ſagen: „Komm herauf, ich will Dir eine alte Geſchichte erzählen.“ Deshalb ſteigt er aus und geht die ſchmale Dorfgaſſe und die ſteinernen Stufen und den ſteilen Pfad hinauf, und wirft ſich der alten Ruine in die Arme, und hält den Athem an, um die raſchen Tritte des fallenden Schnees zu hören, welche den Tritten von Engeln gleichen, die zur Erde herabſteigen. Und die Ruine ſpricht zu ihm mit dumpfer Stimme:

„Hüte Dich vor Träumen! Hüte Dich vor den Illuſionen der Phantaſie! Hüte Dich vor den ernſten Täuſchungen Deiner gewaltigen Wünſche! Unter mir fließt der Rhein, und

gleich dem Strome der Zeit fluthet er unter den Trümmern der Vergangenheit dahin. Ich ſchaue mich ſelber darin und weiß, daß ich alt bin. Auch Du wirſt altern. Sei weiſe, ſo lange es Zeit iſt. Wie der Strom Deines Lebens, fließt der Strom unter uns. Von den fernen Alpen her ſtürmt er in die Welt hinaus, wie ein Jüngling aus dem väterlichen Hauſe. Mit breiter Bruſt, kräftig und mit ernſtem Streben, wie die Männlichkeit, bahnt er ſich einen Weg durch jene ſchwierigen Gebirgspäſſe. Und in ſeinem hohen Alter endlich wankt er, ſchweren, langſamen Schrittes, und verſinkt in den Sand, und wandert durch ſein Grab in den großen Ocean, welcher ſeine Ewigkeit iſt. Alſo wird es mit Dir geſchehen."

„In alten Zeiten wohnte in dieſen Hallen ein Nachfolger Jeſu von Jeruſalem — ein Erzbiſchof in der Kirche Chriſti. Er überließ ſich Träumen, den Illuſionen der Phantaſie, den gewaltigen Wünſchen der menſchlichen Seele. Er ſuchte das Unmögliche; er ſuchte das Lebenselixir — den Stein der Weiſen. Der Reichthum, welcher die Armen nähren konnte, ſchmolz in ſeinen Schmelztiegeln. In dieſen Mauern trank der Adler der Wolken das Blut des rothen Löwen, und erhielt die geiſtige Liebe des grünen Drachen; doch ach! er war kinderlos. In Einſamkeit und tiefſtem Schweigen arbeitete der Schüler der Alchymie Tag für Tag, Nacht für Nacht. Von dem Platze, wo Du ſtehſt, ſchaute er Abends auf Berge und Thäler und auf das zu ſeinen Füßen ſich ausbreitende Waſſer, und ſah, wie die untergehende Sonne durch eine geſchicktere Alchymie als die ſeinige, Alles in Gold verwandelt hatte. Er ſah die Welt zu ſeinen Füßen und ſagte in ſeinem Herzen, er allein ſei weiſe. Ach! er las lieber in dem Buche des Paracelſus, als in dem Buche der Natur; und da er glaubte, daß „wo der Verſtand Erfahrung hat, da hat der Glaube keinen Sinn,"

wollte er gern ein Kind erzeugen, nicht wie die Natur uns lehrt, ſondern wie der Philoſoph lehrte — einen armen Homunculus in einer Glasflaſche. Und er ſtarb arm und kinderlos!"

Manche Leute mögen vielleicht bezweifeln, ob es der Mühe lohnte, den Stolzenfels zu erſteigen, um eine ſolche Predigt anzuhören. Doch Paul Flemming zweifelte nicht daran. Er nahm ſich die Belehrung zu Herzen; und es würde ihn vor mancher kummervollen Stunde bewahrt haben, wenn er ſie beſſer erwogen und ſich ihrer länger erinnert hätte.

Vor Alters ſtanden in der Burg zu Athen drei Statuen der Minerva. Die erſte war von Olivenholz und, nach der Volksſage, vom Himmel gefallen. Die zweite war von Erz und erinnerte an den Sieger von Marathon; und die dritte von Gold und Elfenbein, — ein hehres Wunderwerk der Kunſt, zur Zeit des Perikles. Und ſo ſteht in der Burg der Zeit der Mann ſelbſt. In der Jugend, aus weichem, zartem Holz geformt, eben erſt vom Himmel herabgefallen; in der Mannheit, eine eherne Statue, an Kampf und Sieg erinnernd; und endlich in der Reife des Alters, ganz von Gold und Elfenbein geformt — ein Wunderwerk der Kunſt!

Flemming hatte bereits das Olivenalter der Kindheit durchlebt. Er trat in das eherne Alter, in ſeine frühe Mannheit; und in ſeinen Händen verwandelten ſich die Blumen des Paradieſes in Schwert und Schild.

Dies erinnert mich daran, daß ich meinen Helden noch nicht beſchrieben habe. Ich will es jetzt thun, wie er daſteht und auf die herrliche Gegend ſchaut; — doch mit wenig Worten. In Perſon wie in Charakter glich er Harald Schönhaar von Norwegen, welcher in dem alten isländiſchen Todtenge-

ſang von Regner beſchrieben wird, als „der junge Fürſt, ſo ſtolz auf ſeine wallenden Locken; er, der ſeine Morgen unter den Jungfrauen verbrachte, der gern mit ſchönen Witwen verkehrte.“ Dies war eine liebenswürdige Schwäche, und ſie führte ihn bisweilen in Unglück. Die Einbildungskraft war die Macht, welche ſeinen Geiſt beherrſchte. Seine Gedanken waren zwiegeboren; der Gedanke ſelbſt und ſeine bildliche Erſcheinung in der Außenwelt. So wogte durch den ruhigen, ſtillen Strom ſeiner Seele jedes Bild doppelt, „Schwan und Schatten.“

Dieſe Charakterzüge, ein gutes Herz und eine poetiſche Einbildungskraft, erheiterten ſein Leben und verſchönten die Welt, bis endlich der Tod die liebliche blaue Blume, welche an ſeiner Seite blühte, abmähte und ihn mit ſeiner ſcharfen Senſe verwundete, ſo daß er das Haupt neigte und wünſchte, er wäre mit der lieblichen blauen Blume in dieſelbe Garbe gebunden worden. Da däuchte ihm das Leben nicht mehr ſo ſchön, und das Leben ward ernſt. Es wäre gut geweſen, wenn er hätte die Vergangenheit vergeſſen können; daß er nicht ſo traurig in ihr gelebt, ſondern die Gegenwart genoſſen und genützt hätte. Aber dem widerſtrebte ſein Herz; und wie er auf dem großen Meere des Lebens dahin wogte, immer blickte er hinunter durch das durchſichtige Gewäſſer, von Sonnenſchein und Schatten bunt gefärbt, in die weiten Gemächer der gewaltigen Tiefe, in welche ſeine glücklichern Tage verſunken waren und worin ſie noch ſichtbar lagen, wie Goldſand und Edelſteine und Perlen, und halb verzweiflungsvoll, halb hoffend, faßte er wieder hinab nach ihnen und zog ſeine Hand zurück, die nur mit Meergras gefüllt war und von ſalzigen Thränen träufte! Und zwiſchen ihm und jenem Goldſand wogte ein ſtrahlendes Bild, gleich dem Geiſte in Dante's Paradies, wel-

ches „Ave Maria!“ ſang und während des Geſanges hinabſank und langſam verſchwand.

In Allem handelte er mehr nach augenblicklicher Stimmung als nach feſtem Grundſatz, wie dies bei den meiſten jungen Männern geſchieht. In der That hatten ſeine Grundſätze kaum Zeit, Wurzel zu ſchlagen, denn er riß ſie alle nach einander aus, bald dieſen, bald jenen, wie Kinder die Blumen, die ſie gepflanzt, — um zu ſehen, ob ſie wachſen. Doch war vieles Gute in ihm; denn unter den Blumen und dem Raſen der Poeſie und den guten Grundſätzen, welche Wurzel geſchlagen haben würden, hätte er ihnen Zeit gelaſſen, lag ein kräftiger, geſunder Boden natürlichen Verſtandes — erfriſcht durch lebendige Quellen des Gefühls und bereichert durch manche vereitelte Hoffnungen, die wie verwelkte Blätter darauf gefallen waren.

Viertes Kapitel.

Der Wirthin Töchterlein.

„Allez, Fuchs! allez, luſtig!“ rief der ungeduldige Poſtillon ſeinen Pferden zu, in Lauten, welche, gleich dem ſeltſamen Echo des Lorleyfelſens, zuerſt von der einen, dann von der andern Seite des Fluſſes kamen — nämlich wechſelsweiſe in franzöſiſchen und deutſchen Worten. Er war des Harrens müde; und als Flemming endlich ſeinen Sitz im Poſtwagen wieder eingenommen, mußten die armen Pferde die Zeit einbringen, die er in Träumen auf dem Berge ver-

loren hatte. Dies geſchieht weit öfter, als man glaubt. Die eine Hälfte der Welt muß ſchwitzen und ächzen, damit die andere Hälfte träumen kann. Es wäre für den Reiſenden, wie für ſeinen Poſtillon eine ſchwierige Aufgabe geweſen, die Pferde zu überzeugen, daß dieſe Träume zu ihrem Frommen waren.

Der nächſte Anhaltepunkt war das kleine Wirthshaus zum Stern, ein entlegener Winkel der Stadt Salzig. Es liegt am Rheinufer, und ihm gegenüber, ganz am Saume des Waſſers, erheben ſich die Berge Liebenſtein und Sternenfels, jeder mit ſeiner verfallenen Burg. Dies ſind die Brüder der alten Sage, welche einander noch anſchauen, und unter ihnen im Thale ſteht ein Kloſter, — ein paſſendes Sinnbild der Waiſe, die ſie ſo innig liebten.

In einem kleinen Kahne mit flachem Boden ruderte die Tochter der Wirthin Flemming „über den Rheinſtrom, reißend und weithin brauſend.“ Sie war ein ſchönes Mädchen von ſechszehn Jahren, mit ſchwarzem Haar und dunklen, lieblichen Augen und einem Geſicht, das eine Geſchichte zu erzählen wußte. Wie verſchiedenartig ſind hierin die Geſichter! Manche ſprechen nicht. Sie ſind Bücher, in welchen nicht eine Zeile beſchrieben iſt, ausgenommen vielleicht mit einer Jahreszahl. Andere ſind große Familienbibeln, in denen das Alte und Neue Teſtament geſchrieben iſt. Andere ſind Mutter Gans und Ammenmährchen, andere ſchlechte Trauerſpiele und Pickelhäringpoſſen, und noch andere, wie das der Tochter der Wirthin im Stern, liebliche Blumenleſen der Liebe und Geſänge der Herzensempfindungen. Deshalb ſagte Flemming zu ihr, als ſie in eine reißende Strömung glitten:

„Mein liebes Kind, kennſt Du die Geſchichte des Liebenſteins?“

„Die Geſchichte des Liebenſteins?“ erwiederte ſie; „ich wußte ſie auswendig, als ich ein kleines Kind war.“

Und hier ſchauten ihre großen, dunklen feurigen Augen in die Flemming's, und er zweifelte nicht, daß ſie die Geſchichte nur zu bald und nur zu gut erfahren hatte. Dieſe Geſchichte wünſchte er zu hören, als ob ſie ihm unbekannt wäre; denn er wußte, das Mädchen, das ſie als Kind auswendig gelernt, würde ſie erzählen, wie ſie erzählt werden mußte. Er bat ſie daher, die Geſchichte zu wiederholen, was ſie nur zu gern that, denn ſie hatte ſie gern und glaubte daran, als ſtände Alles in der Bibel geſchrieben. Doch ehe ſie begann, ruhte ſie einen Augenblick auf ihren Rudern, nahm das Kreuz, das an ihrem Halſe hing, küßte es und ließ es in ihren Buſen gleiten, als wäre es ein Anker, den ſie in ihr Herz ſenkte. Während deſſen waren ihre feuchten dunklen Augen gen Himmel gerichtet. Vielleicht wanderte ihre Seele mit den Seelen der Cunizza und Rahab und Maria Magdalena. Vielleicht gedachte ſie auch der Nonne, von welcher der heilige Gregor in ſeinen Geſprächen ſagt, ſie ſei, als ſie in einem Garten begierig Salat gegeſſen, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, bald darauf von einem Teufel beſeſſen geweſen.

Wahrſcheinlich blickte ſie jedoch nur nach den verfallenen Burgen und nicht gen Himmel, denn ſie begann bald ihre Erzählung und berichtete Flemming, wie vor vielen, vielen Jahren ein Greis mit ſeinen beiden Söhnen auf Burg Liebenſtein lebte, und wie die beiden Jünglinge Geraldine liebten, eine Waiſe, deren ihr Vater ſich angenommen hatte; wie der ältere Bruder in Verzweiflung fortzog, und der jüngere mit Geraldine verlobt wurde, und wie beide ſo glücklich waren, wie Aſchenbrödel und der Prinz. Und dann kam der heilige Bernhard und führte alle jungen Leute zum Kriege fort, gerade wie

ſpäter Napoleon that; und der junge Mann zog in das gelobte Land, und Geraldine ſaß in ihrer Burg und weinte und harrte der Rückkehr ihres Geliebten, indeß der alte Vater die Burg Sternenfels für ſie erbaute, daß ſie nach ihrer Vermählung daſelbſt wohnten; und als die Burg vollendet war, ſtarb der Greis; und der ältere Bruder kehrte zurück und lebte auf Liebenſtein und ſorgte für die reizende Jungfrau. Bald kam Nachricht aus dem gelobten Lande, daß der Krieg beendet ſei; und das Herz der holden Jungfrau ſchlug freudig, bis ſie vernahm, ihr treuloſer Geliebter kehre mit einem griechiſchen Weibe heim — der ruchloſe Mann! und dann ging ſie in ein Kloſter und ward eine fromme Nonne. So kehrte der junge Herr von Sternenfels heim und lebte in großer Pracht auf ſeiner Burg mit dem griechiſchen Weibe, die eine gottloſe Frau war und that, was ſie nicht thun ſollte. Aber der ältere Bruder war erzürnt über die der holden Jungfrau zugefügte Unbill und forderte den Herrn vom Sternenfels zum Zweikampf. Und als ſie mit ihren Schwertern im Thale von Bornhofen hinter der Burg kämpften, begannen die Kloſterglocken zu läuten, und Geraldine erſchien mit einem Zuge Nonnen, alle weiß gekleidet, und verſöhnte die Brüder und ſagte ihnen, ſie ſei die Braut des Himmels und in ihrem Kloſter glücklicher, als ſie auf Liebenſtein oder Sternenfels hätte ſein können. Und als die Brüder zurückkehrten, fanden ſie, daß das falſche griechiſche Weib mit einem andern Ritter entflohen war. So lebten ſie in Frieden beiſammen und waren nie vermählt. Und als ſie ſtarben —"

„Lisbeth! Lisbeth!" rief eine ſtrenge Stimme vom Ufer. „Lisbeth! Wohin führſt Du denn den Herrn?"

Dies brachte das arme Mädchen wieder zur Beſinnung, und ſie ſah, wie weit ſie den Strom hinabfuhren. Denn

über dem Erzählen hatte ſie alles Andere vergeſſen, und die reißende Strömung trieb ſie zu den großen Wallnußbäumen von Kamp. Sie landeten dem Kapuzinerkloſter gegenüber. Lisbeth zeigte den Weg durch das Dörfchen, wandte ſich rechts und deutete auf das romantiſche, einſame Thal, durch welches man zum Liebenſtein gelangt, und erbot ſich, Flemming zu begleiten. Er aber ſtreichelte ihre Wange und drückte ihr die Hand. Er ſchritt allein im Thale dahin.

Fünftes Kapitel.

Jean Paul, der Einzige.

Es war bereits Nacht, als Flemming auf der römiſchen Brücke die Nahe überſchritt und die Stadt Bingen betrat. Er kehrte im Weißen Roß ein und ſchaute, ehe er zu Bette ging, aus dem Fenſter hinaus in den dunkeln Sternenſchimmer nach dem Rheine zu, und ſein Herz ſchlug höher, als er die kühnen Umriſſe der benachbarten Berge betrachtete, mit alterthümlichen Ruinen bedeckt, die ſich am Morgen nur als ein hohes, ſchiefergedecktes Dach mit phantaſtiſchen Schornſteinen erwieſen.

Es war ein klarer, kalter Morgen, und die aufgehende Sonne färbte den Strom mit heitern Farben. Ein leichter, dünner Dunſt wogte in der Luft. In den Sonnenſtrahlen funkelte der Reif gleich Silberſternen, und durch eine lange Allee, deren triefende Zweige ſich bogen und Perlen vor ihn ſtreuten, zog Paul Flemming triumphirend weiter.

Jener Mann in dem Luſtſpiel, welcher „ſo ein vierzig Pfund gutes Rindfleiſch in einem mittelländiſchen Meere Brühe“ wünſchte, hätte ſeinen Wunſch an der table d'hôte des Rheiniſchen Hofes in Mainz, wo Flemming an jenem Tage zu Mittag aß, faſt verwirklicht ſehen können. Am obern Ende des Tiſches ſaß ein Herr mit glatter, hoher Stirn, und großen, verſtändigen Augen. Er war aus Baireuth in Franken und ſprach mit einer blaſſen, romantiſch ausſehenden Dame zu ſeiner Rechten über Poeſie und Jean Paul. Am andern Ende des Saales war die ganze Tiſchzeit über Muſik, eine Harfe, ein Horn und eine Stimme, ſo daß ein großer Theil von dem Geſpräche des dicken Herrn mit der blaſſen Dame für Flemming, welcher ihr gegenüber ſaß und ihr gerade in die großen, melancholiſchen Augen blicken konnte, verloren ging. Was er aber hörte, intereſſirte ihn ſo ſehr — und in der That hätte dazu ſchon der Name des gefeierten Jean Paul genügt — daß er es wagte, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und den Deutſchen fragte, ob er den Dichter perſönlich gekannt habe.

„Ja, ich kannte ihn genau,“ erwiderte der Fremde. „Ich bin aus Baireuth gebürtig, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte. In meiner Seele ſind der Menſch und der Schriftſteller eng verbunden. Nie habe ich eine Seite ſeiner Schriften geleſen, ohne ſeine Stimme zu hören und ſeine Geſtalt vor mir zu ſehen. Da ſitzt er mit der majeſtätiſchen hohen Stirne, den ſanften blauen Augen, der ſchön geformten Naſe und eben ſolchem Mund; die dicke Geſtalt loſe und nachläſſig in einen alten grünen Rock gekleidet, aus deſſen Taſchen die Ecken von Büchern hervorragen, und vielleicht das Ende eines Brotes, und der Hals einer Flaſche; — einen grün gefütterten Strohhut neben ihm liegend; einen großen Stock in der

Hand, und zu ſeinen Füßen einen weißen blinzäugigen Pudel mit einer Schnur um den Hals. Sie würden ihn eher für einen Zimmermann, als für einen Dichter gehalten haben. Iſt er einer Ihrer Lieblingsſchriftſteller?" Flemming bejahte es.

„Aber einem Ausländer muß es äußerſt ſchwer werden, ihn zu verſtehen," ſagte der Herr. „Iſt es doch für uns Deutſche keine leichte Sache."

„Ich habe ſtets die Beobachtung gemacht," erwiederte Flemming, „daß das wahre Verſtändniß und die wahre Würdigung eines Dichters mehr vom individuellen, als vom nationalen Charakter abhängen. Wenn zwiſchen dem Geiſte des Schriftſtellers und des Leſers eine Sympathie beſteht, ſind die Schranken und Hinderniſſe einer fremden Sprache bald überwunden. Verſteht man einmal den Charakter eines Schriftſtellers, ſo wird auch das Verſtändniß ſeiner Schriften leicht."

„Ganz recht," erwiederte der Deutſche, „und der Charakter Richter's iſt zu ſehr ausgeprägt, als daß man ihn leicht falſch verſtehen könnte. Seine hervorſtechenden Züge ſind Zartheit und Männlichkeit, — Eigenſchaften, welche ſelten in ſo hohem Grade vereinigt gefunden werden, als bei ihm. Ueber Alles, was er ſieht, über Alles, was er ſchreibt, verbreiten ſich die Sonnenſtrahlen eines heitern Gemüthes, — die Helle unerſchöpflicher menſchlicher Liebe. Jeder Ton menſchlicher Freude und menſchlichen Schmerzes findet in ſeinem Buſen ein lautes Echo. An jedem Menſchen liebt er nur deſſen Menſchheit, nicht deſſen Ueberlegenheit. Der deutlich ausgeſprochene Zweck aller ſeiner literariſchen Arbeiten war, den geſunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit wieder zu heben und in einem egoiſtiſchen, revolutionären Zeitalter unſere jetzt erkalteten menſchlichen Sympathien wieder

zu erwärmen. Und nicht minder unbegrenzt iſt ſeine Liebe zur Natur — zu der ſchönen Außenwelt. Er umſchließt ſie ganz mit ſeinen Armen.“

„Ja,“ erwiderte Flemming, die Worte dem Fremden faſt vom Munde nehmend, „denn in ſeiner Seele wird Alles idealiſirt. Er ſcheint ſich ſelbſt zu ſchildern, wenn er den Helden ſeines Titan als ein Kind ſchildert, das bei heftigem Winde auf den Aeſten eines in reicher Blüthe ſtehenden Apfelbaumes ſich ſchaukelt, und wie deſſen vom Wind bewegter Gipfel ihn bald in das tiefſte Grün ſenkte, und bald in den tiefblauen und hellen Sonnenſchein emporſchleuderte, — vor ſeiner Phantaſie ſtand jener rieſige Baum; — er wuchs allein im Univerſum, gleich dem Baume des ewigen Lebens; ſeine Wurzeln verloren ſich in den Abgrund; die weißen und rothen Wolken hingen wie Blüthen darüber; der Mond als Frucht; die Sternchen funkelten wie Thau, und Albano ruhte auf ſeinem unermeßlichen Wipfel; und ein Sturm ſchwang den Wipfel aus Tag in Nacht und aus Nacht in Tag.“

„Doch der Geiſt der Liebe,“ unterbrach der Franke, „war nicht Schwäche, ſondern Stärke. Er war in ihm mit großer Männlichkeit vereint. Das Schwert ſeines Geiſtes war durch Armuth geſchmiedet und geſchlagen. Seine Gemüthsſtimmung war durch einen dreißigjährigen Kampf geprüft worden. Es war nicht gebrochen, nicht einmal abgeſtumpft, ſondern vielmehr durch die Streiche, die es austheilte und erhielt, gekräftigt und geſchärft. Und im Beſitz dieſes edlen Geiſtes der Menſchlichkeit, Ausdauer und Selbſtverleugnung machte er die Literatur zu ſeinem Beruf, als habe er von der Gottheit den Auftrag erhalten, zu ſchreiben. Es ſcheint, als habe er ſich um nichts Anderes gekümmert, an nichts Anderes gedacht, als ruhig zu leben und Bücher zu ſchreiben. Er ſagt, er habe

es als ſeine Pflicht erkannt, nicht zu genießen oder zu erwerben, ſondern zu ſchreiben, und rühmte ſich deſſen, ſo viele Bücher geſchrieben zu haben, als er Jahre gelebt."

„Und was betrachten Sie Deutſche als das hervorſtechende Charakteriſtiſche ſeines Genius?"

„Ohne allen Zweifel ſeine ungezügelte Phantaſie und ſeinen Humor. Er verleiht Allem eine ſeltſame, magiſche Färbung. Man erſchrickt über die Kühnheit und Schönheit ſeiner Figuren und Erläuterungen, welche allenthalben mit ſorgloſer Verſchwendung ausgeſtreut ſind, — in reicher Menge, wie die Blüthen des frühen Sommers, — und ſo duftend und ſchön. Mit tauſend Abſchweifungen ſind zehntauſend Schönheiten des Gedankens und Ausdrucks vermiſcht, welche die Phantaſie des Leſers entflammen und ſie in kühnem Fluge durch die Gluth des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs und durch die thauige Kühle und den Sternenſchimmer der Sommernächte fortreißen. Er iſt ſchwer zu verſtehen — dunkel — ſeltſam, ſeine Erläuterungen aus jedem Winkel der Wiſſenſchaft, der Kunſt und Natur holend, — ein Komet unter den leuchtenden Geſtirnen germaniſcher Literatur. Wenn man ſeine Werke lieſt, ſo iſt es, als klimme man in fröhlicher Geſellſchaft einen hohen Berg hinan, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Bisweilen iſt man in Nebel gehüllt, — der Morgenwind weht mit lautem Schalle, — man hört den in der Ferne grollenden Donner. Weit unten breitet ſich die Landſchaft aus — Feld, Wieſe, Stadt und der ſich ſchlängelnde Fluß. Man vernimmt das Läuten ferner Glocken, oder den Schall einer feierlichen Dorfuhr, — dann ſteigt der ſüße und mannichfaltige Blumenduft auf, — die Vögel fangen an zu ſingen — die Nebel wallen vorüber — die Sonne ſteigt in ihrer Pracht empor — man jubelt wie die Lerche im Sonnenſchein

und hellen blauen Himmel und Alles ist ein wirrer Traum der Seele und der Sinne — da hört man plötzlich einen Freund nahe bei sich laut auflachen, der ein Stück Bologner Wurst anbietet. Wie im wirklichen Leben, so sind in seinen Schriften das Ernste und das Komische, das Erhabene und das Groteske, das Pathetische und das Scherzhafte mit einander vermischt. Bisweilen ist er sentenzenreich, kräftig, einfach; dann wieder dunkel und zerstreut. Seine Gedanken gleichen Mumien, in Specereien balsamirt, und mit seltsamen Hüllen bedeckt; aber in diesen sind die Gedanken selbst Könige. Bald ziehen fröhliche schöne Bilder, lustige Gestalten vorüber, anmuthig, harmonisch; — bald fegen die blendenden, wildblinkenden Phantasien, durch Bindestriche, Klammern und Gedankenstriche mit einander verbunden, erhaben und gering, hoch und niedrig, alle in ihren bunten Gewändern, die staubige Seite hinunter, wie die Galeerensclaven, welche die Straßen von Rom fegen, wo man wohl den Edelmann und den Bauer zusammengefesselt finden kann."

Flemming lächelte bei der Wärme, in welche der Deutsche gerieth, und zu welcher die Gegenwart der Dame und der Laubenheimer Wein ihren Theil beigetragen zu haben schienen, und er erwiderte dann:

„Besser verbannt sein, als nicht frei!" — dies sind seine eigenen Worte. Und so verwandelt er sich nach Gefallen. Gleich dem Gott Thor der alten nordischen Mythologie hält er jetzt die sieben hellen Sterne am hellen Himmel über uns, und dann verbirgt er sich in Wolken und pocht mit seinem großen Hammer."

„Und doch ist dies an ihm nicht Ziererei," versetzte der Deutsche. „Es ist seine Natur, es ist Jean Paul. Und die Figuren und Ausschmückungen seines Styls, ungestüm, phan-

taſtiſch, und bisweilen erſchreckend, wie die in gothiſchen Kathedralen, ſind nicht blos, was ſie ſcheinen, ſondern maſſive Ecken und Strebepfeiler, welche das Gebäude ſtützen. Man nehme ſie weg, und Dach und Wände ſtürzen ein. Und durch dieſe Schnörkel, dieſe wilden Geſichter, dieſe Bilder von Thieren und Menſchen, auf Röhren und Rinnen ausgeſchnitzt, fließen wie angeſammelter Regen die glänzenden überſtrömenden Gedanken, die vom Himmel herab kommen. Und Alles, was er thut, thut er mit einer Art feierlichen Scherzes. Er iſt ein Meerungeheuer, das ſich auf dem weiten Ocean ergötzt; ſelbſt ſein Scherz iſt Ernſt; ihn umgiebt etwas Majeſtätiſches und Feierliches. In Allem iſt Kraft, eine ruhige Biederkeit, oben alles Sonnenſchein und unten das ſchwermüthige Klagen der See. Wohl mag man ihn „Jean Paul den Einzigen“ nennen.“

Unter ſolchem Geſpräch verging die Stunde des Mittagsmahles, und nach dieſem ging Flemming nach der Domkirche. Man ſang zur Vesper. Ein blau gekleideter Diener mit aufgeſtülptem Hut und einer hochrothen Schärpe und gleichem Kragen ſtolzirte wie ein Truthahn in den Gängen. Dieſer wichtige Mann führte Flemming durch die Kirche, und zeigte ihm den Chor mit ſeinen Stühlen von Eichenholz mit ſchwerem Schnitzwerk, und die ſchönen Figuren in braunem Stein über den Grüften der Biſchöfe. Sodann führte er ihn durch eine Seitenthür in die alten verfallenen Kloſtergänge des heiligen Willigis. Durch die niedrigen gothiſchen Bogen ergoß ſich der Sonnenſchein auf die Grabſteine, deren Figuren und Inſchriften durch die Fußtritte vieler Generationen faſt verwiſcht ſind. Dort befindet ſich das Grabmal des Minneſängers Frauenlob. Sein Geſicht iſt auf einem Gebälk in der Wand ausgeſchnitzt, ſchöne ſcharf markirte und ernſte Züge.

Darunter befindet ſich ein Basrelief, welches das Begräbniß des Dichters darſtellte. Er wurde von Frauen zu Grabe getragen, deren Lob er ſang, weshalb er den Namen Frauenlob erhielt.

„Dies iſt alſo," ſagte Flemming, „das Grab, nicht von dem Knochenlob, ſondern von dem Frauenlob Heinrich von Meißen, welcher Lieder ſchrieb, „etwas von Luſt und etwas von Liebe." Aber wo ruht die Aſche ſeines Nebenbuhlers und Feindes, des ſüßen Meiſters Bartholomäus Regenbogen?"

Er warf dies ſo vor ſich hin, allein der Truthahn nahm es auf und antwortete:

„Ich weiß es nicht. Es gehört nicht zu dieſem Kirchſpiel."

Ich will die Reiſe nicht aufſchieben, denn ich bin vom Wege ermüdet und möchte gern mit meinen Leſern und meinem Helden in Heidelberg ſein. Es war beinahe Nacht, als er das Mannheimer Thor erreichte, und die lange Hauptſtraße ſo langſam hinunter fuhr, daß es ihm vorkam, als hätte ſie kein Ende. Die Kaufläden waren auf beiden Seiten der Straße erleuchtet, und er ſah hier und da an den Fenſtern Geſichter und im Lampenlicht gehende Geſtalten, welche einen Augenblick lang ſichtbar waren und dann im Dunkel verſchwanden. Seltſame Gedanken beſchäftigten ſeine Seele, wie dies immer die Gedanken eines Reiſenden ſind, welcher zum erſten Male eine fremde Stadt betritt. Dieſe kleine Welt hatte Jahrhunderte lang beſtanden, ehe er herkam, und ſollte Jahrhunderte lang beſtehen, wenn er wieder fort war. Von all den Tauſenden, welche ſie bewohnten, wußte er nichts; und was wußten ſie von dem Reiſenden, oder was kümmerten ſie ſich um ihn, der in jener engen Poſtchaiſe, von der Reiſe ermüdet und vom Abendwind durchkältet, langſam über das Straßenpflaſter hinrumpelte. Wahrhaftig, dieſe Welt kann ohne uns beſtehen,

wenn wir es nur glauben wollten. Wäre es ein Leichenwagen geweſen, ſtatt einer Poſtchaiſe, ſo wäre es den Leuten von Heidelberg ganz gleich geweſen — doch keineswegs Paul Flemming.

Am andern Ende der Stadt aber bei dem Schloſſe und Karlsthore harrte ein warmfühlendes Herz, ihn zu empfangen; das deutſche Herz ſeines Freundes, des Baron von Hohenfels, bei welchem er den Winter in Heidelberg zubringen ſollte. Kaum hatte der Wagen an dem Eiſengitter angehalten und der Poſtillon in ſein Horn geblaſen, um die Ankunft eines Reiſenden zu verkünden, als der Baron unter den Dienern ſichtbar ward, und wenige Minuten ſpäter lagen die lang getrennt geweſenen Freunde einander in den Armen, und Flemming erhielt auf jede Wange und auf den Mund einen Kuß als Unterpfand und Siegel der Freundſchaft des Deutſchen. Sie hielten einander lange bei der Hand und blickten einander in das Angeſicht, und Jeder ſah ſich buchſtäblich und figürlich, buchſtäblich, inſofern das Abbild darin war, und figürlich, inſofern Jeder ſich vorſtellte, was der Andere nach Verlauf mehrerer Jahre von ihm dachte. Der Abend verfloß beim Abendeſſen unter freundſchaftlichen Hoffnungen und Fragen und Antworten und es wurden dabei manche andere Dinge beſprochen, als der Haſenbraten und der Johannisberger, und ſie ſaßen bis ſpät in die Nacht, ſich von den Gedanken und Gefühlen und Freuden unterhaltend, welche die Herzen junger Männer erfüllen, die ſchon genoſſen und litten und hofften und getäuſcht wurden.

Sechstes Kapitel.

Heidelberg und der Baron.

Hoch und grau auf der Stirn des Jettenbühl ſteht das Heidelberger Schloß. Dahinter ragen die mit Eichen bewachſenen Berge Geisberg und Kaiſerſtuhl empor, und vorn, von der großen gemauerten Terraſſe, kann man faſt mit einem Stein die Dächer der Stadt erreichen, ſo nahe liegen ſie darunter. Auf dieſer Terraſſe erhebt ſich die breite Front der Kapelle des heiligen Ulrich. Links befindet ſich der ſchlanke achteckige Thurm mit der Uhr, und rechts ſtützt ein von der Keule des Krieges zerſchmetterter und zertrümmerter großer runder Thurm mit ſeinen Schultern die ſchöne Burg und Gartenterraſſe der Eliſabeth, der Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich. Dahinter ſtehen ältere Veſten und Thürme, welche ein großes regelmäßiges Viereck bilden — die alte Burg Rudolph's mit ſeiner gothiſchen Glorie und den phantaſtiſchen Giebeln; der Rieſenthurm, welcher die über den Graben führende Zugbrücke bewacht; der zerſprengte Thurm mit den auf ſeiner Spitze wachſenden Linden, und der prachtvolle Ritterſaal Otto Heinrichs, Pfalzgrafen vom Rhein und Großſeneſchalls des heiligen römiſchen Reiches. Von den Gärten hinter dem Schloß gelangt man durch den Bogengang des Rieſenthurmes in den großen Hof. Die mannichfache Bauart verſchiedener Zeitalter und ſeltſame Sculpturen überraſchen das Auge. Auf der Mauer der Kapelle des heiligen Ulrich ſtehen in Niſchen Reihen gewappneter Ritter, zerbrochen und einzel-

ner Gliedmaßen beraubt, und auf der Front von Otto's Rittersaal die Helden der jüdischen Geschichte und der classischen Mythe. Man tritt in die offenen, öden Gemächer der Ruine; und auf allen Seiten erblickt man Schaustücke und Familienwappen, den Reichsapfel und das goldene Vließ, oder den Adler der Kaiser, auf den Wappenschildern Baierns und der Pfalz ruhend. Ueber den Fenstern und Thüren und Kammern sind vortreffliche Sculpturen und erhabene Arbeiten, und das Auge wird von der Menge der Karyatiden, Arabesken, Rosetten, fächerartigen Säulenrinnen, Gewinde von Früchten und Blumen und Eicheln, der Stierköpfe mit Draperien von Laubwerk, und der Löwenrachen überrascht, welche Ringe zwischen den Zähnen halten. Die geschickte Hand der Kunst war sechs Jahrhunderte lang geschäftig, diese Mauern aufzuführen, und zu schmücken; die gepanzerten Hände der Zeit und des Krieges verunstalteten und zerstörten sie in weniger als zwei Jahrhunderten. Nächst der Alhambra von Granada ist das Heidelberger Schloß die prachtvollste Ruine des Mittelalters.

Im Thale unten fließt der rauschende Neckarstrom. Dicht an dessen Ufern erhebt sich auf der entgegengesetzten Seite der Allerheiligenberg, der mit den Ruinen eines Klosters bedeckt ist, und über dem Thale hin zieht sich der Odenwald. Die das Thal östlich einschließenden Berge sind so dicht und häufig, daß der Fluß als ein See erscheint. Aber westlich öffnet es sich auf die weite Fläche des Rheins gleich der Mündung einer Trompete; und wie der Schall einer Trompete ertönt zuweilen der Sturm des Winters durch diesen engen Gebirgspaß. Jenseits erheben sich die blauen Berge des Elsaß, und auf einer Platform oder einem Streifen ebenen Landes, zwischen dem Neckar und den Bergen, gerade unter dem Schlosse, liegt

die Stadt Heidelberg, „eine hübſche Stadt, wenn es geregnet hat," wie das alte Lied ſagt.

Etwas Aehnliches beobachtete Paul Flemming, als er am nächſten Morgen aufſtand und aus dem Fenſter blickte. Es war ein warmer, dunſtiger Morgen, und es fand ein Kampf ſtatt zwiſchen dem Nebel und der aufgehenden Sonne. Die Sonne hatte die Bergſpitzen eingenommen, aber der Nebel behauptete noch das Thal und die Stadt. Der Thurm der Hauptkirche ragte durch eine Maſſe ſchneeweißer Wolken empor, und im Oſten, auf den Bergen wallten die dunkeln Dünſte an den Fenſtern der verfallenen Burg vorüber, wie der Dampf einer wilden Feuersbrunſt. Es dünkte ihm ein Bild vom Aufgang der Sonne der Wahrheit über eine umnachtete Welt; ihr Licht ſtrömte durch die Ruinen von Jahrhunderten, und unten im Thale der Zeit fing das Kreuz auf der chriſtlichen Kirche ihre Strahlen auf, obwohl die Prieſter unter demſelben in Nebel und Finſterniß ſangen.

In dem warmen Frühſtückszimmer fand er den Baron, welcher ihn erwartete. Er lag auf einem Sopha, im Schlafrock und mit purpurrothen Sammetſchuhen, beide mit Blumen geſchmückt. Er hatte eine Guitarre in der Hand, eine Pfeife im Munde, und rauchte, ſpielte und ſummte zu gleicher Zeit ſein Lieblingslied von Goethe:

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran —"

Flemming konnte bei dem Anblick ſeines Freundes ſich kaum des Lachens enthalten, und ſagte, es erinnere ihn an einen Gaſſenmuſikanten, den er einmal in Aachen geſehen, und der auf ſechs Inſtrumenten zugleich ſpielte; er hatte auf dem Kopf einen Helm mit Schellen, im Halstuch eine Papagenopfeife, in der Hand eine Geige, auf dem Knie einen

Triangle, an den Ferſen Cymbeln und auf dem Rücken eine Pauke, die er mit den Elbogen ſchlug. In der That war der Baron von Hohenfels ein Gemiſch von einem jungen Mann, ſo ziemlich ein Univerſalgenie. Er gab ſich Allem mit Eifer hin, aber nur kurze Zeit: der Muſik, Poeſie, dem Vergnügen, ſelbſt dem Studium der Pandecten. Seine Gefühle waren begierig auf den Lebensgenuß gerichtet. Sein Hauptfehler beſtand darin, daß er zu ſehr für die menſchliche Natur eingenommen war. Seine ſtarke Einbildungskraft aber verwandelte den bärtigen Ziegenbock in einen prächtigen Steinbock, — er war nicht mehr ein Thier der Erde, ſondern ein Sternbild am Himmel. Eine ruhige und ſorgloſe Gemüthsſtimmung machte ſein Weſen ſanft und kindlich, kurz, die Vortrefflichkeit ſeines Charakters hatte, gleich der Schönheit des koſtbaren Opals, ihren Grund in einem Mangel ſeiner Organiſation. Er war groß und ſchlank gewachſen, ſein Haar blond, ſeine Augen blau und ſchön wie Mädchenaugen. Der Klang ſeiner Stimme hatte etwas unbeſchreiblich Sanftes und Einnehmendes, und er ſprach das Deutſche mit dem weichen, muſikaliſchen Accent ſeiner heimathlichen Provinz Curland. In ſeinem Weſen lag nicht „Antinous' leichter Schwung," es lag in ihm wenigſtens ein ihm eigenthümlicher Schwung. So war, mit wenig Worten, Flemming's Buſenfreund beſchaffen.

„Und was meinen Sie zu Heidelberg und dem alten Schloß?" frug er, als ſie am Frühſtückstiſch Platz nahmen.

„Geſtern Abend kam mir die Stadt ſehr lang vor," erwiderte Flemming, „und was das Schloß betrifft, ſo habe ich es bis jetzt durch den Nebel nur flüchtig ſehen können. Man verſichert mir, es gebe nichts Schöneres in ſeiner Weiſe, als dieſe herrliche Ruine, und ich zweifle nicht, daß ich es ſo finden werde. Nur wünſchte ich, die Steine wären grau, nicht roth.

Aber roth oder grau, ich ſehe voraus, daß ich manche gute Stunde in ſeinen öden Sälen zubringen werde. Erlauben Sie mir, wohnt jetzt Jemand dort?"

„Niemand," entgegnete der Baron, „außer dem Manne, welcher das Heidelberger Faß zeigt, und einem Franzoſen, der dort ſeit dem Jahre 1810 Skizzen entwirft. Er hat überdies eine äußerſt herrliche Beſchreibung der Ruine gegeben, worin er ſagt, daß am Tage nur Raubvögel ſie mit ihrem durchdringenden Geſchrei beläſtigen, des Nachts aber Nachteulen und anderes Ungethier. Sie müſſen ſein Buch und ſeine Skizzen kaufen."

„Ja, die angeführte Stelle und der Ton Ihrer Stimme werden mich ſicherlich veranlaſſen, es zu thun."

„Nehmen Sie das ſeinige oder keins, mein Freund, denn Sie finden keine andern. Und im Ernſt, ſeine Skizzen ſind ſehr gut. Da iſt eine dort an der Wand, recht hübſch, mit alleiniger Ausnahme des ſich ſpreizenden Popanzes unter dem Gebüſch in der Ecke."

„Giebt es aber keinen Geiſt, kein verrufenes Gemach in dem Schloſſe?" fragte Flemming, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Gemälde geworfen hatte.

„Ganz gewiß," entgegnete der Baron, „ſogar zwei: den Geiſt der Jungfrau Maria im Thurme Ruprecht's, und den Teufel im „Burgverließ."

„Ach, das iſt prächtig!" rief Flemming mit offenbarem Entzücken. „Schnell, erzählen Sie mir die ganze Geſchichte. Ich bin ſo neugierig wie ein Kind."

„Es iſt eine Geſchichte aus der Zeit Louis le Débonnaire's," ſagte der Baron lächelnd; „eine alte Sage eines gläubigen Zeitalters. Sein Bruder Friedrich lebte hier im Schloſſe bei ihm und hatte ein Liebesverhältniß mit Leonore von Lützel-

ſtein, einer Hofdame, welche er ſpäter verſchmähte, weshalb ſie ihn auf's tiefſte haßte. Aus politiſchen Gründen war er ebenſo manchen kleinen deutſchen Despoten verhaßt, welche ihn, um ihn in's Verderben zu ſtürzen, der Ketzerei anklagten. Aber ſein Bruder Louis wollte ihn nicht ihrer Wuth preisgeben, und ſie beſchloſſen deshalb, durch eine Liſt auszuführen, was ſie nicht durch Intrigue bewirken konnten. Demzufolge zeigten ſich Leonore von Lützelſtein, als die Jungfrau Maria verkleidet, und der Beichtvater des Kurfürſten im Koſtüm des Satans, um Mitternacht im Schlafzimmer des Kurfürſten, und ſetzten ihn in ſolchen Schrecken, daß er einwilligte, ſeinen Bruder zwei ſchwarzen Rittern zu überliefern, welche ſich für Boten des Vehmgerichts ausgaben. Sie gingen zuſammen nach Friedrich's Zimmer, wo zum Glück der alte Gemmingen, ein braver Soldat, hinter der Tapete Wache hielt. Der Mönch ging in ſeiner Tracht voran, kaum aber hatte er den Fuß in das Gemach des Fürſten geſetzt, ſo zog der brave Gemmingen das Schwert und rief gefaßt: „Stirb, Elender!“ und ſo ſtarb er. Die Andern ergriffen die Flucht, und man hörte nie wieder von ihnen. Und nun beſuchen die Geiſter Leonorens und des Mönches den Schauplatz ihres mitternächtigen Verbrechens. Sie werden die Geſchichte in dem Buche des Franzoſen finden, mit feldröschenartiger korkgebrannter Erhabenheit, mit gewaltigem, melodramatiſchem Kettengeklirr und dem Krächzen von Eulen und anderem Gethier ausgeſchmückt!“

„Nach dem Frühſtück wollen wir aufs Schloß gehen,“ ſagte Flemming. „Ich muß die Bekanntſchaft dieſes modernen Eulenſpiegels machen. Sehen Sie doch, welch prächtigen Morgen wir haben! Wahrhaftig ein herrlicher Winter! Welcher ſommerliche Sonnenſchein! welch milder venetianiſcher Nebel! Wie die muthwillige, verrätheriſche Luft mit den al-

ten graubärtigen Bäumen coquettirt! Solches Wetter macht, daß das Gras und unsere Bärte zusehend wachsen! Wir haben aber ein altes englisches Sprichwort, daß der Winter nie am Himmel fault. So wird er endlich in seinem alten mehligen Kleide herabkommen. Wir werden im Frühling Schnee haben, und die Blüthen werden alle Schneeflocken sein. Und nachher einen Sommer, welcher kein Sommer sein wird, sondern nur, wie Jean Paul sagt, ein grün gemalter Winter. Ist es nicht so?"

„Wenn ich mich nicht in dem Heidelberger Klima sehr täusche," erwiderte der Baron, „so werden wir nicht lange auf Schnee zu warten brauchen. Wir haben hier heftige Witterungswechsel, und es sollte mich nicht sehr wundern, wenn es vor Nacht schneite."

„Um so mehr Grund, den Sonnenschein des Morgens wohl zu benutzen, lassen Sie uns zu dem Schloß eilen, nach welchem mein Herz sich sehnt."

Siebentes Kapitel.

Gelehrtenleben.

Die Vorhersagungen des Barons trafen ein. Am Nachmittag änderte sich das Wetter. Der Westwind erhob sich und zog einen Wolkenschleier über das Antlitz des Himmels, wie in einem Spiegel der Hauch über das menschliche Antlitz. Bald begann der Schnee zu fallen. Ueber die ferne Gegend

fuhr er dahin wie ein weißer Nebel. Der Sturm kam von den Bergen des Elſaß und trieb die dichten Wolken ſchräg durch die Luft. Und immer ſchneller fiel der Schnee, ein brauſender Strom von jenen Wolkengebirgen. Die untergehende Sonne erglänzte ſeltſam von dem Gipfel der Berge und ſank wie ein brennendes Schiff auf dem Meere, das im Sturm geſcheitert iſt. So brach der Abend herein; und der Winter ſtand vor der Thür und ſchüttelte ſeinen weißen, zottigen Bart, wie ein alter Harfner, der den alten Vers ſingt: „Wie kalt es iſt! wie kalt es iſt!“

„Solchen Sturm liebe ich,“ ſagte Flemming, welcher am Fenſter ſtand und in das Unwetter und die zunehmende Dunkelheit hinaus blickte. „Das ſchweigende Fallen des Schnees hat für mich etwas höchſt Feierliches. Das Fallen der herbſtlichen Blätter übt nicht eine ſo große Wirkung auf mich aus. Aber der tobende Sturm iſt erhaben. Er flößt mir Furcht ein, er macht mich wach. Er iſt ungeſtüm und traurig, wie meine Seele. Ich muß an das Meer denken; wie die Wogen ſich fortwälzen und ihre Arme umherwerfen — und der Wind ſpielt auf jenen großen tönenden Harfen, den Segeln und Maſten der Schiffe. Der Winter iſt hier im vollen Ernſt! Wie der alte Grobian pfeift und den Schnee peitſcht! Auch Graupeln und Regen fallen. Schon tragen die Bäume Bärte von Eiszacken, und die beiden breiten Aeſte jener Fichte gleichen dem Schnurrbart eines alten deutſchen Freiherrn.“

„Und morgen wird es noch winterlicher ausſehen,“ verſetzte ſein Freund. „Wir werden erwachen und ſehen, daß der Geiſt des Froſtes die ganze Nacht geſchäftig geweſen iſt, auf unſern Fenſtern gothiſche Dome zu erbauen, gerade wie der Teufel den Cölner Dom baute. Ziehen Sie daher die Vorhänge zu und ſetzen Sie ſich her an das warme Feuer.“

„Und nun," ſagte Flemming, nachdem er gethan, wie ſein Freund wünſchte, „erzählen Sie mir etwas von Heidelberg und ſeiner Univerſität. Ich glaube, wir werden hier ein ſo einſames und fleißiges Leben führen, wie wir in dem kleinen Göttingen verbrachten, und uns nur mit unſern wachen Träumen beſchäftigen."

„Ziemlich ſo," entgegnete der Baron, „was Ihnen gewiß gefällt, ſeit Sie nach Ruhe ſtreben. Was die Univerſität betrifft, ſo iſt ſie, wie Sie wiſſen, eine der älteſten in Deutſchland. Sie wurde im 14. Jahrhundert von dem Pfalzgrafen Ruprecht gegründet und zählte im erſten Jahr über fünf hundert Studenten, welche nach der alten ſcholaſtiſchen Weiſe die von Alexander de Villa in Verſe gebrachten Regeln der Grammatik und die von Peter dem Spanier aus Michael Pſellus' Synopſis von des Ariſtoteles Organen gemachten Auszüge, und die Kategorien mit des Porphyrius Commentarien emſig dem Gedächtniß einprägten. Es ſollte mich wirklich nicht wundern, daß Erigena Scotus von ſeinen Schülern mit ihren Federmeſſern todt gemacht worden wäre. Sie müſſen zur höchſten Verzweiflung gebracht worden ſein."

„Welch ſonderbares Bild bietet eine Univerſität der Einbildungskraft! Das Leben der Studirenden in ihrer klöſterlichen Stille; — Gelehrte mit eingezogenen Gewohnheiten, und Profeſſoren, welche täglich ſechszehn Stunden ſtudiren und die Welt nur Sonntags ſehen. Ohne Zweifel hatte die Natur einen weiſen Zweck, als ſie dieſe Liebe zu literariſcher Arbeit und zur Abgeſchloſſenheit in ihre Herzen pflanzte. Wer würde ſonſt die verlöſchende Leuchte des Denkens unterhalten? Für ſolche Leute aber würde ein Windſtoß durch die Ritzen und Spalten dieſer alten Welt, oder das wehende Banner eines Eroberers ſie für immer ausblaſen. Das Licht des

Geiſtes iſt leicht verlöſcht. Und wenn ich über dieſe Dinge nachdenke, erkenne ich ſtets, welche große Wichtigkeit der individuelle Ruf der Studenten und Gelehrten in dem Leben eines Volkes hat. Ich fürchte, ſie iſt weit größer, als die Welt anzuerkennen geneigt iſt, oder, wie ich vielleicht ſagen ſollte, als die Welt anzuerkennen den Sinn hat. Streichen Sie nur die Namen Chaucer, Shakſpeare, Spencer und Milton aus Englands Geſchichte, und wie viel ſeines Ruhmes würden Sie mit ihnen ausſtreichen! Nehmen Sie Italien Namen wie Dante, Petrarca, Boccaccio, Michel Angelo und Rafael, und wie viel würde zur Vollkommenheit ſeines Ruhmes fehlen! Wie würde die Geſchichte von Spanien ausſehen, wenn die Blätter herausgeriſſen wären, auf denen die Namen Cervantes, Lope de Vega und Calderon ſtehen? Was wäre der Ruhm Portugals ohne ſeinen Camoens; Frankreichs ohne ſeinen Racine, Rabelais und Voltaire; oder Deutſchlands ohne ſeinen Martin Luther, ſeinen Goethe, ſeinen Schiller? — Ja, was wären die Völker des Alterthums ohne ihre Philoſophen, Dichter und Geſchichtſchreiber. Schmücken nicht dieſe Männer immer und überall die Wappenfiguren ihres Vaterlandes mit glänzenden Farben? Ja noch mehr, immer und überall vergewiſſern ſie die Menſchheit ihrer Größe und ſagen: Nenne nicht dieſe Zeit oder dieſes Volk ganz barbariſch, denn ſo Vieles konnte ſelbſt damals und dort der menſchliche Geiſt vollbringen! Aber die lärmende Welt hat kaum daran gedacht, alles dies anzuerkennen. In dieſer Beziehung hat ſie ſich etwas undankbar erwieſen. Woher ſonſt der heftige Vorwurf, der allgemeine Spott, das laute Verlachen, womit man, um ein bekanntes Beiſpiel zu gebrauchen, die Mönche des Mittelalters betrachtet? Daß ſie ihr Leben verſchlieſen, iſt völlig unwahr. Denn zu einer Zeit, wo die Bücher ſelten waren, ſo

ſelten und koſtbar, daß ſie oft mit Ketten an ihre eichenen Geſtelle angeſchloſſen wurden, wie Galeerenſclaven an ihre Ruderbänke, haben dieſe Männer mit thätiger Hand alle Gelehrſamkeit und Weisheit der Vergangenheit auf Pergament abgeſchrieben und uns überliefert. Vielleicht iſt es nicht zu viel behauptet, daß ohne dieſe Mönche nicht eine Zeile von den Claſſikern auf unſere Zeit gekommen ſein würde. Deshalb können wir ſicherlich jenen abergläubiſchen Jahrhunderten etwas nachſehen, vielleicht ſogar den Myſticismus der ſcholaſtiſchen Philoſophie, denn wir können durchaus nichts Böſes darin finden, nur die Verwechſelung des Möglichen mit dem Wirklichen und das gewaltige Streben des menſchlichen Geiſtes nach einem lange geſuchten und ungekannten Etwas. Ich halte den Namen Martin Luthers, des Wittenberger Mönchs, allein für hinreichend, um das ganze Mönchsweſen von dem Vorwurf der Trägheit zu befreien. Sollte dies nicht der Fall ſein, ſo vermögen es vielleicht die ungeheuren Folianten des Thomas von Aquino — oder die unzähligen Manuſcripte, welche noch in alten Bibliotheken aufbewahrt werden, und deren vergilbte und zuſammengeſchrumpfte Blätter an die Hände erinnern, welche ſie ſchrieben, und an die Geſichtszüge, welche über ſie gebeugt waren."

„Eine beredte Homilie," ſagte der Baron lachend, „eine höchſt rührende Appellation für die leidende Menſchheit! Ich meinestheils bin kein Freund dieſer gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt. Sie wirkt ſehr verderblich auf den Geiſt des Gelehrten. Das chineſiſche Sprichwort hat ganz Recht: ein einziges Geſpräch über Tiſch iſt beſſer, als zehnjähriges bloßes Studiren von Büchern. Ich habe mehrere dieſer Gelehrten gekannt, welche ſich auf ſolche Weiſe von der Welt abſonderten. Sie kommen nie mit ihren Mitmenſchen in geiſtige

Berührung. Sie leſen wenig. Sie denken viel. Sie ſind bloße Träumer. Sie wiſſen nicht, was neu, noch was alt iſt. Sie ſtoßen oft auf Gedankenfolgen, welche etwa ein Jahrhundert früher in guten Schriftſtellern ſtehen und ſogar in dem Munde der ſie umgebenden Menſchen gebräuchlich ſind; aber ſie wiſſen es nicht und bilden ſich ein, ſie bringen etwas ganz Originelles hervor, wenn ſie die Gedanken derſelben veröffentlichen."

„Dies erinnert mich," entgegnete Flemming, „an das, was Dr. Johnſon von Goldſmith ſagte, als dieſer den Vorſatz faßte, ins Ausland zu reiſen, um Verbeſſerungen heimzubringen: „Er wird einen Schubkarren heimbringen und das eine Verbeſſerung nennen." Leider verhält es ſich ebenſo mit manchen dieſer Gelehrten."

„Und das Schlimmſte iſt dabei," ſagte der Baron, „daß in der Einſamkeit manche fixe Idee oft im Geiſte Wurzel ſchlagen und wachſen wird, bis ſie alle Gedanken überſchattet. Auf ſie müſſen alle Meinungen hinauslaufen; kein Gedanke kann auftauchen, ohne mit der fixen Idee in Verbindung gebracht zu werden. Dort haftet er und wächſt groß. Es verhält ſich wie mit der Frau des Wächters auf dem Thurm von Waiblingen, welche eine ſolche Stärke erreichte, daß ſie die ſchmale Treppe nicht hinunter gehen konnte, und als ihr Mann ſtarb, war ſein Nachfolger genöthigt, die dicke Witwe auf dem Thurm zu heirathen."

„Da fällt mir ein engliſches Luſtſpiel ein," ſagte Flemming lachend, „worin ein Gelehrter geſchildert wird als „ein Geſchöpf, das am Morgen in ſeinem Feuerzeug Feuer anſchlagen, ein Paar gefütterte Hausſchuhe anziehen, bis zum Mittag nachdenklich ſitzen, und dann, wenn die Glocke ſchlägt, zu Tiſch gehen kann, Einer, der eine beſondere Fertigkeit im Huſten

und Freiheit im Spucken beſitzt; — oder wenn Sie ihn negativ definirt haben wollen, Einer, der nicht eine gute Verbeugung machen, der nicht eine Schüſſel Suppe anſtändig eſſen kann.“ Was meinen Sie dazu?“

„Gerade ſo werden die Leute immer im engliſchen Luſtſpiel geſchildert,“ erwiederte der Baron. „Das Portrait iſt zu ſtark aufgetragen — carrikirt.“

„Und doch,“ fuhr Flemming fort, „habe ich erſt geſtern in der Vorrede zu einem Werke eines Profeſſors der Philoſophie an der Univerſität Halle folgende Stelle geleſen.“

Er ſchlug ein Buch auf und las:

„Hier in Halle, wo wir keinen öffentlichen Garten und kein Tivoli, keine Londoner Börſe, keine Pariſer Deputirtenkammer, kein Berliner oder Wiener Theater, keinen Straßburger Münſter oder Salzburger Alpen, keine griechiſchen Ruinen oder phantaſtiſchen Katholicismus haben, kurz nichts, was Jemanden, wenn er ſein Tagewerk geendet hat, zerſtreuen und erfriſchen kann, ohne daß er weiß oder ſorgt, wie, — iſt mir der Anblick eines Correcturbogens ebenſo angenehm, als ein Spaziergang im Wiener Prater. Ich ſtopfe ganz ruhig meine Pfeife, ergreife meine Feder, ſetze mich in die Ecke meines Sopha's, leſe, corrigire und fange jetzt erſt wirklich an, zu denken, was ich geſchrieben habe. Dieſes Entſtehen eines Buchs, dieſe Verwandlung des Manuſcriptes in Gedrucktes zu ſehen, iſt eine Freude, der ich mich gänzlich hingebe. Sehen Sie, — dieſes melancholiſche Vergnügen, welches dem ſeligen Voß einen würdigen Stoff zu mancher herrlichen Idylle geboten haben würde (um ſo mehr, als ich bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich in einen Schlafrock gehüllt bin, obgleich nicht, wie ich mit Bedauern bemerke, von großblumigem Kalmank), — dieſes melancholiſche Vergnügen iſt hier in Halle zu einer

süßen pedantischen Gewohnheit geworden. Seit ich hier mein Einsiedlerleben begonnen, habe ich drucken lassen, und werde damit fortfahren, so lange ich hier bleibe. Höchst wahrscheinlich werde ich mit einem Correcturbogen in der Hand sterben."

„Dies," sagte Flemming, das Buch zumachend, „ist nicht die Carricatur von Seiten eines Lustspieldichters, sondern ein Portrait von eigner Hand. Man ersieht daraus, wie leicht man unter gewissen Umständen den Gewöhnungen der Abgeschlossenheit verfallen und in einer Art Negligé und Kühnheit mit niedergetretenen Schuhen, mit einer Pfeife und einem Correcturbogen, der Welt Trotz bieten kann. In diesen Zustand sind die Gelehrten nur zu oft gerathen und haben einigen Grund zu der Ansicht gegeben, Gelehrtenthum und Unbeholfenheit seien unzertrennlich. Mir ist es schmerzlich, ich gestehe es, zu sehen, daß der Gelehrte und die Welt so oft eine feindliche, herausfordernde Haltung gegen einander annehmen. Wahrhaftig! es ist ein charakteristischer Zug einer großen, edlen Seele, daß sie die Menschheit in allen ihren Formen und Verhältnissen erkennt. Ich bin ein Gelehrter, — und immer wenn ich Nachts allein sitze, erkenne ich die Göttlichkeit des Gelehrten, wie sie sich mir in der Flamme der mitternächtigen Lampe offenbart. Da aber Einsamkeit und Bücher mir nicht mißfallen, ja da ich sie ersehne, erstrebe, — soll ich zu meinem Bruder sagen: „Du Narr?" — Soll ich die Welt beim Barte erfassen und sagen: „Du bist alt und schwachsinnig?" — Soll ich der Gesellschaft ins Angesicht blicken und sagen: „Du bist herzlos?" — Herzlos! Fern sei dieses Wort! Der wackere Jean Paul sagt sehr weise, „das Leben sollte uns in jeder Gestalt kostbar sein, aus demselben Grunde, aus welchem die Türken jedes Stückchen Papier, das ihnen in den Weg kommt, sorgfältig aufheben, weil der Name Gottes darauf ge-

ſchrieben ſein kann.“ Nichts iſt wahrer als dies, und doch wird nichts ſo ſehr verabſäumt.“

„Wenn es ſchmerzlich iſt, dieſes Mißverſtändniß zwiſchen Gelehrten und der Welt zu ſehen,“ ſagte der Baron, „ſo halte ich es für noch ſchmerzlicher, die geheimen Leiden der Schriftſteller von Fach zu ſehen. Wie viele verkümmerten in Armuth, wie viele ſtarben mit gebrochenen Herzen, wie viele wurden in Folge übergroßer Anſtrengung und getäuſchter Hoffnungen wahnwitzig. Wie lehrreich und ſchmerzlich intereſſant iſt ihr Leben! Bei ſo vielen Schwächen — ſo viel zu verzeihen, ſo viel zu bemitleiden, — ſo viel zu bewundern! Ich glaube, jener Mann war nicht ſo weit von der Wahrheit entfernt, welcher ſagte, nächſt dem Newgate-Kalender ſei die Biographie von Schriftſtellern das betrübendſte Kapitel in der Geſchichte des Menſchen.“

„Es reicht in der That hin, das Herz mit Kummer zu erfüllen,“ unterbrach Flemming. „Denken Sie nur an Johnſon und Savage, welche um Mitternacht in den Straßen Londons umherirrten, ohne einen Ort, wo ſie ſchlafen konnten; an Otway, der Hungers ſtarb; an Collins, der wahnſinnig ward und wie ein Hund bei dem Klange der Kirchenmuſik durch die Gänge der Kathedrale von Chicheſter heulte, und an Goldſmith, der in Fleet Street in ſeinem pfirſichblüthenfarbigen Rock ſtolzirte, um einen Buchhändler mit einem ſeiner Bücher auf den Kopf zu ſchlagen, und dann in ſeiner Armuth ſeine Wirthin in Green Arbour Court zu heirathen beabſichtigte.“

„Ein Leben des Kummers und der Entbehrung, ein trauriges Leben müſſen dieſe armen Teufel von Autoren führen,“ verſetzte der Baron, „und zuletzt müſſen ſie ins Arbeitshaus gehen oder in ein Hoſpital ſchleichen, um zu ſterben.“

„Am Ende iſt Armuth nicht ein Verbrechen," ſagte Flemming mit einem Seufzer.

„Aber etwas Schlimmeres," unterbrach ihn der Baron, „wie Dufresny ſagte, als er ſeine Wäſcherin heirathete, weil er ihr die Rechnung nicht bezahlen konnte. Er hatte, wie Sie wiſſen, die Oper Lot componirt, bei deren Aufführung das große Wortſpiel gemacht wurde — ich ſage, das große Wortſpiel, wie man ſagt, das große Faß zu Heidelberg. Als einer der Darſteller die Worte ſang: „L'amour a vaincu Loth" (vingt culottes), rief eine Stimme im Parterre: „Qu'il en donne une à l'auteur!"

Flemming lachte über den unzeitigen Scherz und fuhr nach kurzer Pauſe fort:

„Und doch, wenn man genau nach den Urſachen dieſes Elends der Schriftſteller forſcht, wird man finden, daß es häufig aus falſchen und überſpannten Vorſtellungen von der Poeſie und von dem poetiſchen Charakter entſpringt, ſo wie aus der Mißachtung des geſunden Menſchenverſtandes, auf welchem jeder Charakter von Bedeutung beruht. Dies kommt daher, daß man ſich fern von der Welt, abgeſondert von ſeinen Nebenmenſchen hält und die Geſellſchaft als frivol geringſchätzt. Durch zu vieles Stillſitzen erkrankt der Körper, und bald auch der Geiſt. Dies iſt das Geſetz der Natur. Sie will nicht, daß ihre Kinder einen Schaden erleiden. Wenn der Geiſt, welcher den Körper beherrſcht, ſich jemals ſo weit vergißt, daß er ſeinen Sclaven mit Füßen tritt, ſo iſt der Sclave nie ſo edelmüthig, die Beleidigung zu verzeihen, ſondern er wird ſich erheben und ſeinen Unterdrücker zu Boden werfen. Auf dieſe Weiſe iſt mancher Herrſchergeiſt entthront worden."

„Gleichwohl muß man genialen Menſchen Vieles nachſehen," ſagte der Baron. „Eine zarte Organiſation macht ſie für Schmerz und Luſt höchſt empfänglich. Und dann idealiſiren ſie Alles, und in dem Mondenlicht der Phantaſie erſcheint ſelbſt die Häßlichkeit des Laſters ſchön."

„Und das, meinen Sie, ſollte man verzeihen?"

„Auf jeden Fall wird es verziehen. Die Welt liebt ein wenig Leichtfertigkeit. Sprechen ſie von Grundſätzen, ſo viel Sie wollen, der Impuls übt größern Reiz, ſelbſt wenn er zu weit geht. Die Leidenſchaften der Jugend nehmen, gleich enthaubten Falken, einen hohen Flug, mit tönenden Schellen an den Fußriemen, und über die kühne Haltung des edlen Vogels vergißt man die Grauſamkeit der Jagd."

„Und ſo verdirbt die Welt und die Geſellſchaft den Gelehrten!" rief Flemming.

Da zog der Baron die Klingel und befahl, eine Flaſche Fürſt Metternich zu bringen. Er ſtopfte hierauf langſam ſeine Pfeife und begann zu rauchen. Flemming war in wache Träumen verſunken.

Achtes Kapitel.

Literariſcher Ruhm.

Die Zeit beſitzt ein Lehnsbuch, auf deſſen Seiten ſie fortwährend berühmte Namen aufzeichnet. So oft aber ein neuer Name eingetragen wird, ſchwindet ein alter. Nur wenige ſind mit bunten Charakteren geſchrieben und können nie vertilgt werden. Dieſe bilden den hohen Adel der Natur, — die Lords der Staatsdomaine des Denkens. Die Nachwelt wird nie ihre Titel in Zweifel ziehen. Aber jene, deren Ruhm blos in der unbedachten Meinung unverſtändiger Menſchen lebt, werden nothwendiger Weiſe bald ſo vergeſſen, als wären ſie nie geweſen. Dieſer gänzlichen Vergeſſenheit müſſen die meiſten Menſchen anheimfallen. Sie ſollten daher frühzeitig ihre Gedanken darauf hinlenken, wohl wiſſend, daß, wie ihr Körper bald wieder zu Staub wird und ihr Grab keine Kunde von ihnen giebt, ſo auch ihre Namen ganz vergeſſen und ihre liebſten Gedanken, Pläne und Meinungen nicht mehr ein individuelles Daſein unter den Menſchen haben, ſondern aufgelöſt und dem Univerſum des Gedankens einverleibt werden. Wenn dann die Phantaſie dem edlen Staub der Helden nachforſchen kann, bis wir entdecken, daß er ein Bierfaß verſtopft, und erkennen, daß

„Des todten Cäſars Staub verſtopft ein Loch,
So hemmt und wehrt er doch dem Winde noch;“

nicht minder kann ſie den erhabenen Gedanken großer Manner nachforſchen, bis ſie dieſelben in den gewöhnlichen Staub des

Geſprächs verwandelt und dazu verwendet ſieht, den Mund der Menſchen zu verſtopfen, und Theorien zuſammenleimen, um die Gebrechen des Urtheils zu verdecken. So verhält es ſich z. B. mit allen Volksmaximen und weiſen Sprichwörtern; ihre Urheber ſind vergeſſen und haben kein individuelles Daſein mehr unter den Menſchen.

Daher ſollten die Menſchen frühzeitig ihre Gedanken darauf hinlenken, daß ſie vergeſſen werden, und um ſich oder in ſich ein höheres Motiv für ihr Thun ſuchen, als den Beifall der Menſchen, nämlich ihre Pflicht; ſie ſollten, jeder in ſeiner Sphäre, unabläſſig und ruhig wirken, unbekümmert um den Erfolg und die Sorge für ihren Ruhm dieſem ſelbſt überlaſſend. Bei unſerer Unvollkommenheit muß dies in der That ſchwer ſein; es ganz zu vollführen, vielleicht unmöglich. Doch der entſchloſſene, unbeugſame Wille des Menſchen vermag Vieles zu erreichen, — bisweilen ſogar dieſen Sieg über ſich ſelbſt, wenn er überzeugt iſt, daß der Ruhm nur verdient kommt, und dann ſo unvermeidlich iſt, wie das Schickſal, denn er iſt das Schickſal.

Es iſt eine gewöhnliche Behauptung geworden, Männer von Genie eilten ſtets ihrer Zeit voraus; und dies iſt wahr. Eben ſo wahr, doch nicht ſo allgemein ausgeſprochen iſt, daß die beſten und bravſten dieſer Männer von Genie nicht nur ihrer, ſondern jeder Zeit vorauseilen. Wie der deutſche Proſaiker ſagt, liegt jede mögliche Zukunft hinter ihnen. Wir können nicht annehmen, daß je eine Zeit kommt, wo die Welt oder ein bedeutender Theil derſelben dieſen großen Geiſtern zur Seite ſteht, ſo daß ſie dieſelben vollſtändig begreift.

Und wie majeſtätiſch ſchreiten ſie in der Geſchichte einher, gleich der Sonne, „mit ihrem ganzen Reiſeglanz um ſich;“ Andere in Dunkel gehüllt, doch hehr wie eine Sternennacht!

Durch das ſonſt ſchweigende Dunkel der Vergangenheit vernimmt der Geiſt ihre leiſen, feierlichen Schritte. Sie ſchreiten dahin, wie jene grauen Alten, welche in der hehren Viſion eines irdiſchen Paradieſes geſehen werden, Engel begleitend, welche goldne Lichter vor ihnen hertragen, und darüber und dahinter die ganze Luft mit ſieben geſtreiften Farben gemalt.

Und doch waren dieſe Männer auf der Erde nicht glücklich, — durchaus nicht glücklich in den äußeren Verhältniſſen ihres Lebens. Sie ſchmachteten in Mangel und Elend, vertraut mit Gefängnißriegeln und mit dumpfen, feuchten Kerkermauern. O, ich ſah mit Staunen auf ſie, die unter Sorge und Entbehrung, unter körperlicher Qual und Krankheit, welche der Schatten des Todes iſt, mit aller Kraft in der Vollführung ihrer wichtigen Aufgaben arbeiteten, ſich viel mühten, viel ertrugen, viel vollbrachten, — und dann mit erſchütterten Nerven, mit völlig abgeſpannten Sehnen ſich ins Grab legten und den Todesſchlaf ſchliefen, — und die Welt ſpricht von ihnen, während ſie ſchlafen!

Es könnte ſcheinen, als hätten alle ihre Leiden ſie nur geheiligt, als hätte der Todesengel im Vorübergehen ſie mit dem Saume ſeines Gewandes berührt und ſie ſelig gemacht, als wäre die Hand der Krankheit nur deshalb über ſie ausgeſtreckt geweſen, um über ihren Seelen das Zeichen des Kreuzes zu machen! Und wie wir bei der Sonnenfinſterniß die großen Sterne am Himmel ſchimmern ſehen, ſo ſchauten jene Männer in dieſer Lebensfinſterniß die Leuchten der hehren Ewigkeit, feierlich und ewig glühend!

Dies war Flemming's Traum. Er ward durch die Stimme des Barons unterbrochen, welcher plötzlich ausrief:

„Ein Engel ſchwebt über dem Hauſe! — Aus dieſem Becher hier, duftend wie der Honig des Hymettus, duftend wie

die wilden Blumen auf der Engelsau, trinke ich auf die Göttlichkeit Deiner Träume."

„Das ist voller Sonnenschein," sagte Flemming, als er trank, „der Wein des Fürsten und der Fürst der Weine. Dabei fällt mir ein, haben Sie schon den herrlichen italienischen Dithyrambus gelesen, Redi's Bacchus in Toscana? eine Ode, welche aus des Dichters Seele wie aus einem goldenen Kruge geflossen zu sein scheint:

Trinket den Wein
In hellem Schein,
Benedei'n
Laßt uns die Flammen so roth und rein!

Er nennt den Montepulciano den König aller Weine."

„Fürst Metternich," sprach der Baron, „ist größer als jeder König in Italien, und es nimmt mich Wunder, daß dieser vortreffliche Wein noch nie einen deutschen Dichter begeistert hat, einen Bacchus am Rhein zu schreiben. Man hat über dieses Thema viele kleine Lieder, aber keins von größerer Bedeutung. Die besten sind Max Schenkendorf's Lied am Rhein, und das Lied vom Rheinwein von Claudius, einem Dichter, der nie Rheinwein ohne Zucker trank. Trinken wir statt seiner ein Heil dem Rhein."

Und wieder küßten einander die Krystallippen der Becher, und es gab einen so harmonischen Klang, wie die Abendglocken zur Zeit der Weinlese in den Dörfern am Rhein. Wahrhaftig, ich wundere mich eben nicht, daß der deutsche Dichter Schiller bei Licht bei einer Flasche Rheinwein zu schreiben liebte. Ebensowenig wundere ich mich über den würdigen Schulmeister Roger Ascham, wenn er in einem seiner Briefe aus Deutschland an Mr. John Raves an John's Collegium schreibt: „Sagen Sie Mr. Maden, ich will nun mit ihm ein Zechgelag in Wien

halten, und wollte Gott, er hätte ein Schiff voll Rheinwein; und wenn ich vielleicht nach Cambridge komme, will ich hier dafür sorgen, daß ich jedes Jahr etwas Rheinwein erhalte." Endlich wundere ich mich auch nicht über den deutschen Kaiser, von welchem er in einem andern Briefe an denselben John Raven sagt: „Der Kaiser trank so gut, wie ich nur je gesehen; er behielt den Kopf fünfmal so lange im Glase, als Jeder von uns, und trank nie weniger Rheinwein auf einmal, als ein gutes Quart."

„Doch um auf unser früheres Thema über Gelehrte, und was damit zusammenhängt, zurückzukommen," sagte der Baron mit ungewöhnlicher Gluth, welche ohne Zweifel von dem goldenen Sonnenschein herrührte, der, gleich dem Schüler Anselmus, in der Glasflasche eingekerkert war, „wo soll der Gelehrte leben? In Einsamkeit, oder in Gesellschaft? in der grünen Stille des Landes, wo er das Herz der Natur kann schlagen hören, oder in der düstern grauen Stadt, wo er das klopfende Herz des Menschen hören und fühlen kann? Ich will statt seiner antworten und sagen, in der düstern, grauen Stadt. O, jene irren sehr, welche glauben, die Sterne seien alle Poesie der Städte, und daß deshalb des Dichters Wohnung einzig und allein in Waldeinsamkeit, unter dem grünen Dach der Bäume sein sollte. Gewiß sind alle Formen der Natur schön, wenn sie durch die wunderbare Macht der Poesie verklärt werden; Weiler und Ernteselder, und nußbraune Gewässer, welche immer im Walde fließen, groß und schattig, mit allen Ansichten und Klängen des Landlebens. Doch was sind diese am Ende anders, als ihre Decorationen und die gemalte Scenerie in dem großen Theater des menschlichen Lebens? Was sind sie anders, als die rohen Stoffe zu dem Lied des Dichters? Herrlich ist fürwahr die Welt Gottes um uns, doch herrlicher die Welt Gottes in uns. Dort liegt das Land des

Geſanges; dort liegt des Dichters Vaterland. Der Strom des Lebens, welcher ſich durch die geräuſchvollen Straßen ergießt, ſo manches edle Herz, ſo manches Wrack der Menſchheit mit ſich führend; — die vielen Wohnungen und Familien, jede eine kleine Welt für ſich, um ihren Herd wie um eine Centralſonne ſich bewegend; alle in dieſen engen Kreis gebrachten Formen menſchlicher Luſt und Qual; — und hierin zu ſein, davon ein Theil zu ſein, mit ſeinen Nebenmenſchen wirkend, denkend, ſich freuend, ſorgend, — ſo, ſo ſollte das Leben des Dichters ſein. Wenn er die Welt ſchildern will, ſollte er in der Welt leben. Soll das Gemüth des Gelehrten weit und frei ſein, ſo muß es mit andern Gemüthern in Berührung kommen. Es wäre beſſer, daß ſeine Rüſtung durch harte Kämpfe beſchädigt würde, als für immer verroſtend an der Wand hinge. Auch werden ſeine Aufgaben nicht gering an Zahl oder gemeiner Art ſein, weil ſie ſcheinbar zwiſchen die Wände der Häuſer eingeſchloſſen ſind und nur die Decorationen der Straßenſcenerie haben. Ein zertrümmerter Charakter iſt ebenſo pittoresk wie eine zertrümmerte Burg. Es giebt im menſchlichen Herzen finſtre Abgründe und gähnende Schlünde, über welche man nur dadurch einen Weg bereiten kann, daß man ſie mit eiſernen Nerven und Sehnen überbrückt, wie Challey über die Sarine in der Schweiz und Telford über das Meer zwiſchen Angleſea und England Kettenbrücken ſchlugen. Dies ſind die großen Gegenſtände menſchlichen Denkens; nicht grünes Gras und Blumen und Mondlicht. Die blos äußerlichen Formen der Natur eignen wir uns übrigens an und nehmen ſie mittels der Erinnerung allenthalben mit uns."

„Doch fürchte ich," unterbrach Flemming, „daß in Städten die Seele des Menſchen übermüthig wird. Er muß zuweilen, wie der aſſyriſche Herrſcher, auf das grüne Feld geſchickt wer-

den, „ein ſeltſamer Unglücklicher“ grüne Kräuter zu eſſen, und Regenſchauer und das rauhe Wetter des Winters müſſen ihn erwecken und züchtigen. Ueberdies ſteht in Städten die Seele in Gefahr, dem Vergnügen nachzujagen und ihres hohen Berufs zu vergeſſen. Es hat Seelen gegeben, welche von Kindheit an dem Himmel geweiht und von guten Engeln als liebliche Zufluchtsſtätten für heilige Gedanken und Gebete und alle guten Vorſätze gehütet wurden; in denen fromme Begehren gleich Nonnen wohnten und jeder Gedanke ein heiliger war, und die dennoch in des Lebens Wechſelfällen, durch den Verrath der Gelegenheit, durch die drängenden Leidenſchaften großer Städte ſich befleckten und ſündigten. Sie gleichen jenen Klöſtern am Rheinſtrom, welche in Tavernen umgewandelt ſind; aus deren Zellen die frommen Bewohner längſt ſchieden und in deren Kreuzgängen die Fußtritte Reiſender die Bilder begrabener Heiligen vertilgt haben, und deren Mauern mit Zoten und mit den Namen Fremder beſchrieben ſind und nicht mehr von heiligen Hymnen, ſondern von Gelagen und lauten Stimmen widerhallen.“

„Stadt und Land haben beide ihre Gefahren,“ ſprach der Baron, „und deshalb muß der Gelehrte, wo er auch leben mag, nie ſeines hohen Berufs vergeſſen. Andere Künſtler widmen ſich ganz dem Studium ihrer Kunſt. Sie wird ihnen beinahe zur Religion. Meiſtentheils, und wenigſtens in ihrer Jugend, weilen ſie in Ländern, wo die ganze Atmoſphäre der Seele Schönheit iſt; von ihr erfüllt, wie etwa die Luft von Dünſten, bis ihr wahres Weſen mit dem Genius ihrer Kunſt geſättigt iſt. Solchergeſtalt iſt zum Beiſpiel das Leben des Künſtlers in Italien.“

„Ich theile Ihre Anſicht,“ rief Flemming, „und ſo ſollte das Leben des Dichters allenthalben ſein, denn er hat ſein

Rom, sein Florenz, sein ganzes glühendes Italien innerhalb der vier Wände seines Arbeitszimmers. Vor seinen Blicken stehen die Ruinen einer antiken Welt und die Herrlichkeit einer modernen, — sein Apollo und seine Verklärung. Er darf seinen Beruf weder vergessen, noch unterschätzen, sondern muß Gott danken, daß er ein Dichter ist, und überall wahr gegen sich selbst sein und gegen die „Geschichte und die göttliche Gabe", die er in sich erkennt."

„Auf jeden Fall ist ein Leben in der Stadt sehr reich an Begebenheiten," fuhr der Baron fort. „Leute, welche das Leben von Dichtern und Gelehrten beschrieben, beklagen sich immer, daß es arm an Ereignissen sei. Fast jede Biographie gelehrter Männer beginnt mit einer solchen unbedachten Apologie. Ich gestehe indeß zu, daß dies nicht ohne einigen Schein von Wahrheit geschieht, wenn man unter Ereignissen nur jene erschütternden Begebenheiten versteht, welche den Strom der Zeit plötzlich ableiten und in einer Stunde die Weltgeschichte ändern. Sicherlich liegt in dem literarischen Leben eine, erfreuliche oder unerfreuliche, Einförmigkeit, welche das Heute als Zwillingsbruder des Gestern erscheinen läßt. Versteht man aber unter Ereignissen Begebenheiten in der Geschichte des menschlichen Geistes (und weshalb nicht?), geräuschlose Begebenheiten, welche die Stirn der Welt nicht verwunden, wie Schlachten, und sie doch nichtsdestoweniger ändern, dann ist gewiß das Leben Gelehrter sehr reich an Begebenheiten. Die Klage, sowie die Apologie sind thöricht. Ich sehe nicht ein, weshalb ein erfolgreiches Buch nicht eine ebenso große Begebenheit ist, wie ein erfolgreicher Feldzug; sie sind nur in der Art verschieden, und man vergleicht sie nicht gern mit einander."

„Allerdings," fiel ihm Flemming in die Rede, „ist die Klage in keiner Beziehung ganz begründet, obgleich es bis-

weilen ſo ſcheint. Es giebt Begebenheiten genug, wenn alle aufgezeichnet würden. Ein Leben, das überhaupt beſchrieben zu werden verdient, verdient auch genau beſchrieben zu werden. Uebrigens haben nicht alle Gelehrte ihr Leben in der Stille und Einſamkeit zugebracht; — nicht alle in Ruhe, nicht alle im Dunkel. Denn viele lebten in bewegten Zeiten, unter rauhen, widrigen Verhältniſſen des Staates und der Zeit und konnten mit Wallenſtein ſagen:

„Ein ruheloſer Marſch war unſer Leben,
Und wie des Windes Sauſen, heimathlos
Durchſtürmten wir die kriegbewegte Erde.“

Die Geſchichte hat viele ſolche Beiſpiele aufbewahrt: Dante, Cervantes, Byron und Andere; Männer von Eifer; Männer, welche dem gewaltigen Sturm der öffentlichen Meinung die Stirn zu bieten und gleich Geſpenſterſchiffen dem Wind gerade entgegen zu ſegeln wagten. Andere wurden von dem erſten ungünſtigen Wind, der ſich erhob, herausgeweht, beſchimpft und elend, weil ſie Anderen nicht gefallen konnten. Wären ſie Männer geweſen, ſo würden ſie die Täuſchungen als ihre beſten Freunde betrachtet und aus ihnen die heilſame Lehre des Selbſtvertrauens gezogen haben.“

„Die Wahrheit zu geſtehen,“ fügte der Baron hinzu, „bildet das Leben von Gelehrten, mit ihren Hoffnungen und Täuſchungen, ihren Streitigkeiten und Unfällen, ein düſteres Bild von der Stärke und Schwäche des Menſchen. Eben deshalb kann der Gelehrte es zur Ermuthigung, Tröſtung, Warnung nützen.“

„Und vielleicht läßt ſich die größte Lehre,“ fuhr Flemming fort, „welche das Leben Gelehrter uns giebt, in einem einzigen Worte ausdrücken: Warte! — Jedermann muß geduldig ſeine Zeit ausharren, beſonders in Ländern, wie mein Vaterland,

wo der Lebenspuls so fieberhaft und heftig schlägt, ist die Lehre heilsam. Unserm Nationalcharakter fehlt die Würde der Ruhe. Wir scheinen mitten in einer Schlacht zu leben, — so ein Getöse, so ein Hin- und Herrennen ist es. In den Straßen einer volkreichen Stadt ist es schwierig, langsam zu gehen. Man fühlt das Eilen der Menge und eilt mit ihr vorwärts. In dem Gedränge des Lebens ist es schwierig, ruhig zu bleiben. Bei diesem Ungestüm des Windes und der Ebbe und Fluth scheinen alle Berufsarten vor Anker zu treiben und werden in die hohe See hinausgetrieben. Die Stimmen der Gegenwart sagen: „Komm!" Aber die Stimmen der Vergangenheit sprechen: „Warte!" Mit ruhigem, feierlichem Schritt widerstrebt die steigende Fluth der rauschenden Strömung und treibt das dahineilende Wasser zurück. Mit nicht minder ruhigem, feierlichem Schritt, und nicht minder sicher, widerstrebt ein großer Geist der öffentlichen Meinung und drängt ihre eilende Strömung zurück. Daher sollte Jeder warten, — seine Zeit ausharren. Nicht in sorgloser Unthätigkeit — nicht in eitlen Zerstreuungen — nicht in klagender Traurigkeit, — sondern in beständigem, festem, munterm Streben, stets seine Aufgabe wollend und vollführend, damit er, wenn die Gelegenheit sich bietet, der Gelegenheit gewachsen sei. Und wenn sie sich nie bietet, was kümmert es? Was kümmert es die Welt, ob ich, oder Sie, oder ein Anderer irgend eine That vollbrachte, oder irgend ein Buch schrieb, wenn nur die That oder das Buch gut waren? Einem unbesonnenen und lästigen Ehrgeiz ist es eigen, daß er sich zu viel um den Ruhm kümmert, — um das, was die Welt sagt, — daß er immer in das Gesicht Anderer blickt, um Beifall zu suchen, daß er immer um die Wirkung von dem besorgt ist, was wir thun und sagen; daß er immer laut aufschreit, das

Echo unſerer Stimmen zu hören. Wenn Sie um ſich blicken, werden Sie Menſchen ſehen, welche das Leben in fieberhafter Angſt um den Ruhm hinbringen, und das Letzte, was wir von ihnen hören, wird die Todtenglocke ſein, welche ihnen zu ihrem frühen Grabe läutet! Die Unglücklichen, denen der Erfolg mangelt, weil ihr Zweck iſt, nicht ihre Aufgabe genügend zu löſen, ſondern die Tücke und Laune des Ruhmes zu erfaſſen; und ſie ſinken in ihr Grab mit unerreichten Abſichten und unerfüllten Wünſchen. Beſſer für ſie und durch ihr Beiſpiel für die Welt, hätten ſie gewußt, wie man warten muß! Glauben Sie mir, das Talent, Erfolg zu erringen, beſteht in weiter nichts, als daß man vollbringt, was man wohl vollbringen kann, und daß man Alles, was man thut, auch recht thut, — ohne einen Gedanken an Ruhm. Wenn er überhaupt kommt, wird er kommen, weil er verdient, nicht weil er erſtrebt iſt. Und zudem wird es keine böſen Ahnungen, keine Täuſchung, keine haſtige, fieberhafte, erſchöpfende Aufregung geben."

So endet das erſte Buch des Hyperion, denn ich will kein ausführliches Tagebuch vom Winter geben. Paul Flemming begrub ſich in Bücher, in alte, ſtaubige Bücher. Er arbeitete ſich emſig durch die alte deutſche Poeſie hindurch, von fränkiſchen Legenden des heiligen Georg und ſächſiſchen Reimchroniken, dem Nibelungenlied, dem Heldenbuch, den Liedern der Minneſänger und Meiſterſänger, dem Narrenſchiff, Reinecke dem Fuchs, dem Todtentanz und den Klagen verdammter Seelen bis in das ſtrahlende, ſonnige Land der Früchte, wo in dem goldnen Korn und unter blauen Kornblumen die modernen Barden wandeln und ſingen.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Frühling.

Ein lieblicher Geſang war's, den die Kinder zu Rhodus vor Alters im Frühling ſangen, wenn ſie in den Händen von Thür zu Thür eine Schwalbe als Herold der Jahreszeit trugen:

„Die Schwalb' iſt gekommen,
Die Schwalb' iſt gekommen!
O licht ſind die Tage der Luſt,
So die Vöglein uns bringen,
Mit den dunklen Schwingen
Und der weißen ſchneeigen Bruſt!"

Ein hübſcher Geſang iſt es auch, den die ungariſchen Knaben auf der Inſel der Donau dem im Frühling wiederkehrenden Storch ſingen:

„Storch, Storch, armer Storch!
Warum iſt doch dein Fuß ſo roth?
Ein Türkenknabe ſchlug ihn,
Ein Ungerknab' doch heilt' ihn
Mit Fidel, Pfeif' und Trommel."

Was aber ſollen Kinder in dieſem unſern launenhaften Klima ſingen, wo der Frühling mit feuchten, ſchweren Wolkenſegeln und dem nebligen Wimpel des Oſtwinds am Maſt vom Meere her naht? Doch auch hier, und in dem ſtürmi-

ſchen Märzmonat giebt es helle, warme Morgen, und dann öffnen wir unſere Fenſter, die balſamiſche Luft zu athmen. Die Tauben fliegen hin und her, und wir hören das Schwirren ihrer Flügel. Alte Fliegen kriechen aus den Spalten, ſich zu ſonnen, und denken, es ſei Sommer. Sie ſterben in ihrem Wahne; und ſo geht es auch unſern Herzen in uns, wenn der kalte Seewind von dem öſtlichen Meere kommt und wieder

„Der wehende Hagel
Schlägt an die Fenſter mit eiſigem Flegel."

Der Ahorn ſteht zuerſt in Blüthe; er entfaltet ſeine ſchönen Purpurblüthen vierzehn Tage früher als die Blätter. Ihm folgt ſo mancher Strauch mit roſafarbenen Knospen und Blättern, und der Kornelkirſchbaum, in das Weiß ſeiner reinen Blüthen gekleidet. Da kommt der plötzliche Regenſchauer, und die Vögel fliegen hin und her und erheben lautes Geſchrei. Wo bergen ſie ſich bei ſolchem Wetter? an welchem Feuer trocknen ſie ihre Federmäntelchen? An dem Feuer der großen gaſtlichen Sonne; morgen, nicht früher; — bis dahin müſſen ſie in naſſen Kleidern ſitzen.

In allen Klimaten iſt der Frühling ſchön. Im Süden iſt er bezaubernd und verſetzt den Dichter in Verzückung. Die Vögel beginnen zu ſingen; — ſie laſſen einige entzückende Töne erſchallen, und harren dann der Antwort in den ſchweigenden Wäldern. Jene grüngekleideten Muſiker, die Fröſche, halten Feiertag in den benachbarten Sümpfen. Auch ſie gehören zum Orcheſter der Natur, deren weites Theater wieder geöffnet iſt, obwohl die Thüren ſo lange mit Eiszapfen verſperrt waren und die Scenerie mit Schnee und Froſt behangen, wie mit Spinnegeweben. Dies iſt das Vorſpiel, welches den Beginn der Scene ankündigt. Schon ſprießt das Gras hervor. Die Gewäſſer hüpfen mit drängendem Pulsſchlag durch die Adern

der Erde; der Saft durch die Adern der Pflanzen und Bäume, und das Blut durch die Adern des Menſchen. Welches Drängen und Frohlocken im Frühjahr! Welche Freude in Sein und Bewegen! Die Menſchen ſind in den Gärten an der Arbeit, in der Luft weht ein Duft der friſchen Erde. Die Blätterknospen beginnen zu ſchwellen und ſich zu röthen. Die weißen Blüthen der Kirſche hängen gleich Schneeflocken auf den Zweigen; und bald werden unſere Nachbarn durch das dichte grüne Laub uns völlig verborgen ſein. Blumen des Mai's öffnen ihre ſanften blauen Augen. Die Kinder ſpringen in Feldern und Gärten umher. Sie halten einander Butterblumen unter das Kinn, um zu ſehen, ob ſie Butter lieben. Und die kleinen Mädchen putzen ſich mit Ketten und Ringen von Löwenzahn; rupfen die gelben Blätter aus, zu ſehen, ob der Schulknabe ſie liebe, und blaſen den Flaum von dem blätterloſen Stengel, um zu erfahren, ob ihre Mütter ihrer zu Hauſe bedürfen.

Und des Nachts wie unbewölkt und ſtill! Nicht eine Stimme eines lebenden Weſens, nicht ein Flüſtern eines ſich regenden Blattes oder Zweiges, nicht ein Lüftchen, — nicht ein Laut auf der Erde, noch in der Luft! Und droben iſt der blaue Himmel ausgeſpannt, thauig und mild, und von zahlloſen Sternen leuchtend, gleich dem umgekehrten Kelch einer mit Goldſtaub geſprenkelten und Wohlgeruch ausſtrömenden blauen Blume. Oder wenn der Himmel bedeckt iſt, ſo folgt kein tobender Sturm und Regen, ſondern die Wolken zerſchmelzen und fallen in Regenſchauern ſanft hernieder. Man begehrt nicht zu ſchlafen, ſondern liegt wach, den angenehmen Klang des herabrieſelnden Regens zu hören.

So begann der Frühling in Heidelberg.

Zweites Kapitel.

Ein Gespräch.

„Und was halten Sie von Tiedge's Urania?“ sagte der Baron lächelnd, als Paul Flemming das Buch schloß und auf den Tisch legte.

„Ich glaube,“ erwiederte Flemming, „daß sie dem Großvater Jean Paul's sehr ähnlich ist, — im höchsten Grade arm und fromm.“

„Bravo!“ rief der Baron. „Das ist die beste Kritik, die ich über das Buch hörte. Ich meinestheils finde so wenig Gefallen an demselben, als Goethe daran fand. Es war einmal sehr beliebt und lag in jedem Besuch- und Schlafzimmer. Dies verdroß den alten Herrn außerordentlich, und ich wundere mich gar nicht darüber. Er beklagt sich, daß eine Zeit lang nichts gesungen oder erwähnt wurde, als diese Urania. Er glaubte an Unsterblichkeit, wünschte aber seinen Glauben in Ruhe zu hegen. Einstmals sagte er einem Fremde, er habe gleichwohl etwas durch all dieses Geschwätz über Tiedge und seine Urania gelernt, nämlich, daß die Heiligen so gut wie der Adel eine Aristokratie bilden. Er sagte, er habe geistlose Frauen gefunden, welche sich etwas darauf eingebildet hätten, mit Tiedge an Unsterblichkeit zu glauben, und habe nicht wenig mysteriöse Katechisationen und Strafpredigten am Theetisch über diesen Punkt ausstehen müssen, sie aber durch die Erklärung abgebrochen, daß er durchaus nichts dagegen einwenden könne, später in einen andern Zustand der Existenz überzugehen, jedoch bete, daß ihm die Ehre erspart werden

möchte, dort mit Einem von denen zuſammenzutreffen, welche hier daran geglaubt hätten; denn wenn dies der Fall wäre, würden ſie ſich von allen Seiten um ihn ſammeln und ausrufen: „Hatten wir nicht Recht? Sagten wir es Ihnen nicht? Iſt nicht Alles gerade ſo gekommen, wie wir ſagten?“

„Wie muß dies die alten guten Damen verletzt haben!“ ſagte Flemming.

„Ohne Zweifel waren ihre Nerven etwas angegriffen; aber diejenigen Frauen liebten ihn um ſo mehr, weil er witzig und gottlos war, und dachten ihn zu beſſern, wenn ſie ihn nur heirathen könnten.“

„Bettina Brentano zum Beiſpiel.“

„O nein! das fällt in die ſpäteren Jahre. Goethe war ſchon ein alter Mann von ſechszig Jahren. Sie hatte ihn nie geſehen und kannte ihn nur aus ſeinen Schriften; ein ſiebzehnjähriges romantiſches Mädchen.“

„Und doch in den Sechsziger ſehr verliebt. Und ſicherlich keimte nie eine ungeſtümere, phantaſtiſchere Leidenſchaft in eines Weibes Bruſt. Sie war eine Blume, welche die Sonne verehrte!“

„Sie heirathete ſpäter Achim von Arnim und iſt jetzt Witwe. Und das nicht am wenigſten Eigenthümliche der Sache iſt, daß ſie, ſelbſt nachdem ſie älter und, wie ich hoffe, kälter geworden, die Briefe, welche ſie mit Goethe gewechſelt, herausgab.“

„Beſonders den Brief, in welchem ſie ihren erſten Beſuch in Weimar beſchreibt, und ihre Unterredung mit der bisher unſichtbaren Gottheit ihrer Träume. Der alte Herr nahm ſie auf ſeinen Schooß, und ſie ſchlief ein, den Kopf an ſeine Schulter gelehnt. Oberon hatte gewiß ihre Augen mit dem Saft des Blümchens „Lieb in Müſſiggang“ berührt. Indeß

iſt dieſes Buch, Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde, eine merkwürdige und ſchätzenswerthe Enthüllung der Gefühle, welche er in weiblichen Herzen erregte. Sie ſagen, ſie heirathete ſpäter Achim von Arnim?"

„Ja; und ſie gab mit ihrem Bruder, Clemens Brentano, das herrliche Buch, des Knaben Wunderhorn, heraus."

„Des Knaben Wunderhorn!" ſprach Flemming nach kurzer Pauſe, denn der Name ſchien ihn in Träumerei verſenkt zu haben; — „ich kann das Buch faſt auswendig. Unter allen Ihren deutſchen Büchern iſt es das, welches auf meine Phantaſie den gewaltigſten und bezauberndſten Einfluß übt. Ich liebe Balladen leidenſchaftlich."

„Und wer thut dies nicht?" ſagte der Baron lächelnd. „Sie ſind die Zigeunerkinder des Geſanges, unter grünen Baumhecken, in den Laubgängen und Nebenwegen der Literatur geboren, — zur genialen Sommerzeit."

„Weshalb ſagen Sie Sommerzeit, und nicht Sommer?" fragte Flemming. „Der Ausdruck erinnert mich an Ihre alten Minneſänger: — an Heinrich von Oſterdingen und Walther von der Vogelweide und Ritter Kraft von Toggenburg und Ihren eignen Vorfahr, wie ich glaube, Burkhart von Hohenfels. Sie ſangen immer von der ſchönen Sommerzeit; ſie ſcheinen die Poeſie ebenſo gelebt, als beſungen zu haben, wie die Vögel, welche ihr Brautbett in den üppigen Bäumen aufſchlagen.

„Iſt dies aus Shakſpeare?"

„Nein, aus Lope de Vega."

„Sie ſind in der Alterthumskunde und in den Tages- und Wächterliedern der alten Minneſänger ſehr beleſen. Was halten Sie von den Schuhmacherdichtern, welche auf ſie folgten, — mit ihren Gilden und Sängerſchulen? Ich muß lachen, wenn ich daran denke, wie die großen Ströme ihres

deutſchen Helikon zu kleinen Bächen zuſammenſchrumpften und hinrieſeln über die kieſeligen Namen Zwinger, Wurgendruſſel, Mügelin, Höllenfeuer, der Alte Stoll, der Junge Stoll, Starke Vopp, Dang Brotſcheim, Batt Spiegel, Peter Pfort und Martin Gumpel. Und dann die Corporation der zwölf weiſen Meiſter mit ihren ſtumpfen Reimen und klingenden Reimen, und ihrer Hans Findeiſen's Rosmarin-Weiſe, und Joſeph Schnierer's geblümten Paradies-Weiſe, und Frauenlob's gelber Weiſe, und blauer Weiſe, und Froſch-Weiſe und Spiegel-Weiſe."

„O, ich bitte Sie," rief Flemming lachend, „nennen Sie dieſe Menſchen nicht Dichter. Sie verſetzen mich in das ſchöne, alte Nürnberg, und ich ſehe Hans Sachs Schuhe machen und Hans Folz den Bürgermeiſter raſiren."

„Apropos," unterbrach ihn der Baron, „haben Sie ſchon Hoffmann's ſchöne Geſchichte von Meiſter Martin, dem Küper von Nürnberg, geleſen? Ich will ſie Ihnen noch heut Abend vorleſen. Es iſt das herrlichſte Gemälde jener Zeit, das man ſich denken kann. Aber ſehen Sie! die Sonne iſt bereits hinter den Bergen des Elſaß untergegangen! Laſſen Sie uns auf's Schloß gehen und den Geiſt in Fürſt Ruprechts Thurm aufſuchen. O, welch ein prächtiger Sonnenuntergang!"

Flemming blickte nach dem Abendhimmel, und ein Schatten des Trübſinnes ſtahl ſich über ſein Geſicht. Er ſagte ſeinem Freunde nichts von dem Kummer, der ſein Herz bedrückte, ſondern hielt ihn geheim. Er erkannte, daß die Zeit, welche Allen kommt — die Zeit, zu dulden und zu ſchweigen — auch ihm gekommen war; und er ſprach kein Wort. O, mit vollem Recht hat man geſagt, kein Kummer kommt dem gleich, welcher ſich nicht ausſpricht!

Drittes Kapitel.

Eulenthürme.

„Da ſitzt die alte Frau Himmelauen in ihrem Eulenthurm," ſagte der Baron zu Flemming, als ſie die Hauptſtraße hingingen. „Sie ſieht dort aus Ihrem Neſt durch ihre rundäugige Brille und beobachtet jeden Vorübergehenden. Ich möchte wiſſen, über welchem Unheil ſie jetzt brütet. Wiſſen Sie, daß ſie Ihren Ruf in der Stadt beinahe untergraben hat? Sie ſagt, Sie hätten ein liederliches Ausſehen, weil Sie einen Stock tragen und Ihr Haar ſich lockt. Auch Ihre Handſchuhe ſind ein zu heller Schatten für einen ſtreng tugendhaften Mann."

„Es iſt ſehr freundlich von ihr, daß ſie ſo um meinen Charakter beſorgt iſt, beſonders da ich in der Stadt fremd bin. Sie iſt ohne Zweifel in der Kleiderphiloſophie gebildet."

„Und in allem Andern unwiſſend. Neulich fragte ſie einen meiner Freunde, ob Chriſtus Katholik oder Proteſtant geweſen ſei."

„Das iſt wirklich zu einfältig!"

„Doch nicht zu einfältig. Und ſo unwiſſend ſie iſt, bemüht ſie ſich doch, im Laufe eines Jahres viel Unheil zu ſtiften. Ja, die Frauen nennen Sie bereits Wilhelm Meiſter."

„Es ſteht ihnen frei, mich zu nennen, wie es ihnen beliebt. Aber Sie, der Sie mich beſſer kennen, wiſſen, daß ich etwas mehr bin, als ſie durch den Namen bezeichnen wollen."

„Sie behauptet ferner, die amerikaniſchen Frauen ſäßen mit zum Fenſter hinaushängenden Füßen und hätten keine Taſchentücher.“

„Vortrefflich!“

Sie gingen über den Marktplatz und unter der großen Terraſſe in den Hof des Schloſſes.

„Wir wollen uns unter die großen Linden ſetzen, welche auf dem Gipfel des zerſprengten Thurmes ſtehen,“ ſagte Flemming. „Von dieſem Punkte können wir wie von einer Warte in den Garten hinunterblicken und die Menge unter uns ſehen.“

„Und uns unterhalten, wie die alte Frau Himmelauen an ihrem Fenſter in der Hauptſtraße,“ fügte der Baron hinzu.

Die Tochter des Aufſehers ſchloß ihnen die Thür des Thurmes auf, ſie ſtiegen die ſteile Treppe hinan und ſetzten ſich auf eine hölzerne Bank unter die Linden.

„Wie ſchön dieſe Bäume den alten Thurm überragen! Und ſehen Sie, welch eine maſſive Maſſe Mauerwerk dort unten in dem großen Graben liegt, das durch die Exploſion einer Mine von ſeiner Baſis hinabgeſtürzt iſt! Er gleicht einem verroſteten Helm, der entzwei geborſten, aber noch mit hoch emporſtehenden Federn beſetzt iſt!“

„Und welche bunte Menge im Garten! Philiſter und Muſenſöhne! Und dort geht der ehrwürdige Thibaut und macht ſeinen Abendſpaziergang. Sehen Sie ihn dort mit ſeinem über die Schultern wallenden Haar, und das freundliche Geſicht, das ſo viele Jahre über den Pandecten gelegen hat? Ich verſichere Ihnen, er flößt mir Ehrfurcht ein. Und doch iſt es ein luſtiger alter Mann und liebt ſeinen Scherz, beſonders auf Unkoſten des Moſes und anderer alten Geſetzgeber.“

Hier wurde ihre Aufmerkſamkeit durch einen wildausſehenden Menſchen abgelenkt, welcher mit großen Schritten unter dem Bogengange im Graben gerade unter ihnen ging und im Gebüſch verſchwand. Er war ſchlecht gekleidet, ſeine Haare flatterten im Winde, ſeine Bewegungen waren haſtig und kräftig und der Ausdruck ſeines breiten Geſichtes war wild, ſeltſam und ernſt.

„Wer kann dies ſein?“ fragte Flemming. „Er ſchreitet entrüſtet dahin, wie einer von Oſſian's Geiſtern.“

„Ein großer Philoſoph, deſſen Namen ich vergeſſen habe. In der That, eine ſonderbare Eule!“

„Er ſieht aus wie ein Löwe mit einem Hut.“

„Er iſt ein Myſtiker, der Schuberts Geſchichte der Seele lieſt und meiſtentheils in den Wolken des Mittelalters lebt. Ihm iſt die Geiſterwelt noch offen. Er glaubt an die Seelenwanderung, und ich möchte behaupten, er folge jetzt dem Geiſte eines verſtorbenen Freundes, der die Form jener Taube angenommen hat.“

„Welche ſonderbare Sinnestäuſchung! Ich glaube, er lebt im Lande der Wolkenſchatten. Und wie der heilige Thomas von Aquino durch die Inbrunſt ſeiner Gebete von der Erde emporgetragen worden ſein ſoll, ſo geſchieht dies mit ihm durch die Inbrunſt der Viſionen.“

„Sicherlich ſcheint er alle ſublunariſchen Dinge zu verachten, und nach gewiſſen Anzeichen zu urtheilen, da Sie heilige Gleichniſſe zu lieben ſcheinen, ſollte man meinen, er habe, gleich dem heiligen Serapion, nur ein Hemd. Doch was kümmert es ihn? Er lebt in jenem poetiſchen Traumland ſeiner Gedanken und kleidet ſich in Poeſie.“

„Alſo iſt er ſowohl Dichter als Philoſoph?“

„Ja; aber ein Dichter, der nie etwas ſchreibt. Es giebt nichts in der Natur, dem ſeine Phantaſie nicht eine poetiſche Färbung gäbe. Aber es fehlt die Macht, dieſe Gegenſtände Andern in demſelben Lichte erſcheinen zu laſſen. Doch iſt er ein Mann mit ſchönen Anlagen und Gefühlen; denn dem Umſtande, ein großer Dichter zu ſein, ſteht zunächſt der, einen zu verſtehen — ſich ſelbſt in ihm zufinden, wie wir Deutſchen ſagen."

Drei ſchwarzgekleidete Geſtalten kamen jetzt von einer der grünen Alleen her und blieben am Rande einer Fontaine ſtehen, welche unter den heitern Blumen im Garten plätſcherte. Die älteſte der drei Geſtalten war eine Frau in der Zeit des Lebens, wo der frühe Herbſt den Sommerblättern eine wärmere Gluth verleiht, doch ſie nicht verwelken macht. Obgleich Mutter vieler Kinder, war ſie doch noch immer ſchön! — ſie glich jenen Bäumen, welche im October blühen, wenn die Blätter ſich verändern, und deren Frucht und Blüthe zugleich ſich am Zweige finden. Ihr zur Seite ging ein etwa ſechszehnjähriges Mädchen, welches ſich auf ihren Arm zu ſtützen ſchien. Ihr Wuchs war ſchlank, ihr Geſicht ſchön, obwohl todtenbleich, und ihre ſanften Augen waren wie die Blume des Nachtſchattens, bleich und blau, doch goldene Strahlen ausſtrömend. Die Beiden waren von einem ſchlanken Jüngling von fremdem Ausſehen begleitet, der ein junger Antinous zu ſein ſchien, mit einen Schnurrbart und einer Naſe à la Kosciuszko. In andern Beziehungen ein vollkommener Romanheld.

„Wenn mich meine Augen nicht täuſchen," ſagte der Baron, „ſo iſt dies Frau von Ilmenau mit ihrer bleichen Tochter Emma und dem ewigen polniſchen Grafen. Er umſchwärmt ſie immer und ſpielt den unglücklichen Verbannten, blos um die

Sympathien des armen Mädchens zu erwecken, und ist so kläglich, als Genie und Muthwille ihn machen können."

„Er ist schon verheirathet, wie Sie wissen," versetzte Flemming, „und seine Gattin ist jung und schön."

„Das hindert ihn nicht, sich in eine Andere zu verlieben. Diese Frage wurde im Mittelalter vor den Gerichtshöfen der Liebe entschieden. Er hat deshalb seine schöne Frau nach Warschau geschickt. Aber wie bleich das arme Kind aussieht!"

„Sie hat sich eben erst von einer schweren Krankheit erholt. Sie wissen, im Winter glaubte man jede Stunde, sie würde sterben."

„Und kaum hat sie sich von jener Krankheit erholt, so scheint sie von einer noch ärgern bedroht zu werden, nämlich von einer hoffnungslosen Liebe. Doch heutzutage sterben die Leute nicht vor Liebe."

„Vielleicht selten," sagte Flemming. „Und dennoch ist es thöricht, zu behaupten, man erhole sich gänzlich von einer getäuschten Liebe. Solche Wunden lassen immer eine Narbe zurück. Es giebt Gesichter, welche ich nie ohne Rührung anblicken kann. Es giebt Namen, welche ich nie ohne Beben hören kann."

„Aber wen haben wir hier?"

„Das ist der französische Dichter Quinet, mit seiner schönen deutschen Gattin, einer der interessantesten Frauen, die ich je kannte. Er ist der Verfasser eines sehr seltsamen Mysteriums oder dramatischen Gedichts in Prosa, in welchem dem Ocean, dem Mont-Blanc und dem Straßburger Münster Rollen zugetheilt sind, die Heiligen auf den bemalten Fenstern des Münsters sprechen und die Statuen und verstorbenen Könige den Todtentanz ausführen. Es führt den Titel: Ahasverus „oder der ewige Jude."

„Oder, wie die Dänen es überſetzen würden, der Schuhmacher von Jeruſalem. Das würde ein noch phantaſtiſcherer Titel für dieſes phantaſtiſche Buch ſein. Sie wiſſen, ich bin kein großer Verehrer der modernen franzöſiſchen Dichterſchule. Die Erzählungen Paul de Kock's kommen mir wie obſcöne Geſchichten beim Mittagstiſch vor. Man hat ganz wahr von ihm geſagt, er ſei nicht blos populär, ſondern pöbelhaft, und ziemlich derb von Georges Sand und Victor Hugo, ihre Worte ſtänden wie Feſtungen, wohl gebaut und mit Kriegsmunition wohlverſehen, aber ohne Wirkung gegen die große Armee Gottes, welche vorwärts marſchirt, als ob nichts geſchehen wäre. Bei der Würdigung einer Nationalliteratur iſt der Punkt, von welchem man ausgehen muß, der Nationalcharakter. Dieſer enthält manches Geheimniß. Der hervorſtechendſte Zug in dem franzöſiſchen Charakter iſt Freude an Unterhaltung und Aufregung, und —"

„Ich möchte lieber ſagen, Furcht vor Langeweile," unterbrach ihn Flemming. „Jemand hat ſehr wahr geſagt, der franzöſiſche niedere Adel eile nach Paris, um der Langeweile zu entrinnen, wie in den edlen Tagen des Ritterthums die wehrloſen Bewohner des flachen Landes bei dem Herannahen eines plündernden Ritters oder geſetzloſen Barons in die Burgen flohen, indem ſie das begeiſterte Dämmerlicht ihrer heimathlichen Haine für die üppigen Schatten der königlichen Gärten aufgaben. Was denken Sie davon?"

Der Baron erwiderte lächelnd:

„Es giebt nur ein Paris, und außer Paris kein Heil für anſtändige Leute."

So über mancherlei plaudernd, ſaßen die beiden Freunde unter den Linden auf dem geſprengten Thurm, bis nach und nach die Menge aus dem Garten verſchwand und die ſie um-

gebenden Gegenſtände in dem ſchwindenden Dämmerlicht undeutlich wurden. Zwiſchen ihnen und dem bernſteinfarbigen weſtlichen Himmel blickte das dichte Laub der Bäume ſchwer und träge, wie in Erz gegoſſen, und ſchon hingen die Abendſterne gleich Silberleuchten in den aufwärts gerichteten Zweigen des Baumes des Lebens, der vor mehr als zwei Jahrhunderten aus ſeinem urſprünglichen Paradies in Amerika hergebracht worden war, die Gärten der Pfalz zu zieren.

„Es gewährt mir eine düſtere Freude, dieſen Baum zu betrachten," ſagte Flemming, als ſie aufſtanden, um fortzugehen. „Er ſteht ſo gerade und ſchlank dort, eiſerne Bande um den edlen Stamm und die Glieder, in ſchweigender Majeſtät, oder nur in ſeiner Heimathſprache flüſternd und den nach ſeiner Heimath wehenden Wind mit Seufzern belaſtend! Er erinnert mich an einen gefangenen Häuptling eines wilden Stammes, der über den weiten Ocean zur Schau gebracht wurde und auf dem öffentlichen Marktplatz der Stadt gefeſſelt ſteht, in verachtungsvollem Schweigen, oder nur in melancholiſchen Tönen ein Gebet für ſeinen heimathlichen Wald, die Sehnſucht nach Freiheit hauchend."

„Vortrefflich!" rief der Baron. „Mich übermannt immer ein ähnliches Gefühl, wenn ich durch ein Conſervatorium gehe. Die üppigen Gewächſe der Tropenländer — jene herrlichen exotiſchen Pflanzen mit ihren prächtigen flamingofarbigen Blüthen und großen, gleich Elephantenohren herabhängenden Blättern äußern eine ſeltſame Einwirkung auf meine Einbildungskraft und erinnern mich an eine Menagerie und in Käfichen eingeſperrte wilde Thiere. Doch Ihr Vergleich iſt ſchön; — in der That, ein erhabenes Bild. Schreiben Sie es zu einem epiſchen Gedicht nieder."

Viertes Kapitel.

Ein Bierscandal.

Auf ihrem Rückwege gingen Flemming und der Baron durch ein enges Gäßchen, in welchem sich eine wohlbekannte Studentenkneipe befand. An der Thür stand ein junger Mann, in welchem der Baron sogleich seinen Freund von Kleist erkannte. Er war Student und galt bei seinen jungen Bekannten allgemein für einen „verteufelt hübschen Kerl"; trotz einer fürchterlichen Narbe auf der Wange und einem gelbweißen Schnurrbart, so zart wie die Seide des Mais.

„Was treiben Sie hier, von Kleist?"

„Ah, mein lieber Baron! Sie sind es? Treten Sie ein, treten Sie ein. Sie sollen einen Hauptspaß sehen. Ein Fuchs-Commers ist im Gange, und ein regelmäßiger Bierscandal."

„Sollen wir eintreten, Flemming?"

„Gewiß. Ich möchte gern sehen, wie dergleichen in Heidelberg getrieben wird. Sie sind ein Baron, und ich bin ein Fremder. Es hat nichts auf sich, was wir Beide thun, wie des Königs Narr Angeli zu dem Dichter Bautru sagte, als er in ihn drang, an der königlichen Tafel den Hut aufzusetzen."

Der Astrolog William Lilly sagt in seiner Selbstbiographie, als er der Wachstube in Whitehall überliefert worden, habe er geglaubt, er sei in der Hölle; „denn Einige schliefen, Andere fluchten, Andere rauchten Tabak; und im Ofen des Gemachs lagen zwei Scheffel zerbrochener Tabakspfeifen und fast eine halbe Ladung Asche." Ich weiß nicht, was er ge-

dacht haben würde, wenn er einen Blick in diese Heidelberger Studentenkneipe geworfen hätte. Er würde sicherlich nicht geglaubt haben, im Himmel zu sein; es wäre denn ein scandinavischer Himmel gewesen. Die Fenster standen offen; und dennoch war die Atmosphäre von dem Tabaksqualm und Bierdunst so dick, daß die Talglichter nur düster brannten. Eine Menge Studenten saßen in dem geräumigen Saale an drei langen Tischen; ein Gemisch von jungen Leuten, die auf deutschen Universitäten unter den Spitznamen bemooste Häupter, alte Häuser und junge Bursche bekannt sind. Sie rauchten, tranken, sangen, schrien und erörterten die wichtigen Gesetze der breiten Steine und der Gosse. Ebenso hatten sie viel über Besen und Zobel und Poussaden zu sprechen, und wenn man ihnen für den Lärm, den sie machten, etwas angeschrieben hätte, wie es in den alten holländischen Wirthshäusern Reisenden geschieht, so hätten sie dafür eine größere Rechnung bezahlen müssen, als für ihr Bier.

Auf dem mittelsten Tisch saß in einem großen Lehnstuhl eines jener ausgezeichneten Individuen, welche unter deutschen Studenten als Senioren oder Anführer der Landsmannschaften bekannt sind. Er war gestiefelt und gespornt, und trug eine sehr kleine rothe Mütze und ein sehr knappanliegendes Wamms und sehr langes Haar und ein sehr schmutziges Hemd. Er war Präsident des Abends, und als Flemming mit dem Baron und seinem Freund in das Zimmer trat, schlug er mit einem gewaltigen Rappier auf den Tisch und rief mit lauter Stimme:

„Silentium!"

In demselben Augenblick ward am Ende des Saales eine Thür aufgerissen und eine Prozession Neuangekommener, oder grasser Füchse, wie sie in der Studentensprache heißen, trat ein,

je zwei und zwei, wild, unerfahren und verblüfft drein blickend. Als ſie näher herankamen, mußten ſie unter zwei entblößten Klingen, von zwei alten Häuſern kreuzweis gehalten, hinweggehen, welche Letztere mit Stücken angebrannten Korkes einen ungeheuern Bart auf die zarte, roſige Wange eines Jeden malten, ſo wie ſie unter dieſem Triumphbogen hindurchgingen. Während die Proceſſion in den Saal trat, erhob der Präſident wieder ſeine Stimme und begann das wohlbekannte Fuchslied, in deſſen Chor alle Anweſenden fröhlich einfielen.

Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der lebernen Höh?
Sa! ſa!
Lebernen Höh!
Was kommt dort von der Höh?
Es iſt ein Poſtillon! ꝛc.
Was bringt der Poſtillon? ꝛc.
Er bringt uns einen Fuchs! ꝛc.
Ihr Diener, meine Herrn! ꝛc.
Hochgeehrteſte Herrn! ꝛc.
Was macht der Herr Papa? ꝛc.
Er ließt den Kikero! ꝛc.
Was macht die Frau Mama? ꝛc.
Sie kocht dem Papa Thee! ꝛc.
Was macht die Mamſell Sorur?"
Sie ſtrickt dem Papa Strümpf! ꝛc.
Was macht der Herr Rector? ꝛc.
Er nennt den Schüler Bub! ꝛc.
Raucht auch der Fuchs Taback? ꝛc.
Ein wenig, meine Herrn! ꝛc.
So brennt er ſich eins an! ꝛc.
O Je! mir wird ſo flau! ꝛc.
So bricht er ſich eins aus! ꝛc.
Nun iſt mir wieder wohl! ꝛc.
So wird der Fuchs ein Burſch! ꝛc.

Jetzt war das Lied zu Ende. Inzwischen waren den Brandern, wie diejenigen heißen, welche schon einen Zeitraum hindurch auf der Universität gewesen, große Büschel und Streifen Papier in die Haare geflochten worden und wurden dann auf ein gegebenes Zeichen angezündet, und die Brander ritten unter schallendem Gelächter auf Stühlen um den Tisch. Als diese Ceremonie vorüber war, erhob sich der Präsident und hielt mit feierlicher Stimme eine lange Rede, worin alte Studentenwitze mit vielen väterlichen Ermahnungen über das beginnende Leben vermischt waren, und das Ganze war mit auserwählten Sprüchen aus dem alten Testament reichlich ausgeschmückt. Hierauf setzten sich alle an den Tisch, und es begann das gewaltige Biertrinken, wie unter den Göttern und Helden der alten nordischen Mythologie.

„Brander! Brander!" rief ein junger Mensch mit von Essen und Bier heißem und geröthetem Gesicht, „Brander, sage ich! Du bist ein Doctor! Nein, — ein Pabst; Du bist ein Pabst —!"

Diese Worte waren an einen blassen, ruhig aussehenden Menschen gerichtet, welcher gegenüber saß und eifrig damit beschäftigt war, einen armseligen geschornen Pudel auf einem Stuhle neben sich auf den Hinterbeinen sitzen und eine kurze thönerne Pfeife in der Schnauze halten zu lassen, — ein Unternehmen, zu welchem der Pudel eben nicht sehr geneigt schien.

„Du bist gefordert!" erwiederte der blasse Student, von seinem Hunde sich abwendend, welcher die Pfeife aus der Schnauze fallen ließ und unter den Tisch sprang.

Sogleich wurden Secundanten gewählt und die Waffen bestimmt, nämlich sechs mächtige Krüge oder Paßgläser, bis an den Rand mit schäumendem Biere gefüllt. Vor jeden Duellanten wurden drei gestellt.

„Ergreift die Waffen!“ rief einer der Secundanten, und jeder der Kämpfenden ergriff ein Glas.

„Stoßt an!“

Und die Gläſer klirrten einen Gruß, als ob ſich Schwerter kreuzten.

„Setzt an!“

Jeder ſetzte das Glas an die Lippen.

„Aus!“

Und Jeder goß den Inhalt in die Gurgel hinab, wie durch einen Trichter in ein Bierfaß. Die andern zwei Gläſer folgten raſch, ſo daß kaum ein ſchmaler Athemzug dazwiſchen lag. Der blaſſe Student war Sieger. Er hatte eher als der Andere das dritte Glas geleert. Einen Augenblick hielt er es umgeſtürzt, um die letzten Tropfen herauslaufen zu laſſen, ſetzte es dann ruhig auf den Tiſch, blickte ſeinem Gegner in's Geſicht und ſagte:

„'s ſitzt!“

Sodann ſah er mit der größten Ruhe unter den Tiſch und pfiff ſeinem Hunde. Sein Gegner hielt mitten in ſeinem dritten Glas inne. Jede Ader auf ſeiner Stirn ſchien zerſpringen zu wollen; ſeine Augen waren wild und mit Blut unterlaufen, ſeine Hände verloren allmählig ihren Halt auf dem Tiſch, und er ſank und rollte zuſammen, wie ein Stück Blei. Er war betrunken.

In dieſem Augenblick ſchritt eine majeſtätiſche Geſtalt durch die trübe, raucherfüllte Atmoſphäre mitten auf den Tiſch herab. Ohne Rock, im bloßen Halſe, verwerrenen Haares, die Augen weit geöffnet, blickte er gerade aus, als ſähe er in der Luft eine winkende Hand, welche die Andern nicht ſehen konnten. Seine linke Hand ruhte auf der Hüfte, und in der Rechten hielt er einen blanken mit der Spitze nach unten ge-

richteten Schläger. Ohne ſich um Jemand zu kümmern, mit martialiſchem Schritt marſchirte er geſtreckt mitten auf den Tiſch hin, indem er bei jedem Schritt Gläſer zertrat und Flaſchen umwarf. Die Studenten fuhren zurück, ſowie er ſich näherte, bis endlich einer, der betrunkener oder herzhafter als die übrigen war, ihm ein Glas voll Bier in's Geſicht goß. Es entſtand ein allgemeiner Tumult und der Student ſprang mit dem Schläger auf den Boden herab. Es war von Kleiſt. Er renommirte damit. Mitten in dem Lärmen konnte man die beleidigenden Worte unterſcheiden:

„Arrogant! Abſurd! Impertinent! Dummer Junge!"

Von Kleiſt ging dieſen Abend mit nicht weniger als ſechs Duellen nach Hauſe Er beſtand ſie alle in ebenſo viel Tagen und trug blos einen Hieb durch die Unterlippe und einen durch das rechte Augenlid von einem geſchickten ſchwäbiſchen Schläger davon.

Fünftes Kapitel.

Die Pantoffeln der weißen Dame und die Paſſionsblume.

An jenem Abend ging Emma von Ilmenau mit ſchwerem Herzen in ihre Kammer und ihre dunklen Augen waren von Thränen getrübt. Sie war eines jener ſanften Weſen, welche nur geſchaffen ſchienen, zu lieben und geliebt zu werden. Ein Anſtrich von Melancholie machte ihren Charakter weich. Sie floh den Glanz des Tageslichtes und der Geſellſchaft und

wünſchte allein zu ſein. Wie die Abend-Schlüſſelblume erſchloß ſich ihr Herz nur nach Sonnenuntergang, blühte aber die finſtre Nacht hindurch mit ſüßem Duft. Ihre Mutter dagegen prangte in dem glänzenden Licht der Geſellſchaft. Es herrſchte zwiſchen ihnen keine Sympathie. Ihre Seelen näherten ſich nicht und verſtanden einander nicht, und oft fielen tiefverletzende Worte. Und deshalb ging Emma von Ilmenau an jenem Abend mit thränenerfüllten Augen in ihre Kammer.

Ihr folgte ihre franzöſiſche Kammerjungfer Madelaine, eine geborne Straßburgerin, welche in der Familie alt geworden war. In ihrer Jugend war ſie arm — und tugendhaft, weil ſie nie in Verſuchung gekommen war; und jetzt, da ſie alt geworden und keinen unmittelbaren Lohn für ihre Tugend ſah, verzweifelte ſie, wie dies bei weichen Gemüthern gewöhnlich iſt, an der Vorſehung und bedauerte es, daß ſie nie in Verſuchung gekommen war. Während dieſe unglückliche Perſon die Wachslichter auf dem Nachttiſch anzündete, die [illegible]vorhänge zurückzog und im Gemach umherſchwatzte, warf ſich Emma in einen Lehnſtuhl, kreuzte die Hände auf dem Schooß, ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken und ſchien in einen Traum verſunken.

„Warum wurden mir dieſe ſanften Gefühle verliehen?“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt. „Warum ward ich mit all dieſen warmen Neigungen, mit dieſem glühenden Verlangen nach dem, was gut iſt, geboren, wenn ſie nur zu Kummer und Täuſchung führen? Ich möchte Jemand lieben, — ihn einmal und ewig lieben, — mich ihm allein weihen, — für ihn leben, — für ihn ſterben, — in ihm nur ſein! Aber ach! in dieſer ganzen weiten Welt iſt Niemand, der mich liebt, wie ich geliebt ſein möchte, — Niemand, den ich lieben kann, wie ich zu lieben vermag. Wie öde, wie leer erſcheint die Welt um mich

her! Warum hat mir der Himmel dieſe Neigungen verliehen, nur um zu ſchwinden und hinzuwelken?"

Ach! armes Kind! auch Du mußt, gleich Andern, erfahren, daß das hehre Geheimniß der Vorſehung ſchweigend dahinſchreitet und keine Erklärung über ſich giebt, keine Antwort auf unſere ungeduldigen Fragen!

„Behüte Gott, Kind, was fehlt Ihnen?" rief Madelaine, als ſie gewahrte, daß Emma auf ihr eitles Geſchwätz nicht achtete. „Als ich in Ihrem Alter war —"

„Sprich jetzt nicht mit mir, gute Madelaine. Verlaß mich, ich wünſche allein zu ſein."

„Nun, hier iſt Etwas," fuhr die Dienerin fort, indem ſie ein Billet aus ihrem Buſen nahm, „was, wie ich hoffe, Sie beleben wird. Als ich in Ihrem Alter war —"

„Still! ſtill!" ſagte Emma, das Billet aus Madelaine's rauher Hand nehmend. „Ich bitte Dich nochmals, verlaß mich. Ich wünſche allein zu ſein."

Madelaine nahm die Lampe und entfernte ſich langſam, ihrer jungen Gebieterin vielmals gute Nacht und roſige Träume wünſchend. Emma erbrach das Siegel des Billets. Als ſie las, ward ihr Geſicht todtenbleich und dann erglänzte, ſchnell wie der Gedanke, hohe Röthe auf ihren Wangen, und die Hände zitterten. Zärtlichkeit, Mitleid, Liebe, beleidigter Stolz, die Schwachheit und Würde des Weibes waren in ihrem Blick gemiſcht und wechſelten und zogen über ihr ſchönes Geſicht wie die Schatten einer Wolke. Sie ſank in ihren Stuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen, als wollte ſie es vor ſich und dem Himmel verbergen.

„Er liebt mich!" ſprach ſie bei ſich ſelbſt; „liebt mich, und iſt mit einer Andern verheirathet, die er nicht liebt! und wagt mir das zu ſagen! O nie — nie — nie! Und doch iſt er ſo

ohne Freund und allein in dieſer theilnahmloſen Welt, — und verbannt und heimathlos! Ich kann ihn nur bedauern; doch ich haſſe ihn und will ihn nicht wiederſehen!"

Dieſe kurze Träumerei von Liebe und Haß ward durch den Ton einer hellen, ſanften Stimme unterbrochen, welche bei der allgemeinen Stille der Stunde faſt wie eine Geiſterſtimme erklang. Es war eine Stimme, welche ohne Begleitung eines Inſtruments, die ſüßen Worte Goethe's ſang:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spürſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch.

Emma erkannte die Stimme und erbebte. Sie eilte zum Fenſter, es zu ſchließen. Es war eine herrliche Nacht, und die Sterne ſchienen friedlich über dem Allerheiligenberge. Leiſe und ſanft floß der Neckar dahin; Nachtigallen ſangen unter den braunen Schatten der Gebüſche; der große rothe Mond erglänzte wie ein Rubin an dem weiten Ringe des Horizonts, und goldene Lichtfäden ſchienen mit der ſich kräuſelnden Strömung des Fluſſes verwebt. Hoch und geſpenſtig ſtanden die weißen Statuen auf der Brücke. Die Umriſſe der Berge, das Schloß, die Bogen der Brücke und die Spitzen und Dächer der Stadt waren ſo ſcharf abgezeichnet, als wären ſie in Pappe geſchnitten. Mitten in dieſer zauberhaften Scene glitt ein Nachen ſchweigend den Fluß hinab. Emma ſchloß das Fenſter eilig und zog die Vorhänge zu.

„Ich haſſe ihn, und doch will ich für ihn beten," ſprach ſie, als ſie ihr müdes Haupt auf das Kiſſen legte, von welchem

ſie es vor wenig Monaten erſt nicht wieder zu erheben hoffte. „O, wäre ich doch damals geſtorben! Ich darf ihn nicht lieben, aber ich will für ihn beten!“

Holdes Kind! Wenn das Angeſicht des Betrügers ſo oft zwiſchen Dich und den Himmel tritt, ſo bangt mir für Dein Geſchick! Die Pflanze, welche aus Helena's Thränen keimte, tödtete Schlangen; — möchte den Deinen Zufriedenheit entſprießen, — mindeſtens eine Pflanze, die Schlangen in Deinem Buſen zu tödten!

Glaube mir, nur am Geſtade der Himmelsſtröme gedeihen die Kräuter, welche den Kummer des Herzens heilen!

Und dies ſchauten, vom Himmel herabblickend, die ſchweigenden Sterne und erzählten es nicht weiter. Auch Frau Himmelauen ſah es, aus ihrem Kammerfenſter blickend, und war nicht ſo verſchwiegen, wie die ſtillen Sterne.

Sechſtes Kapitel.

Blicke in das Wolkenland.

„Es giebt viele Dinge, welche, da ſie ohne körperliche Evidenz ſind, nur durch die Urtheilskraft des Verſtandes begriffen und verſtanden werden können. Daher kann das zweifelhafte Weſen der Materie einzig und allein durch verfälſchtes Urtheil begriffen werden. Materie iſt der Urſtoff aller Körper und durch den Eindruck der Formen bezeichnet. Feuer, Luft und Waſſer leiten ihre Entſtehung und Grundurſache von dem

ungleichſeitigen Dreieck her. Die Erde aber wurde aus rechtwinkligen Dreiecken gebildet, bei denen zwei Seiten gleich ſind. Die Kugel und die Pyramide enthalten die Geſtalt des Feuers; aber das Octaedron war zur Geſtalt der Luft, und das Ikoſaedron zu der des Waſſers beſtimmt. Das rechtwinklige gleichſchenklige Dreieck bringt aus ſich ſelbſt ein Viereck hervor und das Viereck erzeugt aus ſich ſelbſt den Würfel, welcher die der Erde eigenthümliche Form iſt. Doch die Figur einer ſchönen, vollkommenen Kugel ward der ſchönſten und vollkommenſten Welt zu Theil, damit ihr nichts mangle, ſondern daß ſie alle Dinge in ſich faſſe und in ſich enthalte und ſomit vortrefflich und bewunderswürdig ſei, ſich ſelbſt gleich und mit ſich in Uebereinſtimmung, ſich ſtets harmoniſch und melodiſch bewegend. Entſchuldigen Sie, wenn ich eine neue Sprachweiſe gebrauche. Die Neuheit der Worte muß Entſchuldigung finden, wie Apulejus ſagt, wenn ſie dazu dient, die Dunkelheit der Dinge aufzuhellen."

Dieſe Worte ſprach der früher erwähnte löwenartige Philoſoph. Er ſaß, aus einer langen Pfeife rauchend, neben Flemming. Er war, nach dem Ausdrucke des Barons, in der That eine ſeltſame Eule; denn die Eule iſt ein ernſter Vogel, ein Mönch, welcher in dem großen Tempel der Natur um Mitternacht Meſſe hält; ein Einſiedler, ein Säulenheiliger, der wahre Simeon Stylites ſeiner Nachbarſchaft. In gleicher Weiſe lebte der Profeſſor der Philoſophie. Einſam, doch mit gewaltiger Strömung, floß der Strom des Lebens dahin, gleich dem Nil, ohne einen Nebenfluß, und ohne nur einen einzelnen Streifen in der ungeheuren Wüſte zu befruchten. In ſeiner Jugend war er heitern Temperaments geweſen; und jetzt, unter all ſeinen Sorgen und Entbehrungen, — denn er hatte deren viele, — blickte er auf die Welt, als auf eine fröhliche,

ſtrahlende, herrliche Welt. Auf die vielen Freuden des Lebens ſah er noch immer von der längſt geſchwundenen Vergangenheit mit den Augen der Kindheit, aufwärts, vertrauend, hoffend, und auf die Sorgen deſſelben von der fernen Zukunft mit den Augen des Alters, aufrecht, ſiegreich und verzweifelnd. Er liebte die Einſamkeit, Stille, Kerzenlicht und tiefe Mitternacht. „Denn," ſagte er, „wenn die Morgenſtunden die Schwingen des Tages ſind, ſo ſchlage ich ſie nur um mich, um ſüßer zu ſchlafen, da ich weiß, daß der Tag an ſeinem andern Ende wie die Vögel der Luft ein epikureiſches Mahl hat, — die Naſe eines Pfarrers; und bei dieſer öligen Mitternacht ſchmauſt und erfreut ſich mein Geiſt."

So hatte der Profeſſor in halb unverſtändlicher Weiſe zwei Stunden oder länger geſprochen. Der Baron war in ſeinem Stuhl feſt eingeſchlafen; Flemming aber lauſchte mit aufgeregter Phantaſie, und der Profeſſor fuhr in folgenden Worten fort, welche, ſoviel ſich ſein Zuhörer erinnern konnte, hier und da Fichte's Beſtimmung des Menſchen und Schubert's Geſchichte der Seele entlehnt ſchienen:

„Das Leben iſt eins und univerſell; es bildet Viele und das Individuum. In dieſer ſchönen und wunderbaren Schöpfung herrſcht eine nimmer ruhende Bewegung, ohne Raſt bei Tag und Nacht, immer hin und her webend. Schneller als ein Weberſchiff eilt es von Geburt zu Tod, von Tod zu Geburt; von Anfang an ſucht es das Ende und findet es nicht, denn das ſcheinbare Ende iſt nur der dunkle Anfang eines neuen Ausgangs und Strebens nach dem Ende. Wie das Eis der Berge, wenn der warme Hauch der Sommerſonne darüber hinweht, ſchmilzt und ſich in Tropfen zertheilt, deren jeder ein Bild der Sonne wiederſtrahlt, ſo zertheilt ſich das Leben bei dem Lächeln der Liebe Gottes in geſonderte Formen, deren

jede ein Bild von Gottes Liebe in ſich trägt und wiederſtrahlt. Die höchſte und vollkommenſte aller dieſer Formen iſt in ihrer Gottähnlichkeit die menſchliche Seele. Der weite Dom der Natur iſt mit heiligen Schriften und Formen von tiefer, myſteriöſer Bedeutung angefüllt; aber Alles in ihr iſt einſam und ſtill; kein ſich beugendes Knie, kein emporgerichtetes Auge, keine anbetende Lippe. In dieſen weiten Dom geht die menſchliche Seele ein, ihren Schöpfer ſuchend; und das allgemeine Schweigen verwandelt ſich zum Klange, und der Klang iſt harmoniſch und hat eine Bedeutung und wird verſtanden und gefühlt. Bei den Perſern herrſchte eine alte Sage, das Waſſer ſtürze von den Bergen herab und eile fort in alle Lande, den Herrn der Erde zu finden, und wenn die Flamme des Feuers erwache, ſtarre ſie nicht mehr auf den Boden, ſondern erhebe ſich himmelwärts, den Herrn des Himmels zu ſuchen; und hier und da habe die Erde die großen Warten der Berge erbaut, und ſie ſtrecken ihre Häupter weit in den Himmel und blicken ſtets empor und rings um, zu ſehen, ob der Richter der Welt nicht komme! So liegt in der Natur ſelbſt, außerhalb des Menſchen, ein Harren und Hoffen, ein Blicken und Verlangen nach einem unbekannten Etwas. Ja, wenn über dem Ort, wo der Berg ſein Haupt über alle andern erhebt, um mit den Wolken und Stürmen des Himmels allein zu ſein, — der einſame Adler in den grauen Dämmer blickt, zu ſehen, ob der Tag nicht kommt; wenn am Gebirgsſtrom der brütende Rabe lauſcht, ob die Gemſe von ihrer Abendweide im Thale zurückkehrt; und wenn die dem Aufgang nahe Sonne den tauſend Blumen, den Alpenblumen mit tiefem Himmelsblau und der Röthe der Abendſonne auf den Blättern, würzigen Duft entlockt; — dann erwacht die Natur, und die Seele des Menſchen kann ſie ſehen und begreifen, eine Erwartung und eine Sehn-

ſucht nach einer zukünftigen Offenbarung der Majeſtät Gottes. Sie erwachen auch, wenn in der Fülle des Lebens Feld und Wald um Mittag ruhen, und man durch die Stille nur den Geſang des Grashüpfers und das Summen der Biene hört; und am Abend die ſingende Lerche von den ſüßduftenden Weinbergen aufſteigt, oder in den ſpätern Stunden der Nacht Orion ſeine glänzende Rüſtung anlegt, in den Gefilden des Himmels dahinzuſchreiten. In der Seele des Menſchen allein aber wird dieſes Sehnen zur Gewißheit und Erfüllung. Denn ſiehe! das Licht der Sonne und der Sterne ſcheint durch die Luft und iſt nirgend ſichtbar: die Planeten eilen mit mehr als Sturmesſchnelle durch den unbegrenzten Raum, und ihre Schritte hört man nicht; wo aber das Sonnenlicht auf die feſte Oberfläche der Planeten trifft, wo der Sturmwind gegen die Wand der Bergklippe tobt, da ſieht man das Eine und hört den Andern. So iſt die Herrlichkeit Gottes ſichtbar, wo ſie in der Seele des Menſchen ihre unveränderliche und dauernde Aehnlichkeit findet. So ſteht denn der Menſch — ein Fels auf der Grenze zweier Welten, — ſeinen Fuß in der einen, ſeinen hoch emporragenden Gipfel in der andern. Von ſeinem Gipfel iſt die wechſelreiche Landſchaft des Lebens, der Weg der Vergangenheit und des Vergänglichen ſichtbar, den wir zurückgelegt haben; und wie wir immer höher ſteigen, heller Schimmer der anbrechenden Ewigkeit unter uns!"

Flemming hätte gern dieſe Rede bisweilen unterbrochen, um zu antworten und zu fragen; aber der Profeſſor fuhr mit immer ſteigender Gluth fort. Endlich trat eine kurze Pauſe ein, und Flemming ſprach:

„All dieſes unbeſtimmte Verlangen, dieſes Sehnen nach einem unbekannten Etwas habe ich in mir gefühlt und fühle es noch; aber nicht ſeine Erfüllung."

„Weil Sie keinen Glauben haben," antwortete der Profeſſor. „Die Gegenwart iſt ein Alter des Zweifels, des Unglaubens und der Dunkelheit; und aus ihm wird eine helle, klare Zukunft erſtehen. Im zweiten Theile von Goethe's Fauſt kommt eine erhabene und ergreifende Scene vor, wo in der claſſiſchen Walpurgisnacht auf den Pharſaliſchen Ebenen der ſpottende Mephiſtopheles zwiſchen den ernſten antiken Sphinxen ſitzt und ſie keck befragt und ihre Räthſel lieſt. Das rothe Licht der Wachtfeuer erglänzt ringsum und ſcheint auf das furchtbare Angeſicht des Erzſpötters, während wir auf beiden Seiten, ſtreng, majeſtätiſch, feierlich ernſt, die gigantiſchen Formen der Kinder der Chimäre gewahren, in der Erde halb begraben, mit feſt blickenden Augen, als hörten ſie durch die Mitternacht die ſchnellrauſchenden Schwingen der Stymphaliden, welche die Schnelligkeit der Pfeile des Alciden zu überbieten trachten! Erzürnte Greife ſtehen neben ihnen, und nicht fern davon ſingen Sirenen ihre wunderbaren Geſänge von den ſchwanken Zweigen der Weidenbäume herab! Gerade ſo läßt ſich eine ſpottende und ungläubige Gegenwart zwiſchen einer unbekannten Zukunft und einer zu gläubigen Vergangenheit nieder, und befragt und fordert die gigantiſchen Formen des Glaubens heraus, die im Sande der Zeit halb begraben feſten Blickes in die Nacht ſchauen, indeß bald Töne des Zornes, bald Stimmen der Freude das Ohr des Menſchen quälen und liebkoſen! — Aber die Zeit wird kommen, wo die Seele des Menſchen wieder kindlich und vertrauensvoll zu ihrem Glauben an Gott zurückkehren, Gott ins Antlitz ſchauen und ſterben wird; denn es geht eine alte Sage, voll tiefer myſteriöſer Bedeutung, daß der, welcher auf einen Gott geſchaut, ſterben muß. Und das iſt das Loos der Seele, daß ſie fortwährend ſterben muß. Sie erwacht hier auf Erden erſt dann

zu ihrem eigentlichen Sein, wenn sie sich bestrebt, den Geist der Liebe zu schauen und zu erfassen. Im ersten schwachen Dämmer ihrer Existenz schaut sie diesen Geist, wird von seiner Kraft durchdrungen, — ist lebendig und schöpferisch wie der Geist selbst, und entschlummert doch zum Tode, nachdem sie ihn gesehen. Das Bild aber, das sie gesehen, dauert fort, es wird wie eine gleichartige Existenz in der ewigen Zeugung wieder erneut, und von einem Augenblick zum andern wird der scheinbare Tod die Quelle von Geschlechtern von Existenzen in immer aufsteigender Reihe. Die Seele strebt immer dahin, zu lieben und zu schauen. Sie erblickt das Bild vollkommener in dem strahlenden Dämmer, in der immer höher steigenden Sonne. Sie schläft wieder, in der deutlicheren Vision hinsterbend; doch das geschaute Bild bleibt wie ein dauerndes Geschlecht; und die Schläferin erwacht von neuem und immer erhabener nach ihrem eigenen Bilde, bis endlich im vollen Glanze des Mittags ein Wesen zum Vorschein kommt, welches, gleich dem Adler, die Sonne schauen kann und nicht stirbt. Dann leben beide fort, selbst wenn dieses körperliche Element, der Nebel und Dunst, durch welchen der junge Adler blickte, sich zerstreut und zur Erde fällt."

„Ich weiß nicht gewiß, ob ich Sie verstehe," sagte Flemming; „wenn dies aber der Fall ist, so wollen Sie sagen, daß, wie der Körper sich beständig verändert und neue Eigenschaften annimmt, und heute nicht derselbe ist, der er gestern war, so auch die Seele Idiosynkrasien ablegt und durch Erlangung neuer Kräfte einer Aenderung unterworfen ist, und somit kann man von ihr sagen, sie sterbe. Daher lebt eigentlich die Seele stets in der Gegenwart und hat und kann keine Zukunft haben; denn die Zukunft wird zur Gegenwart, und die Seele, welche dann in mir lebt, ist eine edlere und vollkommnere Seele, und so fort in alle Ewigkeit."

„Ich meine es, wie ich es ſage," fuhr der Profeſſor fort, „und kann für den Ausdruck meiner Meinung keine paſſendere Sprache finden, als die, welche ich gebraucht habe. Wie ich aber bereits ſagte, der Neuheit der Worte muß Verzeihung gewährt werden, wenn ſie dazu dient, das Dunkel der Dinge aufzuhellen. Und ich glaube, aus dem Geſagten wird Ihnen klar werden, daß dieſes Erdenleben, wenn man künftig vom Himmel darauf blickt, als eine längſt verronnene Stunde erſcheinen wird, deren man ſich nur ſchwach erinnert; daß es dann, ſo lang, mühſelig, freud- und leidvoll es iſt, zu einem bloßen Punkt zuſammengeſchrumpft ſein wird, dem weithin reichenden Geſichtskreiſe des entkörperten Geiſtes kaum ſichtbar. Aber der Geiſt ſelbſt ſchwingt ſich höher auf. Und ſo iſt der Tod weder ein Ende, noch ein Anfang. Er iſt ein Uebergang, nicht von einer Exiſtenz zu einer andern, ſondern von einem Zuſtand der Exiſtenz zu einem andern. Kein Glied in der Kette des Daſeins iſt zerbrochen; ſo wenig als bei dem Uebergang von der Kindheit zur Mannheit, von der Mannheit zum Alter. Es giebt Zeiten der Träumerei und tiefer Abſtraction, welche dem Tod analog ſcheinen. Die Seele verliert allmälig das Bewußtſein deſſen, was um ſie her vorgeht, und nimmt nicht länger Kenntniß von den ihr nahen Gegenſtänden. Sie ſcheint für den Augenblick ihre Verbindung mit dem Körper gelöſt zu haben. Sie iſt gleichſam in einen andern Zuſtand des Daſeins übergegangen. Sie lebt in einer andern Welt. Sie iſt über Länder und Meere geflohen und unterhält mit denen, welche ſie liebt, in fernen Gegenden der Erde und im fernſten Himmel Gemeinſchaft. Sie erblickt traute Züge und hört theure Stimmen, welche den leiblichen Sinnen nicht mehr ſichtbar und hörbar ſind. Und in gleicher Weiſe iſt's mit dem Tode; nur daß, wenn wir ſterben, die

Seele nicht mehr zu der Wohnung zurückkehrt, die sie verlassen."

„Sie scheinen es als ausgemacht anzunehmen," unterbrach ihn Flemming, „daß bei unsern Träumereien die Seele wirklich den Körper verläßt und nach fernen Orten entweicht, anstatt in sich selbst vermittelst des Gedächtnisses und der Phantasie thätig zu sein."

„Etwas muß ich als ausgemacht annehmen," erwiederte der Professor. „Wir wollen jetzt über diesen Punkt nicht streiten. Ich spreche nicht ohne Vorbedacht. Bemerken Sie nur, welch eine herrliche Sache das menschliche Leben in diesem Lichte betrachtet ist, und wie herrlich das Loos des Menschen. Ich bin! du bist! er ist! scheint blos die Conjugation eines Schulknaben. Dennoch liegt eine mysteriöse Bedeutung darin. Wir erblicken rings um uns her eine große Vereinigung, bei welcher kein Mensch für sich arbeiten kann, ohne zugleich für alle Andern zu arbeiten; ein Schimmer von Wahrheit, der bei der allgemeinen Harmonie der Dinge zum innern Segen wird und die Seele mächtig emporhebt. Dies ist in noch höherem Grade der Fall, wenn ein Mensch sich als ein nothwendiges Glied dieser Vereinigung betrachtet. Das Gefühl unserer Würde und Kraft erstarkt, wenn wir zu uns selbst sagen: „Mein Leben ist nicht zwecklos und vergeblich, ich bin ein nothwendiges Glied in der großen Kette, welche von der vollen Entwickelung des Bewußtseins im ersten Menschen bis in die Ewigkeit reicht. Alle die Großen und Weisen und Guten der Menschheit, alle die Wohlthäter des Menschengeschlechts, deren Namen ich in der Weltgeschichte lese, und die noch größere Zahl jener Männer, deren edle Thaten ihre Namen überdauert — sie alle haben für mich gearbeitet. Ich bin in ihre Ernte eingetreten. Ich wandle auf der grünen Erde, die

ſie bewohnten. Ich trete in ihre Fußtapfen, von denen Segen erſprießt. Ich kann die hohe Aufgabe übernehmen, die ſie einſt übernahmen, die Aufgabe, unſere gemeinſamen Brüder weiſer und glücklicher zu machen. Ich kann weiter bauen, wo ſie aufhören mußten, und das große Gebäude, das ſie unvollendet ließen, der Vollendung näher bringen. Und auch ich muß es endlich verlaſſen und von hinnen gehn. O dies iſt der allererhabenſte Gedanke! Ich kann die edle Aufgabe nie vollenden; daher kann ich, ſo gewiß als dieſe Aufgabe meine Beſtimmung iſt, nie aufhören zu arbeiten und folglich nie aufhören zu ſein. Was die Menſchen Tod nennen, kann nicht dieſe Aufgabe abbrechen, denn ſie endet nimmer; folglich iſt meinem Sein keine Zeit geſetzt, und ich bin ewig. Stolz erhebe ich das Haupt zu den drohenden Berggipfeln und den brauſenden Katarakten und den in dem Feuermeere droben ſchwimmenden Wetterwolken und ſpreche: Ich bin ewig und trotze eurer Macht! Brecht über mich herein! und du Erde, und du Himmel, miſche dich in das wilde Toben! und ihr Elemente, ſchäumt und wüthet und zerſtört dieſes Atom Staub — dieſen Körper, den ich mein nenne! Mein Wille allein mit ſeinem unwandelbaren Zweck wird muthig und ſiegreich über den Trümmern des Alls ſchweben, denn ich habe meine Beſtimmung verſtanden und ſie iſt dauernder als ihr! Sie iſt ewig, und auch ich, der ich ſie erkenne, bin ewig! Sagen Sie, mein Freund, glauben Sie nicht daran?"

„Wohl," erwiederte Flemming, und es entſtand abermals eine Pauſe. Dann ſprach er:

„Ich habe Ihnen geduldig und ohne Sie zu unterbrechen zugehört. Jetzt hören Sie mich. Sie klagen über die Zweifelſucht der Zeit. Dies iſt eine Form, unter der ſich der philoſophiſche Geiſt der Zeit kund giebt. Geſtatten Sie mir,

Ihnen zu sagen, daß eine andere Form, welche er annimmt, die der poetischen Träumerei ist. Plato überließ sich vor Alters ähnlichen Träumen, und auch die Mystiker des Mittelalters, und noch immer wandeln ihre Schüler in dem Wolken- und Traumreiche. Mild und kühl ruhen auf ihren Seelen die Schatten der Bäume, unter denen Plato lehrte. Von ihren flüsternden Blättern erklingt durch den Lärm volkreicher Jahrhunderte ein feierlicher, geheimnißvoller Ton, welcher ihnen die Stimme der Weltseele ist. Die ganze Natur wird vergeistigt und verwandelt, und in süße, unbestimmte Träume gewiegt leben sie in dieser grünen Welt, gleich dem Kinde in dem deutschen Mährchen, das am Ufer eines Waldsees sitzt und hört, wie der blaue Himmel und die Zweige über ihm mit ihrem Wiederschein im Wasser streiten, was Wirklichkeit und was Bild ist. Ich gestehe gern, daß solche wache Träume meine Phantasie mächtig anregen. Sie nahen und folgen jenen erhabenen Seelen, welche, immer höher und höher sich aufschwingend, unter dem Dach der Sterne sich Wohnungen bauen, uneingedenk, daß sie nicht von Luft sich nähren können, sondern auf die Erde herabsteigen müssen, sich Nahrung zu suchen. Doch erkenne ich in ihnen nur wache Träume, Schatten, nicht etwas Substantielles. Was mir an der neuen Philosophie hauptsächlich mißfällt, ist die kalte Dreistigkeit, mit welcher eine in ein neues Gewand gekleidete alte Idee uns anblickt und uns nicht zu kennen behauptet, obgleich wir von Jugend auf ihre vertrauten Freunde waren. Ich erinnere mich eines englischen Schriftstellers, welcher bei Gelegenheit Ihrer deutschen Philosophien sehr treffend sagt: „Oft erweist sich ein Satz von unerforschlichem und schrecklichem Aussehen, wenn man ihn entschlossen bekämpft, ihn aus seiner dunklen Höhle und seinen fürchterlichen Verschanzungen hervorgezogen und an

das helle Tageslicht gebracht hat, um ihn mit natürlichem Auge zu ſehen und mit dem bloßen Menſchenverſtand zu prüfen, als eine ganz einfache Wahrheit, die uns ſchon längſt bekannt iſt, manchmal ſo bekannt, wie eine unläugbare Wahrheit. Nur zu oft wird der ängſtliche Novize an Dryden in der Schlacht der Bücher erinnert; da iſt ein düſterer, grimmiger, rieſiger Helm von verroſtetem Eiſen, und darunter im fernſten Winkel ein Kopf, nicht größer als eine Wallnuß! — Können Sie ſich vorſtellen, daß dieſe Worte je aus der Feder Thomas Carlyle's kamen? Er hat ſelbſt die rohe Terminologie unlängſt ſich angeeignet, und viele reine, einfache Gemüther ſind dadurch verletzt worden. Sie ſcheinen dies als eine perſönliche Beleidigung zu nehmen. Sie gerathen in Zorn und verweigern den gerechten Lohn des Lobes. Indeß lohnt es ſich kaum der Mühe, unſere Geiſtesgegenwart zu verlieren. Laſſen Sie uns lieber auch dieſes Schauſpiel möglichſt nützen, und den Fürſten unter ſeiner Maske erkennen. Denn in jenes ſeltſame und antike Gewand gehüllt, wandelt eine königliche Seele, wie Kaiſer Karl unter einer Mönchskutte in ernſten Kloſterhallen wandelte, — noch in der Seele ein Herrſcher. Solche Dinge ſind in der Weltgeſchichte nicht neu. Dann und wann ſchlüpfen ſie über die Erde und verlöſchen bald; und dann herrſcht eine Zeit lang Ruhe, und die Atmoſphäre der Wahrheit erſcheint heiterer. Weshalb wollten Sie dem Winde predigen? weshalb mit Regenſchauern philoſophiren? Bleiben Sie lieber ruhig und laſſen Sie ſie als ein wolliges, prächtiges, erhabenes Schauſpiel vorüberziehen."

Der Profeſſor lächelte ſelbſtgefällig; ſagte aber nichts. Flemming fuhr fort:

„Ich will nur dies noch hinzufügen: es giebt viele Speculationen in der Literatur, Philoſophie und Religion, in denen

man ſich angenehm ergeht und welche unter dem Schatten großer Namen ruhen, und doch zuletzt zur Fährte eines Eichhörnchens zuſammenſchrumpfen und zu einem Baume führen!"

Der Profeſſor wußte nicht, ob er über dieſen Scherz lachen oder ſich dadurch beleidigt fühlen ſollte, und ſeine Hand auf Flemmings Arme legend, ſagte er ernſt:

„Glauben Sie mir, junger Freund, die Zeit wird kommen, wo Sie dieſe Dinge verſtändiger beurtheilen werden. Und Ihnen, hoffe ich, wird die Zeit bald kommen, denn ſie erſcheint den Einen ſchneller als Andern. Was iſt die Zeit?"

Der laute, nachdrückliche Ton der Stimme, in welchem der Profeſſor dieſe Worte ſprach, erweckten den Baron aus dem Schlafe, und da er das Geſagte nicht genau verſtand, ſondern meinte, der Profeſſor frage, um welche Zeit es ſei, rief er ſchnell:

„Ich ſollte denken, es müßte bald Mitternacht ſein!"

Dies brachte den Profeſſor etwas aus der Faſſung und er verabſchiedete ſich bald. Als er ſich entfernt hatte, ſagte der Baron:

„Entſchuldigen Sie, daß ich Ihren Gaſt ſo cavaliermäßig behandelte. Seine Philoſophie langweilte mich nicht wenig, und ich nahm meine Zuflucht zum Schlaf. Nach der Sprache, welche dieſe Leute führen, ſollte man meinen, ſie allein hätten jede Schönheit in der Natur geſehen, und wenn ich einen von ihnen reden höre, werde ich ſogleich an Goethe's Baccalaureus erinnert, wenn er ausruft:

„Die Welt ſie war nicht, eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.

Auf meinen Wink, in jener ernſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklammernder Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken! —"

Bemerken Sie nicht eine Aehnlichkeit? O ſie möchten beſcheiden genug ſein, einzugeſtehen, daß ein kämpfender Lichtſtrahl durch einen Zufall auf die erblindeten Augen von uns armen, in Finſterniß lebenden Heiden fallen kann."

„Ach, wie wenig Ehrerbietung haben wir!" ſagte Flemming. „Ich konnte nicht umhin, die Discuſſion mit einem Scherz zu beendigen. Ein unzeitiger Leichtſinn befällt mich oft bei der Verwunderung. Bei ſolchen Gelegenheiten erinnere ich mich ſtets einer Scene auf der Univerſität, wo mitten in einer ernſten Discuſſion über die Möglichkeit abſoluter Bewegung ein Student ſagte, er habe einen Felſen berſten ſehen, aus welchem eine Kröte ſprang, bei welcher man nicht die Kenntniß der Außenwelt vorausſetzen konnte, und demzufolge müßte ihre Bewegung eine abſolute geweſen ſein. Der gelehrte Profeſſor, welcher damals präſidirte, war kaum mehr erſchrocken und überraſcht als unſer gelehrter Profeſſor vor fünf Minuten. Doch kommen Sie; ziehen Sie Ihre Uhr auf und laſſen Sie uns zu Bett gehen."

„Apropos," ſagte der Baron, „haben Sie bemerkt, welch einen ſonderbaren Kopf er hat? Es befinden ſich zwei Platten auf demſelben."

„Dies bedeutet," entgegnete Flemming, „daß er in zwei Reichen ſein Brot eſſen wird."

„Ich denke, der arme Mann würde froh ſein," ſagte der Baron lächelnd, „wenn er gewiß wüßte, daß er es in einem eſſen könnte. Er iſt, was die Transſcendentalen einen gottberauſchten Menſchen nennen, und ich rathe ihm, wie Santeul dem Boſſuet rieth, nach Patmos zu gehen und eine neue Apokalypſe zu ſchreiben."

Siebentes Kapitel.

Mühl- und andere Bäder.

Wenige Tage darauf erhielt der Baron einen Brief von ſeiner Schweſter, welche ihm mittheilte, daß die Aerzte ihr gerathen hätten, auf einige Wochen das Bad Ems zu beſuchen, und ihn bat, ſich vor Beginn der Saiſon daſelbſt einzufinden.

„Begleiten Sie mich auf dieſer kurzen Reiſe," ſagte er zu Flemming. „Wir werden in Ems einige angenehme Tage verleben und die andern Badeorte von Naſſau beſuchen. Es wird die melancholiſchen wachen Träume verbannen, welche Sie beſchleichen. Vielleicht erwartet Sie gerade jetzt im Schlangenbad eine zukünftige Braut mit dunklem Vorgefühl und unbeſtimmtem Sehnen."

„Oder eine Emſer Witwe mit einem Korkbeine," verſetzte Flemming lächelnd, und fuhr in halb ſcherzendem, halb ernſtem Tone fort: „Doch laſſen Sie uns ſie aufſuchen:

„Wer ſie auch ſei,
Sie muß herbei,
Daß ſich mein Herz ganz ihrer Herrſchaft weih!

Wohin ſie auch eile,
Dem Menſchenblick verborgen,
In Blätternacht des Schickſals weile."

Am Nachmittag reiſten ſie nach Frankfurt ab und zogen langſam auf der wegen ihrer Schönheit durch ganz Deutſchland berühmten Bergſtraße hin. Sie kamen an dem Hauſe vorbei, in welchem Martin Luther nach dem Reichstag zu Worms ſich verborgen hielt, und durch das Dorf Handſchuchsheim, deſſen Alter bis zur Zeit König Pipin's des Kurzen reicht, — einen an den Bergen liegenden, von Blüthen und grünem Laub bedeckten Weiler. Dicht zur Rechten erhoben ſich die Berge des myſteriöſen Odenwaldes, und zur Linken lag der Neckar wie ein ſtählerner Bogen auf der Aue. Weiter nach Weſten hin bezeichnete ein leichter Dunſt den Lauf des Rheins, und jenſeit deſſelben zogen ſich, wie ein aufgeregtes Meer, die blauen, wellenförmigen Berge des Elſaß hin.

Der Geſang der Vögel und der Klang der Abendglocken und der Duft lieblicher Blumen erfüllte die Luft; ruhig und langſam ging die große rothe Sonne unter, unter ſich übereinander lagernden Wolken halb verborgen.

„Wir werden die Nacht nicht in Weinheim bleiben," ſagte der Baron zu dem Poſtillon, welcher abgeſtiegen war, um den zur Stadt führenden Berg hinauf zu gehen. „Du kannſt zur Mühle im Birkenauer Thale fahren."

Der Poſtillon faßte eins ſeiner Pferde beim Schweif und ſchwang ſich wieder auf ſeinen Sitz. Sie wollten über die gepflaſterten Straßen von Weinheim und achteten nicht auf den Wirth vom Goldnen Adler, welcher ſo einladend an der Thür ſeines Gaſthofes ſtand; und die Ruinen der Burg Windeck über ihnen ſchauten von ihrem Gebirgsthrone finſter

auf ſie, daß ſie vorübereilten, ohne anzuhalten und ihre Huldigung darzubringen.

„Die alte Ruine ſchaut uns einladend entgegen," ſagte der Baron; „aber wir wollen uns hüten, den ſteilen Berg zu erklimmen. Die meiſten Reiſenden ſind wie Kinder, ſie müſſen Alles berühren, was ſie ſehen; ſie erklimmen jeden alten zerbrochenen Zacken einer Burg, die ſie auf ihrem Wege antreffen, — haben für ihre Mühe ein beſchwerliches Klettern und heißen Sonnenſchein, und kehren ermüdet und getäuſcht zurück. Ich hoffe, wir ſind klüger."

Sie gingen über die Brücke und den Strom hinauf, unter einem ſteinernen Bogen hin, welcher als Eingang zu dem reizenden Thal von Birkenau dient. Ein kühles, liebliches Thal, von hohen Bergen eingeſchloſſen, — von Ellern und ſchlanken Pappeln beſchattet, unter denen die Wechsnitz dahinrauſcht, ein lärmender Gebirgsfluß, der bisweilen ſeine breite Schulter an ein Mühlrad legt und zeigt, daß er ſowohl arbeiten als ſcherzen kann. An einer dieſer Mühlen hielten ſie an, um darin zu übernachten.

Eine Mühle bildet einen charakteriſtiſchen Zug in der romantiſchen deutſchen Landſchaft, wie in der romantiſchen deutſchen Erzählung. Es iſt nicht blos eine Mühle, ſondern auch ein Bierhaus und eine ländliche Gaſtwirthſchaft, ſo daß Leute darin nicht nur der Arbeit, ſondern auch dem Vergnügen nachgehen. Sie liegt mit ihrem pittoresken Strohdach in dem einen Hohlweg; dorthin ſtrömen die Landleute an Feiertagen, und dort werden unter den Bäumen ländliche Tänze gehalten.

In der Dämmerung des ſchnell einbrechenden Sommerabends ſchritten der Baron und Flemming längs dem Ufer des Fluſſes dahin. Als ſie hörten, wie er unter Steinen und verworrenen Wurzeln rauſchte und die großen Räder mit

ihrem beſtändigen Klippklapp im Fluß ſich drehten, dachten ſie an das treffliche einfache Lied Goethe's: der Jüngling und der Mühlbach. Ihnen war es jetzt eine Nymphe, welche in der Stimme der Gewäſſer ſang.

„Ich bin überzeugt," ſagte Flemming, „daß man, um die deutſche Volkspoeſie völlig zu verſtehen und zu fühlen, mit der deutſchen Landſchaft vertraut ſein muß. Viele allerliebſte kleine Gedichte ſind die Ergüſſe augenblicklicher Gefühle, — Worte, zu denen der Geſang der Vögel, das Rauſchen der Blätter und das Plätſchern kühler Gewäſſer die paſſende Muſik bilden. Oder ich ſollte vielleicht ſagen, ſie ſind Worte, welche der Menſch der Muſik der Natur untergelegt hat. Hören Sie nicht auch jetzt dieſen Bach erzählen, wie er zur Mühle wandert, wo mit Tagesanbruch die Tochter des Müllers ihr Fenſter öffnet und herabkommt, ihr Geſicht in ſeinem Waſſer zu baden, und ihr Buſen iſt ſo voll und weiß, daß er Liebesgluth in dem kühlen Waſſer entflammt?"

„In der That, eine herrliche Ballade," ſagte der Baron. „Wie aber viele andere unſerer kleinen Lieder erfordert es einen Dichter, um es zu fühlen und zu verſtehen. Man ſinge es im Thale und Waldſchatten und unter dem Laubdach der Gartengänge und am Abend und allein, wie ſie geſchrieben ſind. Man ſinge ſie nicht in der lauten Welt, — denn die laute Welt verlacht ſolche Dinge geringſchätzig. Wilhelm Müller ſagt in dem kleinen Liede, in welchem das Mädchen dem Mond den Abendgruß bringt:

Dies Liedchen iſt ein Abendreihn,
Ein Wandrer ſang's bei Vollmondſchein;
Und die es leſen bei Kerzenlicht,
Die Leute verſteh'n das Liedchen nicht,
Und iſt doch kinderleicht.

Er hat viele hübſche Lieder geſchrieben, in welchen die momentane, unbeſtimmte Sehnſucht und Gefühle der Menſchenſeele ihren Ausdruck finden. Er nennt ſie die Lieder eines wandernden Waldhorniſten. Unter ihnen iſt eins, das ganz auf unſere jetzige Lage paßt. Er drückt darin das Gefühl der Unruhe und des Verlangens nach Bewegung aus, welches der Anblick und Ton der rauſchenden Gewäſſer in uns erwecken. Es führt den Titel: „Wohin" und verdient es, daß ich es Ihnen mittheile:

„Ich hört ein Bächlein rauſchen
Wol aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer friſcher rauſchte,
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wol die Niren
Dort unten ihren Rhein.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es geh'n ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach! —"

„Da haben Sie die poetiſche Träumerei und den matten proſaiſchen Commentar dazu," ſprach Flemming. „Das Lied iſt recht hübſch und wurde vermuthlich durch eine eben ſolche Scene veranlaßt, wie die, welche wir jetzt betrachten. Ohne Zweifel entſprangen alle Ihre alten Volksſagen im Gemüth des Volkes, wie dieſes Lied in dem des Dichters."

„Ihre Neigung iſt gewiß richtig," erwiderte der Baron; „aber trotz dieſem Spiel dichteriſcher Phantaſie fühle ich die kalte Abendluft und die Qualen des Hungers. Laſſen Sie uns zur Mühle zurückkehren und ſehen, was unſere Wirthin uns als Abendbrot vorſetzen kann. Bemerken Sie, was für eine laute, ſcharfe Stimme ſie hat?"

„Wie alle Leute, die in Mühlen und bei Waſſerfällen wohnen."

Am folgenden Morgen verließen ſie ungern das grüne, dunkle Thal und wanderten auf der ebenen Straße nach Frankfurt dahin, wo ſie am Abend Mozart's herrlichen Don Juan hörten. Unter allen Opern liebte Flemming dieſe am meiſten. Welch ſtürmiſcher Aufſchwung des Tones! welch lebende, pathetiſche Harmonie! welch wildes fröhliches Schwelgen der Leidenſchaft! welch ein Delirium des Gefühls! welch ein Ausdruck des Schmerzes und Wehs! — alle Empfindungen der duldenden und genießenden Menſchheit, mit denen man ſympathiſirt und die in dieſen Tönen eine Stimme finden. Flemming und der Baron lauſchten mit ſich immer ſteigerndem Ergötzen.

„Wie wunderbar!" rief Flemming, von ſeinen Gefühlen hingeriſſen. „Wie der Chor anſchwillt und verhallt, gleich dem Sommerwind! Wie jene Stellen von geheimnißvoller Bedeutung hin und her zu wogen ſcheinen, gleich den ſchwankenden Zweigen der Bäume, von denen je zuweilen eine

einſame Stimme wie ein Vogel auffliegt und fortflattert und im hellen, warmen Sonnenſchein jubelt! Und dann bemerken Sie, wie Sie mitten in dem Chor von hundert Stimmen und Inſtrumenten — von Flöten und Pauken und Trompeten — in dieſem allgemeinen Jauchzen und Wirbeln der erregten Luft, ſo deutlich die melancholiſche Schwingung einer einzigen, vom Finger berührten Saite unterſcheiden können, — ein düſterer, ſchluchzender Ton! O, das iſt fürwahr menſchliches Leben! wo in der rauſchenden, lärmenden Menge und unter Tönen der Fröhlichkeit und tauſend gemiſchten Regungen die Schwingungen einer von unſichtbarer Hand berührten melancholiſchen Saite des Herzens dem Ohr der Seele deutlich vernehmbar ſind!"

Inmitten dieſer wachgerufenen Gefühle kam das Ballet, die Seele mit ſeinem magiſchen Netz umziehend. Und bald trat aus den verworrenen, doch harmoniſchen Labyrinthen des Tanzes eine ſylphengleiche Geſtalt hervor, deren Gewand ihr nachwallte, als fächelte ſie die Luft mit Gazefittichen. Geräuſchlos wie eine Feder oder eine Schneeflocke fällt, berührte ihr Fuß die Erde. Sie ſchien in der Luft zu ſchweben, und der Boden ſchien ſich unter ihr zu beugen und zu ſchwanken, wie ein Zweig, wenn ein Vogel ſich auf ihn niederläßt und ſich wieder emporſchwingt. Lauter, ſtürmiſcher Applaus folgte jedem wunderbaren Schritt, jeder üppigen Bewegung, und mit glühenden Wangen und flammenden Augen und nach Freiheit klopfendem Buſen ſtand die anmuthig majeſtätiſche Geſtalt einen Augenblick ſtill und die beſchwingten Füße der ſchnellen Tänzerinnen umſchwebten ſie, und ſie verſchwand wieder unter der Menge.

„Wie vortrefflich!" rief der Baron, nachdem er laut in den Applaus eingeſtimmt hatte.

„Welch edle Geſtalt! Welche Grazie! Welche Attitüden! Wie viel Seele in jeder Bewegung! Ich verſichere Ihnen, es macht auf mich den nämlichen Eindruck wie ein ſchönes Gedicht. Jeder Schritt iſt ein Wort, und Alles zuſammen ein Gedicht!“

Der Baron und Flemming waren durch die Scene ſehr zufriedengeſtellt und ergötzten ſich zugleich an dem Weſen einer alten Prüden in der nächſten Loge, welche das ganze Schauſpiel mit Gefühlen anzuſehen ſchien, wie Michal, Saul's Tochter, als ſie aus ihrem Fenſter ſchaute und König David in ſeinen knappen Gewändern tanzen und ſpringen ſah.

„Am Ende hatte der alte franzöſiſche Prieſter nicht ganz Unrecht,“ bemerkte Flemming, „als er in ſeiner rauhen Sprache ſagte: der Tanz iſt des Teufels Proceſſion; und Schminke und Zierathen das Schleifen vom Schwert des Teufels, und der Kreis, der im Tanz gebildet wird, des Teufels Schleifſtein, auf dem er ſein Schwert ſchärft; und endlich — ein Ballet iſt das Gepränge und die Meſſe des Teufels, und Jeder, der in daſſelbe eintritt, tritt in ſein Gepränge und ſeine Meſſe ein; denn das Weib, welches ſingt, iſt die Priorin des Teufels, und die antworten, ſind Geiſtliche, und die, welche zuſchauen, ſind Pfarrkinder, und die Cymbeln und Flöten ſind die Glocken, und die Muſiker, welche ſpielen, ſind die Diener des Teufels.“

„Ohne Zweifel denkt die gute Dame neben uns auf gleiche Weiſe,“ erwiederte der Baron lachend; „aber ſie hat es doch gern.“

Als das Stück zu Ende war, bat der Baron Flemming, zu warten, bis ſich die Menge verlaufen habe.

„Ich habe, ſo oft ich im Theater bin,“ ſagte er, „die ſonderbare Laune, das Ende von Allem zu ſehen. Wenn die

Menge ſich entfernt hat, und der Vorhang wieder aufgeht, um das Haus zu lüften, und die Lampen alle ausgelöſcht ſind, außer einer hier und da hinter der Scene, ſo übt der Contraſt zu dem, was früher vorgegangen, einen gewaltigen Eindruck. Alles hat ein traumähnliches Ausſehen. Die leeren Logen und Bänke, das Schweigen, die rauchige Dämmerung und der zerſtörte Zauber der Scenen erzeugen in mir ein ſonderbares, geheimnißvolles Gefühl. Es gleicht einem dunkeln Wiederſchein eines Schauſpielers im Waſſer oder in einem beſtaubten Spiegel und erinnert an einige von Hoffmann's wilden Erzählungen. Es iſt eine praktiſche moraliſche Lehre, ein Commentar zu dem Spiel und vervollſtändigt das Schauſpiel."

Es war in der That ſo, wie er ſagte, nur zehnmal öder, ernſter und eindrucksvoller und machte auf das Gemüth den Eindruck, den wir erfahren, wenn der Schlummer plötzlich unterbrochen wird und Träume und Wirklichkeit ſich in einander miſchen, und wir noch ungewiß ſind, ob wir ſchlafen oder wachen. Als ſie endlich durch den ſchwach erleuchteten Gang gingen, hörten ſie einen Menſchen von gemeinem Ausſehen mit ſinnlichem Geſicht und zottigem Bart zu einigen Perſonen, welche in ſeiner Nähe waren und Schmarotzerpflanzen des Theaters zu ſein ſchienen, die Worte ſprechen:

„Ich werde ſie ſechs Jahre in München tummeln und ſie dann nach Wien führen."

Flemming glaubte, er ſpreche von einem Lieblingspferd. Er ſprach von ſeiner ſchönen Frau, der Ballettänzerin.

Achtes Kapitel.

Goethe.

Was für unſere Wanderer in der alten Stadt Frankfurt das größte Intereſſe hatte, war weder die Oper, noch Dannecker's Ariadne, ſondern das Haus, in welchem Goethe geboren ward, und die Orte, die er in ſeiner Kindheit beſuchte und daran er ſich im ſpäten Alter erinnerte. Von dieſer Art waren die Promenaden um die Stadt, außerhalb des Stadtgrabens; die über den Main führende Brücke mit dem goldnen Hahn auf dem Kreuz, welchen der Dichter als Kind beſchaute und bewunderte, das Kloſter der Barfüßermönche, durch welches er ſich mit geheimer Scheu ſchlich, um an dem mit Wachstuch überzogenen Tiſch des alten Rectors Albrecht zu ſitzen; und der Garten, in welchem ſein Großvater unter Obſtbäumen und Roſengebüſchen auf und ab ging, im langen Schlafrock, mit ſchwarzem Sammetkäppchen und den antiken Lederhandſchuhen, welche er alljährlich als Schultheiß beim Pfeifergericht erhielt, der eine Art Mittelperſon zwiſchen Alcinous und Laertes darſtellte. So ſind deine Fußtapfen, o Genie, geheiligt, und die Sterne leuchten immerdar über deiner Geburtsſtätte.

„Ihre engliſchen Kritiker mögen ſpötteln wie ſie wollen," ſagte der Baron, als er und Flemming von einem Spaziergang in den belaubten Gärten außerhalb des Stadtgrabens zurückkehrten; „Goethe war doch ein prächtiger alter Kerl. Denken Sie nur an ſein Leben; ſeine leidenſchaftliche Jugend, wechſelsweiſe aufſtrebend, verzagend, heftig, ſtürmiſch, unbe-

ſonnen; — ſein romantiſches Mannesalter, in welchem die Leidenſchaft die Geſtalt der Kraft annimmt! emſig, vorſichtig arbeitend, ohne Eilfertigkeit, ohne Raſt; und ſein ehrwürdiges Alter, — das Alter der heitern, claſſiſchen Ruhe, in welchem er gleich dem Atlas daſteht, wie Claudian ihn in dem Kampf der Giganten dargeſtellt hat, die Welt auf ſeinem Haupte tragend, die Eismeere in ſeinen grauen Locken."

„Eine gute Erklärung deſſen, was die Welt ſeinen Indifferentismus nennt."

„Und wiſſen Sie, daß mir dieſer Indifferentismus nicht mißfällt? Hatten Sie noch nie das Unglück, in einer Gemeinſchaft zu leben, wo eine Schwierigkeit im Kirchſpiel das Ende der Welt zu verkünden ſchien? oder einen der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts in der „Sturm- und Drangperiode" ſeines unbeſonnenen Enthuſiasmus zu kennen? Wenn es der Fall iſt, ſo glaube ich, Sie werden in der ruhigen, würdevollen Haltung des alten Philoſophen etwas Schönes ſehen."

„Es iſt ſchade, daß ſeine Bewunderer nicht ein wenig von dieſer philoſophiſchen Kälte beſaßen. Es ergötzt mich, die verſchiedenen Epitheta zu leſen, welche ſie ihm geben: — der liebe, liebe Mann! der lebensfreudige Mann! der allſeitige! der Repräſentant der Poeſie auf Erden! der vielſeitige Deutſchlands! Seine Feinde verfallen in das andere Extrem und ſchleudern die grimmigen Namen Alter Humbug! und Alter Heide! gegen ihn, welche wie Piſtolenkugeln treffen."

„Ich geſtehe, er war kein Heiliger."

„Nein; ſeine Philoſophie iſt die alte heidniſche Philoſophie. Sie werden ſie ganz in einer geziemenden und concentrirten erträglichen Geſtalt in des Horaz ſchöner Ode an Thaliarch finden. Was ich an dem Herrn am meiſten auszuſetzen habe, iſt ſeine Sinnlichkeit."

„O, Unſinn! Nichts kann reiner ſein, als die Iphigenia; ſie iſt ſo kalt und leidenſchaftslos wie eine Marmorſtatue.“

„Sehr wahr; doch können Sie nicht daſſelbe von den römiſchen Elegien und jenem erſtaunlichen Buche, den Wahlverwandtſchaften, ſagen.“

„O mein Freund, Goethe iſt ein Künſtler und betrachtet Alles nur als Kunſtgegenſtände. Warum ſollte er nicht in Worten copiren dürfen, was Maler und Bildhauer in Farben und Marmor copiren?“

„Der Künſtler zeigt ſeinen Charakter in der Wahl ſeines Gegenſtandes. Goethe meiſelte keinen Apollo und malte keine Madonna. Er giebt uns blos ſündhafte Magdalenen und muthwillige Frauen. Er idealiſirt nicht ſo ſehr, als er realiſirt.“

„Er copirt nur die Natur.“

„Dies thaten die Künſtler auch, welche die Bronzelampen von Pompeji fertigten. Würden Sie eine derſelben in Ihren Saal hängen? Es iſt nicht genug, daß man ſagt, ein Mann ſei ein Künſtler und copire die Natur. Es giebt zwei große Schulen der Kunſt, die nachahmende und die erfindende. Die letztere iſt die edelſte und einnehmendſte; und Goethe gehörte mehr der erſtern an. Haben Sie Menzel's Angriff auf ihn geleſen?“

„Er iſt wahrhaft grimmig. Der Schleſier haut weidlich auf ihn. Ich hoffe, Sie ſtehen nicht auf ſeiner Seite?“

„Keineswegs. Er geht zu weit. Er tadelt den Dichter, daß er kein Politiker iſt. Ebenſo gut könnte er ihn deshalb tadeln, weil er kein Miſſionär auf den Sandwichinſeln iſt.“

„Und was meinen Sie von Eckermann?“

„Ich halte ihn für eine Art deutſchen Boswell. Goethe wußte, daß er ſein Portrait zeichnete, und ſaß demgemäß. Er

verfährt ſehr ungeſtüm, daß er aus einem alten Jupiter einen St. Petrus macht, wie die Katholiken in Rom thaten."

„Nun, nennen Sie ihn Alter Humbug oder Alter Heide, oder wie Sie wollen; ich behaupte, daß er bei all ſeinen Irrthümern und Fehlern ein herrliches Exemplar eines Mannes war."

„Gewiß. Kam es Ihnen jemals ſo vor, als ob er in manchen Punkten Benjamin Franklin ähnlich ſei, — eine Art gereimter Benjamin Franklin? Die praktiſche Tendenz ſeines Geiſtes war dieſelbe; ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft war dieſelbe; ſeine heitre, philoſophiſche Wiſſenſchaft war dieſelbe, und eine große Anzahl ſeiner kleinen poetiſchen Maximen und Weiſſagungen ſcheinen nichts weiter zu ſein, als die in Verſe gebrachte weltliche Weisheit des armen Richard."

„Am meiſten empört es mich, daß jetzt jeder deutſche Eſel dem todten Löwen einen Fußtritt geben muß."

„Und jeder durch Weimar Reiſende muß ein Buch auf ſein Grab werfen, wie in alter Zeit Reiſende einen Stein auf das Grab Manfred's zu Benevento. Unter Allem aber, was geſagt oder geſungen worden, gefällt mir Heine's Apologie, wenn ich es ſo nennen darf, am meiſten; er ſagt darin, die kleineren Dichter, welche unter der Kaiſerherrſchaft Goethe's blühten, „glichen einem jungen Walde, in welchem die Bäume erſt ihre Größe zeigten, nachdem die hundertjährige Eiche gefallen war, deren Zweige ſich über ſie erhoben und ſie beſchattet hatten. Es fehlte nicht an einer Oppoſition gegen Goethe, dieſen majeſtätiſchen Baum. Menſchen von den kriegeriſchſten Anſichten vereinten ſich zum Kampf. Die Anhänger des alten Glaubens, die Orthodoxen, fanden ein Aergerniß daran, daß am Stamme des gewaltigen Baumes keine Niſche mit deſſen heiligem Bilde zu finden war; ja, daß ſogar

die nackten Dryaden des Heidenthums dort ihr Zauberſpiel treiben durften; und gern hätten ſie, nach dem Vorbild des heiligen Bonifacius, mit geweihter Axt die bezauberte Eiche der Erde gleich gemacht. Den Anhängern des neuen Glaubens, den Apoſteln des Liberalismus dagegen, war es ein Aergerniß, daß der Baum nicht als Freiheitsbaum, oder gewiſſermaßen als Barricade dienen konnte. Der Baum war in der That zu hoch; Niemand konnte die rothe Mütze auf ſeinen Wipfel pflanzen, oder unter ſeinen Zweigen die Carmagnole tanzen. Die Menge jedoch verehrte dieſen Baum gerade deshalb, weil er ſich mit ſo unabhängiger Größe emporhob und die Welt ſo lieblich mit ſeinem Duft erfüllte, während ſeine herrlich gen Himmel aufſtrebenden Zweige die Sterne nur als die goldene Frucht ſeiner wunderbaren Glieder erſcheinen ließen." Halten Sie das nicht für ſchön?"

„Ja, für ſehr ſchön. Und es freut mich, zu ſehen, daß Sie in meinem Lieblingsſchriftſteller trotz ſeiner Schwächen etwas zu bewundern finden, oder, um ein altes deutſches Sprichwort zu gebrauchen, daß Sie die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne die Beete niederzutreten."

„Da iſt der alte Herr ſelbſt!" rief Flemming.

„Wo?" fragte der Baron, als erwartete er in dieſem Augenblick die lebende Geſtalt des Dichters vor ihnen hinſchreiten zu ſehen.

„Hier am Fenſter, — dieſe Geſtalt in Lebensgröße. Vortrefflich, — nicht? Er trägt, wie gewöhnlich, ſeinen langen gelben Nankingüberrock, und ein weißes, vorn über einander geſchlungenes Halstuch. Welch prächtiger Kopf! und welche Stellung! Er ſteht wie ein Thurm der Stärke. Und, beim Himmel! er war beinahe achtzig Jahr alt, als dies gefertigt wurde."

„Woher wissen Sie das?“

„Sie können es aus dem Datum am Piedestal sehen.“

„Sie haben Recht. Und doch wie aufrecht er steht, mit seinen zurückgebogenen starken Schultern und den Händen auf dem Rücken! Er scheint vor dem Feuer zu stehen. Ich fühle mich versucht, eine glühende Kohle in seine Hand zu legen, sie ist so einladend halb geöffnet. Die Beschreibung, welche Gleim bald nach seiner Ankunft in Weimar von ihm machte, ist sehr verschieden davon. Erinnern Sie sich derselben?“

„Nein.“

„Es ist eine Geschichte, welche der gute alte Vater Gleim mit vielem Behagen zu erzählen pflegte. Eines Abends las er in einer gewählten Gesellschaft zu Weimar den Musenalmanach vor, als ein junger Mann in kurzem, grünem Jagdwams eintrat, gestiefelt und gespornt, mit einem Paar leuchtenden, dunklen, italienischen Augen. Er erbot sich, zur Abwechslung vorzulesen; da ihm aber vermuthlich die Poesie des diesjährigen Musenalmanach etwas zu fade vorkam, begann er die seltsamsten und phantastischsten Gedichte, die man sich denken kann, in allen Formen und Versmaßen, vorzutragen, indem er fortwährend aus dem Buche vorzulesen behauptete. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel,“ sagte der gute alte Vater Gleim zu dem neben ihm sitzenden Wieland, worauf das „Große Ich von Osmannstedt“ erwiderte: „Beides, denn er hat heute den Teufel im Leibe, und dann gleicht er einem muthwilligen Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und Sie werden wohl thun, ihm nicht zu nahe zu kommen.“

„Sehr gut!“

„Und nun ist diese edle Gestalt nur Staub. Noch vor wenigen Monaten blickten diese majestätischen Augen zum

letzten Male auf den Glanz eines lieblichen Frühlingsmorgens. Ruhig, gleich einem Gott, saß der Greis, und schien mit einem Lächeln dem Licht des Tages Lebewohl zu sagen, welches er länger als achtzig Jahre geschaut hatte. Neben ihm lagen Bücher, und die Feder, welche eben gleichsam seinen sterbenden Fingern entglitten war. „Oeffnet die Läden — mehr Licht —!" waren die letzten Worte, die von jenen Lippen kamen. Die Hand langsam ausstreckend, schien er in der Luft zu schreiben; und als sie wieder herabsank und regungslos war, entfloh die Seele des Greises."

„Und dennoch besteht die Welt fort. Es ist seltsam, wie bald, wenn ein großer Mann stirbt, sein Platz ausgefüllt wird, und so vollständig, daß er nicht mehr vermißt zu werden scheint. Doch lassen Sie uns eintreten, ich wünsche diese Figur zu kaufen."

Neuntes Kapitel.

Das Tageslicht der Zwerge und der fallende Stern.

Nachdem sich die beiden Freunde einen oder zwei Tage in Frankfurt aufgehalten, wanderten sie durch Hochheim nach dem Rhein und zwischen den Hügeln des Rheingaus nach Schlangenbad, wo sie nur verweilten, um zu baden und zu Mittag zu essen, worauf sie den Weg nach Langenschwalbach einschlugen. Die Stadt liegt in einem Thale, von sanftansteigenden Bergen umgeben, mit langen, in's Freie führenden Pappelalleen. Eine entlose Straße durchschneidet die Stadt, und

dort ſtehen alte Häuſer mit ſeltſamen ausgeſchnitzten Geſichtern an ihrer Vorderſeite und Daten der alten Zeit.

Unſere Wanderer brachen bald von ihrem Gaſthof auf, von Ungeduld getrieben, das ſtärkende Waſſer der Brunnen zu trinken. Sie ſetzten ihre Wanderung das Thal entlang unter den Pappeln fort. Das neue Getreide wogte in den Feldern; die Vögel ſangen in den Bäumen und in der Luft; und alles ſchien fröhlich, einen armen alten Mann ausgenommen, der ein ſchweres Bündel Stäbe auf den Schultern tragend, aus dem Walde daherwankte.

Auf ihrer Rückkehr gingen ſie das Thal hinab und durch die lange Straße nach der alten verfallenen lutheriſchen Kirche. Eine ſteinerne Treppe führt von der Straße zu der grünen Terraſſe oder Platform, auf welcher die Kirche ſteht, und welche in alter Zeit der Kirchhof, oder, wie die Deutſchen mit größerer Ehrerbietung ſagen, der Gottesacker war, wo Generationen gleich Samenkörnern umhergeſtreut ſind, und das, was verweslich geſäet wird, ſpäter unverweslich auferſtehen wird. Auf den Stufen ſtand ein alter Mann, — ein ſehr alter Mann, der ein kleines Mädchen an der Hand hielt. Er nahm ſeine ſchmutzige Mütze ab, als ſie vorüberkamen, und bot ihnen guten Tag. Er hatte keine Zähne mehr, er konnte kaum eine articulirte Sylbe hervorbringen. Der Baron fragte ihn, wie alt die Kirche wäre. Er gab keine Antwort; als aber die Frage wiederholt wurde, trat er dicht zu ihnen heran, nahm wieder ſeine Mütze ab, neigte ſein Ohr aufmerkſam hin und ſagte:

„Ich höre ſchwer.“

„Der arme alte Mann,“ ſagte Flemming, „er iſt ebenſo eine Ruine wie die Kirche, in welche wir einzutreten im Be-

griff ſtehen. Es wird nicht lange währen, ſo wird auch er als Saat auf dieſen Gottesacker geſäet werden!“

Das kleine Mädchen eilte in ein nahes Haus und brachte den großen Schlüſſel. Die Kirchthür öffnete ſich, ſie ſtiegen einige Stufen hinab und traten durch einen Gang mit niedrigem Dach in die Kirche. Alles lag in Trümmern. Die Grabſteine auf dem Pflaſter waren von ihrer Stelle gerückt; die Grüfte drunten gähnten ihnen entgegen; das Dach über ihnen fiel ſtückweiſe herunter: da waren Riſſe in dem alten Thurme, und geheime Gänge und Seitenthüren mit gebrechlichen hölzernen Treppen, welche auf den Kirchhof hinabführten. Unter all dieſen Trümmern ſtand nur Eins aufrecht; es war die Statue eines Ritters in Rüſtung, welche ſich in einer Niſche unter der Kanzel befand.

„Wer iſt dies?“ fragte Flemming den alten Küſter; „wer iſt dies, der da ſo ernſt in Marmor ſteht und die Todten drunten zu bewachen ſcheint?“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der Greis; „aber ich habe von meinem Großvater gehört, es wäre die Statue eines großen Kriegers.“

„Da iſt Geſchichte für Sie!“ rief der Baron. „Da iſt Ruhm! Eine Marmorſtatue zu bekommen, und doch ihren Namen vom Küſter ihres Kirchſpiels vergeſſen, der ſich nur erinnern kann, daß er einſt von ſeinem Großvater hörte, ſie wäre ein großer Krieger geweſen!“

Flemming erwiderte nichts, denn er gedachte der Zeit, wo von dieſer alten Kanzel ein kühner Reformator die erſte Kunde einer neuen Lehre herabdonnerte, und das Gebäude von der hehren alten Hymne Martin Luther's wiederhallte.

Als er dem Baron ſeine Gedanken mittheilte, war die einzige Antwort, welche er erhielt:

„Was nützt am Ende so vieles Predigen? Glauben Sie, die Fische, welche die Predigt des heiligen Antonius anhörten, waren um etwas besser, als die, welche es nicht thaten? Ich empfehle Ihrer geneigten Beachtung die Fischpredigt dieses Heiligen, wie sie Abraham à Sancta Clara mittheilt. Sie werde n sie in Ihrem bevorzugten Wunderhorn find en.

So verging der Tag zu Langenschwalbach; und der Abend im Alleesaal war ganz einsam, denn noch waren keine Gäste angekommen, seine Zimmer zu füllen, oder unter den Bäumen vor der Thür zu sitzen. Am folgenden Morgen waren auch Flemming und der Baron abgereist, denn das Herz des Deutschen klopfte vor heftigem Verlangen, seine Schwester zu umarmen, und das Herz seines Freundes kümmerte sich wenig darum, wohin er ging, wenn er nur nicht zu sehr allein war.

Nach einer Fahrt von wenigen Stunden schauten sie vom Gipfel eines Berges gerade auf die Giebel von Ems. Dort lag es, tief in die Höhlung zu ihren Füßen versunken, als hielt es ein Bewohner des Sirius, um von ihm zu sprechen, wie in Voltaire's Erzählung von Micromegas, in der Höhlung seiner Hand. Hoch erhoben sich die Berge, welche ihre Schatten in das romantische Thal warfen, und an ihrem Fuße schlängelte sich die Lahn. Unsere Wanderer fuhren durch die eine lange Straße, welche ganz aus Gasthöfen und Fremdenwohnungen bestand. Kranke sahen aus den Fenstern, als sie vorüberkamen. Andere gingen gemächlich unter den wenigen gekörpften Bäumen, welche eine öffentliche Promenade bilden, auf und ab, und ein Knabe in blauer Jacke und rother Mütze trieb drei Esel die Straße hinab. Kurz, sie befanden sich an einem fashionablen Badeorte, der bis jetzt nur von wenigen Tropfen des Sommerregens an Fremden, welche gewöhnlich den ersten warmen Tagen folgen, besprengt war.

Bei der Einkehr in London Hotel fand der Baron — nicht seine Schwester, sondern nur einen Brief von ihr, worin sie ihm mittheilte, sie habe ihren Plan geändert, und sei in die Bäder von Franken gereist. Diese Täuschung steckte der Baron mit dem Brief in die Tasche und sagte über Beides kein Wort mehr. Es war dies seine Art, — seine Philosophie bei geringen und bedeutenden Verfällen. Am Abend gingen sie zu einem ästhetischen Thee im Hause der Frau Kranich, der Gemahlin eines reichen Banquiers von Frankfurt.

„Ich muß Ihnen von dieser Frau Kranich erzählen," sagte der Baron unterwegs zu Flemming. „Sie ist eine talentvolle, schöne Frau, und steht in dem Frühlinge des Lebens; sie ist aber leider sehr ehrgeizig. Ihre Manie ist, in der fashionablen Welt eine Rolle zu spielen, und zu dem Zwecke heirathete sie einen reichen Banquier von Frankfurt, der alt genug war, ihr Vater zu sein, um nicht zu sagen, ihr Großvater, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß er bald sterben würde; denn wenn jemals eine Frau Witwe zu sein wünschte, so ist sie diese Frau. Aber der alte Bursche ist zähe und will nicht sterben. Ueberdies ist er taub und mürrisch und karg und die halbe Zeit betrunken. Die Frau ist trotz ihrer Schwäche ein Muster von Tugend. Sie füttert den alten Herrn, als wäre er ein Kind. Und um der Sache die Krone aufzusetzen, haßt er die Gesellschaft und will nichts davon hören, daß seine Frau Gäste empfängt oder in Gesellschaft geht."

„Wie kann sie denn da Soireen geben?" fragte Flemming.

„Eben wollte ich Ihnen das sagen," fuhr der Baron fort. „Die muntere Lady findet nicht Geschmack daran, mit dem alten Herrn lange Abende im dunkeln Zimmer zuzubringen, — so wie ein Verbrecher unter Mezentius gefesselt zu sein,

gegenüber einem Todten. Sie bringt ihn daher zuerst zu Bett und —"

„Giebt ihm Opium."

„Ja, ich glaube wohl; und dann giebt sie eine Soiree, ohne daß er etwas davon weiß. Diese Art der Täuschung ist allerdings an sich verwerflich und muß namentlich ihr so erscheinen, denn sie ist nicht eine niedrig denkende oder unmoralische Frau, sondern eine von denen, welche nicht genug Kraft besitzen, um das Opfer zu vollenden, das sie begonnen, und daher zu einem Leben der Verstellung und Falschheit verleitet werden."

Sie hatten jetzt das Haus erreicht und wurden in ein hell erleuchtetes, von Gästen angefülltes Zimmer geführt. Die Wirthin, weiß gekleidet und wie ein Schwan durch das Zimmer rudernd, kam ihnen entgegen, sie zu empfangen. Als die gewöhnlichen Begrüßungen stattgefunden hatten und Flemming gebührend vorgestellt war, sagte der Baron nicht ohne einige Bosheit:

„Meine theure Frau Kranich, wie befindet sich Ihr guter Herr Gemahl heute?"

Diese Frage verrieth ungefähr so viel Discretion wie eine Kanonenkugel. Allein die Dame erwiderte in der Einfalt ihres Herzens, und ohne im mindesten außer Fassung zu kommen:

„Wie immer, mein lieber Baron. Es ist erstaunlich, wie er es aushält. Doch lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen. Ich muß Ihren Freund seinem Landsmann, dem Großfürsten von Mississippi, vorstellen, der sich durch seinen Reichthum, seine Bescheidenheit und die außerordentliche Einfachheit seiner Manieren gleich auszeichnet. Er fährt nur sechsspännig. Uebrigens ist er als gelehrter und frommer Mann bekannt —

hat ſeine beſondere Kapelle, ſeinen beſonderen Prieſter, welcher ſtets gegen die Eitelkeit irdiſcher Reichthümer predigt. Er hat auch einen Privatſecretair, deſſen einzige Obliegenheit darin beſteht, ihm vorzurauchen, damit er das Aroma ſpaniſcher Cigarren genießen kann, ohne die Mühe zu haben, ſelbſt zu rauchen."

„Unbeſtritten ein Mann von Genie."

Hier wurde Flemming ſeinem berühmten Landsmann vorgeſtellt, der vornehmlich aus Linnen zu beſtehen ſchien, ſo ſehr legte er Kragen, Buſenſtreif und Hemdärmelbänder zur Schau.

„Sagen Sie, Mr. Flemming, was halten Sie von dieſem Rembrandt?" ſprach er, auf ein Gemälde an der Wand deutend. „Ein ausgezeichnetes Gemälde! Erhabenheit des Gefühls und Glanz des chiaroscuro ſtehen in erſter Reihe. Bemerken Sie nur die Flüſſigkeit des Waſſers und das Silberartige der Wolken! Gewaltiges Talent! In dieſem Gemälde iſt eine bravura der Behandlung, zu deren Würdigung das Auge des Kenners erforderlich iſt."

„Ja, eine ganz unbezweifelte — Copie!"

Hier endete ihr Geſpräch; denn in dieſem Augenblick ſchritt der kleine moldauiſche Prinz Jerkin durch die Menge, die Tabaksdoſe, wie gewöhnlich, in der Hand, und eilte auf Flemming zu, den er in Heidelberg kennen gelernt hatte. Er war bemüht, Jedem zu zeigen, daß er Engliſch ſprach, und fing in ſeiner Eile mit einem Fehler an.

„Leben Sie wohl! leben Sie wohl! Mr. Flemming!" ſagte er, anſtatt: Guten Abend. „Ich bin entzückt, Sie in Ems zu ſehen. Hübſcher Ort; — Alles iſt hier ſehr hübſch. Ich trinke mein Waſſer und befinde mich wohl. Meinen Sie nicht, daß Frau Kramich ein ſehr ſchönes Leder hat?"

Er wollte ſagen: Haut. Flemming lachte hell auf; aber

der Prinz bemerkte es nicht, weil er in diesem Augenblick in dem Sturm eines Galopps bei Seite geschoben wurde, und Flemming sah ihn nicht mehr. In diesem Augenblick stellte der Baron einen Freund vor, welcher auch Englisch sprach, und sagte:

„Sie werden heut Abend mit mir speisen. Ich habe einen Rheinwein, der Sie verführen wird."

Bald darauf stand der Baron neben einer leidenschaftlichen, romantischen Dame, welche sich auf seinen Arm stützte, und betrachtete eine Copie von Raphael's Fornarina.

„Ach! ich hätte mögen die Fornarina sein!" seufzte die leidenschaftliche, romantische Dame.

„Dann, mein theures Fräulein, hätte ich mögen Raphael sein." —

Und eben so sprach bei sich selbst ein schlanker Mann mit feuerrothem Haar und Phantasiebart, einer ganz ungewöhnlichen Weste, welcher auf einer Stelle rund herum walzte, indem er so ein Leuchtfeuer darstellte, die Menschen vor den verborgenen Klippen zu warnen, an welche der Wind der Eitelkeit sie als Wrack treibt. Endlich sank seine Tänzerin, des Drehens müde, auf ein Sopha, wie der Kreisel eines Kindes, wenn er turkelt und umfällt.

„Sie lieben den Walzer nicht?" sagte ein alter französischer Herr, als er den Ausdruck in Flemming's Zügen bemerkte.

„O ja, bei den Figurantinnen der Oper. Aber ich gestehe, es verursacht mir manchmal einen Schauder, wenn ich einen jungen Wüstling seine Arme um ein reines, unschuldiges Mädchen schlingen sehe. Was würden Sie sagen, wenn Sie ihn auf einem Sopha sitzen und die Arme um Ihre Gattin schlingen sähen?"

„Bloßes Vorurtheil der Erziehung," erwiderte der Franzoſe. „Ich kenne dieſe Lage. Ich habe Alles hierüber in der Bibliothèque de romans choisis geleſen."

Und der Tanz ging fröhlich weiter, und unter den Tänzern fehlte es nicht an ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen;

Und ſie wurden roth und ſie wurden warm
Und ruhten keuchend Arm in Arm;

und die Walzer von Strauß klangen anmuthig in Flemming's Ohren, der, obwohl er nie tanzte, doch, wie Heinrich von Oſterdingen in dem Roman von Novalis, auf die Muſik achtete. Der wirbelnde Walzer ſetzte die Räder ſeiner Phantaſie in Bewegung. Und ſo ſchwanden die Augenblicke, und man hörte nicht die Schritte der Zeit unter den Klängen von Muſik und Stimmen.

Doch plötzlich ward dieſe Scene der Fröhlichkeit unterbrochen. Die Thür öffnete ſich, und es zeigte ſich die kurze Geſtalt eines alten Mannes mit grauem Haar, glühendem Geſicht und wilden Augen. Er war nur halb angekleidet und hielt in der Hand einen ſilbernen Leuchter ohne Licht. Ein Tuch war nach Art eines Turbans um ſeinen Kopf gewunden, und er wankte mit geiſtesleerem, unſtätem Blick vorwärts, indem er rief:

„Ich bin Mahomet, der König der Juden!"

In demſelben Augenblick fiel er in Ohnmacht und wurde von den Dienern aus dem Zimmer getragen. Flemming blickte auf die Gaſtgeberin; ſie war todtenbleich. Einen Augenblick waren Alle beſtürzt, und Tanz und Muſik hielten inne. Der Eindruck, den der Vorfall auf die Gäſte machte, war zugleich heiter und grauenhaft. Sie verſuchten vergebens zu ſcherzen. Die ganze Geſellſchaft glich einem todten Körper,

aus welchem die Seele gewichen war. Bald hatten alle Gäste sich entfernt, und überließen die Frau vom Hause ihren düsteren, verlöschenden Lampen und noch düstereren Betrachtungen.

„Wahrlich," sagte Flemming zu dem Baron, als sie den Heimweg antraten, „dies sieht nicht wie Wirklichkeit aus, sondern wie einer der scharfen Contraste, die wir in Romanen antreffen. Wer wird nun noch sagen, im wirklichen Leben liege nicht mehr Romantik, als wir in Büchern lesen?"

„Nicht mehr Romantik," entgegnete der Baron, „aber eine verschiedene Romantik."

Eine noch tragerische Scene hatte an jenem Abend in Heidelberg stattgefunden. Eben als die Sonne unterging, wandelten zwei weibliche Gestalten auf dem Waldpfade dahin, welcher nach der Engelswiese führt, einer kleinen grünen Lichtung auf dem Gipfel der hohen Berge, welche sich im Neckar erblicken und die feierlichen Glocken von Kloster Neuburg hören. Die Abendschatten senkten sich breit und lang, und der Kukuk begann zu rufen.

„Kukuk! Kukuk!" sagte die älteste der beiden Gestalten, indem sie ein altes deutsches Volkslied wiederholte:

Kukuk! Kukuk!
Sag mir wahr,
Sag' mir schön und fein,
Wie lang muß ich noch unverheirathet sein?"

Es war die Stimme eines bösen Geistes, welcher in der Person Magdalenens sprach, und die bleiche, bebende Gestalt, welche an ihrer Seite ging und diesen Worten lauschte, war Emma von Ilmenau. Ein junger Mann gesellte sich zu ihnen, wo der Pfad in die dichte Waldung führt, und sie verschwanden unter den schattigen Zweigen. Es war der polnische Graf.

Die Vergißmeinnicht ſchauten mit ihren ſanften blauen Augen von ihrer Heimath auf der Engelswieſe zum Himmel auf. Ruhig ſtand der Allerheiligenberg in ſeiner majeſtätiſchen, heiligen Ruhe; — der Strom floß ſo fern unten, daß man das Rauſchen ſeines Waſſers nicht vernahm; — kein Seufzer des Abendwinds zog durch die Blätter; kein Laut ward auf der Erde und in der Luft gehört; — und doch fiel in jener Nacht ein Stern vom Himmel!

Zehntes Kapitel.

Die Trennung.

Es war jetzt die Zeit des Jahres, welche ein alter engliſcher Schriftſteller den „lieblichen" Junimonat nennt, und die Stunde des Tages, wo, Angeſicht gegen Angeſicht, der aufgehende Mond die ſinkende Sonne ſchaut. Noch waren wenig Sterne am Himmel. Doch nach dem Sinken des Tages ſtiegen Kühle und Dämmerung wie ein Segen auf die Erde herab, von all jenen lieblichen Klängen begleitet, welche die milden Begleiter der Nacht ſind.

Flemming und der Baron hatten den Nachmittag auf dem Schloſſe verbracht. Sie hatten zuſammen noch einmal, und zum letzten Mal, die herrliche Ruine durchſtreift. Am folgenden Tage ſollten ſie ſich trennen, vielleicht für immer. Der Baron wollte nach Berlin reiſen, um mit ſeiner Schweſter zuſammen zu treffen, und Flemming, von ſeinem ruheloſen Geiſt vorwärts getrieben, ſehnte ſich noch einmal nach einem Wech-

ſel der Sonne und wollte Tyrol und die Schweiz bereiſen. Ach, er ſagte nie zur ſchwindenden Stunde: „Bleib, denn du biſt ſchön!“ ſondern drang vorwärts in die dunkle Zukunft, mit unbefriedigtem Verlangen und zielloſen, nie ſchweigenden Wünſchen.

Als der Tag ſich neigte, ſetzten ſie ſich auf die Terraſſe des Eliſabethgartens. Die Sonne war hinter den blauen Bergen des Elſaß untergegangen, und auf das Rheinthal fiel der Purpurnebel, gleich dem Mantel des von ſeinem feurigen Wagen ſcheidenden Propheten. Ueber den Schloßmauern und den Bäumen des Gartens ging der volle Mond auf, und zwiſchen dem kämpfenden Licht des Tages und des Mondes lagen noch keine Schatten. Doch endlich zeigten ſich die Schatten, — durchſichtige, ſchwache Umriſſe, die ſich zur Form verdichteten. Im Thale unten ſchimmerte nur der Fluß wie Stahl; und hier und da wurden in der Stadt die Lampen angezündet. Ehrwürdig ſtanden im Garten neben ihnen die belaubten Linden, ihre Stämme im Dunkel und ihre Wipfel vom Mondlicht bronzirt; und in ſeiner Niſche im großen runden Thurm ſtand, mit Epheu bekränzt, wie ein majeſtätiſches Phantom, die graue Statue Louis', mit ſeinem ehrwürdigen Bart und Panzerhemd und dem wehenden Mantel; und das milde, majeſtätiſche Antlitz ſchaute in die ſchweigende Nacht hinaus, wie das Angeſicht eines Sehers, der in den Sternen lieſt. Dann und wann ſtrich der Wind der Sommernacht durch das verfallene Schloß und die Bäume, und ſie gaben einen Laut, als ſeufzte die Natur in ihren Träumen; und einen Augenblick lang ſchlugen droben die breiten Blätter, gleich ehernen Cymbeln, mit klingendem Ton leiſe gegen einander; dann war Alles ſtill, ausgenommen die ſüße, zärtliche Nachtigall, die nirgends ſo ſüß ſchlägt, als im Garten des Heidelberger Schloſſes.

Die Stunde, die Scene und die herannahende Trennung der beiden jungen Freunde hatten ihre Herzen angenehm, doch zugleich auch ſchmerzlich erregt. Sie hatten über die alte herrliche Ruine geplaudert, und über die Zeit, in der ſie erbaut worden, und die Wechſelfälle der Zeit und des Krieges, die ihre Mauern zertrümmert und ſie „von Niemand, als vom rauhen Wind bewehnt“ gelaſſen hatten.

„Wie kummervoll und erhaben iſt das Antlitz der Natur drüben!“ ſagte Flemming. „Sie erinnert mich an den alten däniſchen Helden Beowolf, denn „ſorgenvoll, bekümmert blickt er in die Gruft ſeines Sohnes, die Weinhalle verödet, die Zuflucht des Windes, geräuſchlos; der Ritter ſchläft; der Krieger liegt in Finſterniß; da iſt kein Ton der Harfe, keine Fröhlichkeit in den Wohnungen, wie ehedem.“

„Es iſt ganz ſo, wie Sie ſagen,“ entgegnete der Baron; „aber es nimmt mich oft Wunder, daß Sie, aus jener friſchen grünen Welt jenſeit des Meeres kommend, an dieſen alten Dingen ſo viel Intereſſe nehmen, ja bisweilen von ihrem Geiſte ſo berauſcht zu ſein ſcheinen, als lebten Sie wirklich in den alten Zeiten. Ich meinestheils ſehe nicht ein, welcher Reiz in dem bleichen, runzligen Geſicht der Vergangenheit liegt, daß es die Seele eines jungen Mannes feſſeln könnte. Es kommt mir vor, als verliebte ſich Jemand in ſeine Großmutter. Geben Sie mir die warme, glühende, im Leben klopfende Gegenwart. Sie iſt meine Geliebte; und die Zukunft harrt als mein künftiges Weib, — um das ich mich, die Wahrheit zu geſtehen, jetzt ſehr wenig kümmere. In der That, mein Freund, ich wünſchte, Sie achteten mehr auf dieſe meine Philoſophie, und vergeudeten nicht die goldenen Stunden der Jugend in vergeblichem Gram um die Vergangenheit und in

unbeſtimmter dunkler Sehnſucht nach der Zukunft, die Jugend kommt nur einmal im Leben."

„Darum laſſen Sie uns ſie ſo genießen," ſagte Flemming, „daß wir noch jung ſind, wenn wir altern. Ich meinestheils werde glücklicher, je älter ich werde. Wenn ich meine jetzigen Empfindungen und Genüſſe mit dem vergleiche, was ſie vor zehn Jahren waren, ſo fällt der Vergleich ſehr zu Gunſten der Gegenwart aus. Vieles von dem Fieber und der Reizbarkeit des Lebens iſt vorüber. Die Welt und ich blicken einander ruhiger ins Geſicht. Mein Gemüth beſitzt mehr Selbſtbeherrſchung. Es hat mir wehe gethan, von der Hitze des Lebens etwas geſengt und von deſſen Regen durchträukt worden zu ſein."

„Jetzt ſprechen Sie wie ein alter Philoſoph," erwiderte der Baron lachend. „Aber Sie täuſchen ſich. Ich kannte nie einen unruhigeren, fieberhafteren Geiſt, als den Ihrigen. Glauben Sie nicht, daß Sie ſchon die Oberhand gewonnen haben. Sie liegen nur hier in einem Strudel des Stromes vor Anker und werden bald wieder in die gewaltige Strömung und den Wirbel des Zufalls getrieben werden. Trauen Sie nicht dieſer momentanen Ruhe. Ich kenne Sie beſſer, als Sie ſich ſelbſt kennen. Es liegt etwas Fauſt-Aehnliches in Ihnen; ſie möchten das Höchſte und das Tiefſte erfaſſen und „von Begierde zu Genuß taumeln und im Genuß vor Begierde ſchmachten." Wenn ein momentaner Wechſel des Gefühls über Sie kommt, ſo halten Sie den Wechſel für dauernd und leben ſo in beſtändiger Selbſttäuſchung."

„Ich gebe zu," ſagte Flemming, „es mag in dem, was Sie ſagen, etwas Wahres liegen. Es giebt Zeiten, wo meine Seele ohne Ruhe iſt, und eine Stimme erſchallt in mir, wie

die Posaune des Erzengels, und Gedanken, längst begraben, steigen aus ihren Gräbern. Zu solchen Zeiten haben meine liebsten Beschäftigungen und Pläne keinen Reiz mehr für mich. Das ruhige Antlitz der Natur scheint mich zu höhnen."

„Sicherlich sind Gründe vorhanden," versetzte der Baron, „wenn die Natur mit ihren geliebten Kindern nicht zu sympathisiren scheint. Sie sitzt da so ewig ruhig und sich selbst beherrschend, so mütterlich und ruhig, und kümmert sich so wenig darum, ob das Herz ihres Kindes bricht oder nicht, daß ich bisweilen die Geduld verliere. Auch darum kümmert sie sich so wenig, daß ich, aus bloßer Hartnäckigkeit, wieder gut gelaunt werde, und dann lächelt sie."

„Ich glaube aber, wir müssen bekennen," fuhr Flemming fort, „daß alles dies aus unserer eignen Unvollkommenheit entspringt, nicht aus der ihrigen. Wie schön ist diese grüne Welt, die wir bewohnen! Sehen Sie dort, wie das Mondlicht sich mit dem Nebel mischt! Welch ein herrlicher Abend! Fürwahr, jeder Mensch ist von einem Paradiese umgeben, bis er sündigt und der Engel des anklagenden Gewissens ihn aus seinem Eden treibt. Und selbst dann noch giebt es heilige Stunden, wo dieser Engel schläft, und der Mensch zurückkehrt und mit den schuldlosen Augen eines Kindes wieder in sein verlorenes Paradies blickt, — in die breiten Pforten und in die Einsamkeit der Natur. Ich fühle dies oft. Wir können uns an Vielem in der Ruhe und Zurückgezogenheit unserer eigenen Gedanken erfreuen. Lärmende Lustigkeit und lautes Gelächter ist nicht meine Art. Ich liebe jene Ruhe der Seele, bei welcher wir den Segen des Daseins fühlen, und welche an sich ein Gebet und eine Danksagung ist. Doch finde ich, daß, je älter ich werde, desto weniger das Land und desto mehr die Stadt mir gefällt."

„Ja," unterbrach ihn der Baron, „und jetzt werden Sie die Stadt weniger und das Land mehr lieben. Sagen Sie, Sie fühlen eine unbestimmte Sehnsucht nach beiden, und ziehen Sie je nach der Stimmung, in welcher Sie sind, Stadt oder Land vor. Ich denke, ein Mensch, der lange auf dem Lande ausdauern kann, muß einen sehr ruhigen, glücklichen Charakter haben und überdies mit seiner unbedeutenden Person sehr zufrieden und selbstgefällig sein, um sich beständig mit sich selbst und seinen Gedanken zu beschäftigen. Das Leben in der Stadt macht einen wenigstens toleranter und freisinniger im Urtheil über Andere. Man ist nicht ewig in Selbstbetrachtung versenkt, welche am Ende nur eine edlere Art der Eitelkeit ist."

Unter solchem Gespräch schwanden die Stunden, bis endlich auf der Riesenburg die Schloßuhr zwölf schlug, mit einem Tone, der aus dem Mittelalter zu kommen schien. Gleich Wächtern von den Warten antworteten die Stadtuhren, eine nach der andern. Dann wurden ferne, dumpfe Töne vernommen. Unarticulirte Worte schienen die neblige Luft zu verwischen, wie auf feuchtes Papier geschrieben. Es waren die Glocken von Handschuhsheim und von andern Dörfern auf der weiten Ebene des Rhein und zwischen den Bergen des Odenwalds; geheimnißvolle Klänge, welche nicht dieser Welt anzugehören schienen.

Unter ihnen im Schatten der Berge lag das Thal — unergründlich, schwarz, undurchdringlich. Treben waren die eingekleideten Sterne, die wie Nonnen durch die heiligen Gänge des Himmels schreiten. Die Stadt ruhte unten im Thale, Alles schlief und schwieg, nur nicht die Glocken, welche eben zwölf geschlagen, und die sich drehenden, goldnen Wetterhähne, welche im Mondlicht schwammen, wie Goldfische in einem Glasgefäß. Und wieder strich der Wind der Sommer-

nacht durch das alte Schloß und die Bäume, und die Nachtigallen ſangen unter dem dunkeln, ſchattigen Laub, und das Herz Flemming's war voll.

Als er ſich in ſein Zimmer zurückgezogen, überkam ihn ein Gefühl äußerſter Verlaſſenheit. Die Nacht vor dem Antritt einer Reiſe iſt immer eine traurige Nacht, denn, wie Byron ſagt:

„Selbſt wenn wir vom geringſten Orte ſcheiden,
Will ſich der Blick noch an dem Kirchthurm weiden.“

Und wie viel mehr, wenn der Ort und die Leute angenehm ſind! wie es bei denen der Fall war, welche Flemming zu verlaſſen im Begriff ſtand. Kein Wunder, daß er traurig war, und der Schlaf ihn floh. Gedanken kamen und ſchwanden, und helle und düſtere Phantaſien, und Träume und Viſionen, und liebliche Züge blickten unter ſeine geſchloſſenen Augenlider und entſchwanden wieder, und kamen wieder und ſchieden abermals. Von Stunde zu Stunde hörte er die Glocken ſchlagen und ſagte: „Wieder eine Stunde dahin.“ Endlich begannen die Vögel zu ſingen, und dann und wann krähten die Hähne. Er ſtand auf und ſchaute in den grauen Dämmer hinaus; und vor ihm lag die Stadt, welche er ſo bald verlaſſen ſollte, ganz weiß und geiſterhaft, wie eine aus ihrem Grabe erſtandene Stadt.

„Alles iſt dem Wechſel unterworfen,“ ſagte der Baron, als er ihn umarmte und bei der Hand hielt. „Freunde müſſen von einander getrennt und in der Strömung der Ereigniſſe fortgeriſſen werden, um einander ſelten, vielleicht nie wieder ſehen. Immer und immer wirbeln wir in den Strudeln der Zeit und des Zufalls dahin. Außerdem haben Manche von uns eine beſtändige Bewegung in unſeren hölzernen Köpfen,

wie Wodenblock in ſeinem hölzernen Beine und gleich ihm wandern wir weiter, ohne Raſt und Schlaf, und haben kaum Zeit, im Vorübergehn einen Freund bei der Hand zu faſſen; und zuletzt ſieht man uns durch ein fernes Land eilen, zu einem Gerippe abgezehrt und ganz unkenntlich.“

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Sommerzeit.

Sie thaten wohl daran — die alten deutſchen Minneſänger — die anmuthige Sommerzeit zu beſingen! Was für eine Zeit dies iſt! Wie ſteht der Juni ſo herrlich im Kalender! Die Fenſter ſtehen alle weit offen; nur die Jalouſien ſind geſchloſſen. Hier und da ſtrömt ein langer Streifen Sonnenſchein durch eine Spalte. Man hört das Säuſeln des Windes in den Bäumen; und wie er anſchwellt und friſcher wird, fallen in der Ferne die Thüren mit plötzlichem Geräuſch zu. Die Bäume ſind ſchwer von Blättern, und die Gärten voll rother und weißer Blüthen. Die ganze Atmoſphäre iſt mit Wohlgeruch und Sonnenſchein erfüllt. Die Vögel ſingen. Der Hahn ſtolzirt umher und kräht übermüthig. Inſecten zirpen im Graſe. Gelbe Butterblumen ſchmücken den grünen Teppich wie goldene Knöpfe, und die rothen Blüthen des Klees wie Rubinen. Die Ulmen neigen ihre langen, hangenden Aeſte faſt auf die Erde. Weiße Wolken ſegeln in der Höhe, und Dünſte überziehen den blauen Himmel mit Silberfäden. Das weiße Dörfchen ſchimmert in der Ferne gegen die dunkeln Berge. Durch die Wieſe ſchlängelt ſich der Fluß, — ſorglos, träge. Er ſcheint die Gegend zu lieben und beeilt ſich nicht, das Meer zu erreichen. Nur die Biene iſt an ihrer Arbeit, —

die reizbare, erzürnte Biene. Alles Andere ergiebt ſich dem Spiel; ſie ſpielt nie, und iſt ärgerlich, daß es ein Anderer thun ſollte.

Die Menſchen verlaſſen die Stadt, um frei zu athmen und glücklich zu ſein. Die meiſten haben Blumen in den Händen, Büſchel Apfelblüthen, und noch öfter ſpaniſchen Flieder. Ihr Bürger der volkreichen Stadt, wie erfreulich iſt euch die Vertauſchung der ſchwülen Straßen mit dem von Kleeblüthen duftenden freien Feld! wie erfreulich die friſche Landluft, gemiſcht mit den Thränen der Wieſe! wie erfreulich vor Allem die Blumen, — die mannigfachen, ſchönen Blumen!

Der Tag iſt zu Ende. Durch die Bäume ſteigt der rothe Mond empor, und die Sterne ſind kaum ſichtbar. In den großen Schatten der Nacht ſenkt ſich Kühle und Thau herab. Ich ſitze am offenen Fenſter, mich ihrer zu erfreuen, und höre nur die Stimme des Sommerwindes. Gleich ſchwarzen Schiffsrumpfen liegen die Schatten der hohen Bäume auf dem wellenförmigen Meere des Graſes vor Anker. Ich kann die rothen und blauen Blumen nicht ſehen, aber ich weiß, daß ſie da ſind. In der Ferne auf der Aue ſchimmern die Silberſterne. Tritte der Roſſeshufe erſchallen von der hölzernen Brücke. Dann iſt Alles ſtill, nur nicht der beſtändige Wind der Sommernacht. Manchmal weiß ich nicht, ob es der Wind oder das Brauſen des nahen Meeres iſt. Die Dorfuhr ſchlägt, und ich fühle, daß ich nicht allein bin.

Wie ganz anders in der Stadt! Es iſt ſpät, und die Menge hat ſich verloren. Du trittſt hinaus auf den Altan und liegſt am Buſen der kühlen, thauigen Nacht, als ſchlügſt Du ihr Gewand um Dich. Unten liegt der öffentliche Spaziergang mit Bäumen, wie ein grundloſer, ſchwarzer Golf, in deſſen ſchweigendes Dunkel der Geiſt taucht und dahinflu-

thet, einen geliebten Geiſt in der Umarmung haltend. Die Lampen brennen noch hier und da in der langen Straße. Leute wandeln vorbei, mit gigantiſchen Schatten im Dunkel bald kleiner, bald länger werdend und verſchwindend, während hinter dem Wanderer ein anderer auftaucht und an ihm vorüberzugehen ſcheint, wie ein Windmühlenflügel ſich drehend. Die Eiſenthore des Parks ſchließen ſich mit knarrendem Geräuſch. Man hört Fußtritte und laute Stimmen; — einen Tumult, — trunkenes Geſchrei, — Feuerlärm; — dann iſt Alles wieder ſtill. Und jetzt ruht endlich die Stadt im Schlaf und man kann die Nacht ſehen. Der verſpätete Mond blickt über die Dächer, und findet Niemand, der ihn bewillkommnet. Das Mondlicht bricht ſich. Es liegt hier und da auf den Plätzen und den Zugängen der Straßen, — winkelig, gleich weißen Marmorblöcken.

Unter ſolchen grünen Triumphbogen wirſt Du, o Leſer, vom Duft der Blumen und vom Geſang der Vögel umgeben, fortwandern in das bezauberte Land, wie durch das Elfenbeinthor der Träume! Und wie ein Vorſpiel und einen hehren Marſch ſingt eine aus dem Innern der Alpen kommende ſüße menſchliche Stimme eine erhabene Ode, welche das Echo der Alpen in der Ferne wiederholt.

Zweites Kapitel.

Fußreise.

Sprich, Seele, warum biſt Du ſo ruhelos? Warum ſchauſt Du mit ſo heftigem Verlangen der Zukunft entgegen? Die Gegenwart iſt Dein, — und die Vergangenheit; — und die Zukunft wird kommen! O daß du der großen Zukunft halb ſo verlangend entgegenſäheſt, wie du eine irdiſche Zukunft erſehnſt, — die höchſtens wenige Tage dir bringen werden! der Begegnung mit den Todten, wie der mit den Abweſenden! Du herrliches Geiſterland! O könnte ich dich ſchauen, wie du biſt, — das Land des Lebens, des Lichtes und der Liebe, und den Wohnort jener Theuren, deren Sein dahinfloß wie ein ſilberheller Strom in das feierlich brauſende Meer, in das Meer der Ewigkeit!

Solche Gedanken zogen durch Flemming's Seele, als er ganz einſam und ſchweigend auf dem geründeten Gipfel eines der Berge des Furca-Paſſes lag und, Thränen in den Augen und glühende Sehnſucht im Herzen, in den blauen, ſchwimmenden Himmel und zu den ihn umgebenden Gletſchern und Bergſpitzen emporblickte. Am höchſten und weißeſten unter allen ragte der Gipfel der Jungfrau empor, welche, obgleich ſie ſich in großer Ferne aus dem Schooße des Lauterbrunner Thales erhob, ihm nahe zu ſein ſchien. Da ſtand ſie, heilig und hehr und rein, die Braut des Himmels, in weißem Schleier und Gewand, und die Gedanken des Beſchauers himmelwärts erhebend. O, er ahnte nicht, als er mit Verlangen

und Entzücken auf sie blickte, wie bald in seiner Seele eine Gestalt, so heilig und hehr und rein wie diese auftauchen und gleich dieser himmelwärts deuten sollte!

So lag der Wanderer auf dem Bergesgipfel, die müden Glieder auf dem kurzen, braunen Grase ausruhend, das mehr dem Moose glich. Er hatte seinen Führer fortgeschickt, um allein zu sein. Seine Seele war von einer wilden, schmerzlichen Freude erfüllt. Die Bergluft regte ihn auf; die Bergeinsamkeit war verlockend, doch sie machte ihn fast wahnsinnig. Jeder Gipfel, jeder scharfe, ausgezackte Gletscher schien ihn zu durchbohren. Das Schweigen war feierlich und erhaben. Es glich dem in der Seele eines Sterbenden, wenn er die Laute der Erde nicht mehr vernimmt. Er schien sein irdisches Gewand abzulegen. Der Himmel war ihm nahe; aber zwischen ihm und dem Himmel erhob sich jede Uebelthat, die er begangen, gleich jenen Berggipfeln, und wehte ihn mit eisigem Hauche an. O laß nicht die leidende Seele der Natur in's Antlitz schauen, wo sie majestätisch hoch oben in der Einsamkeit der Berge sitzt, denn ihr Antlitz ist ernst und streng und wendet sich nicht zum Erbarmen mit ihrem schwachen, irrenden Kinde. Es ist das Antlitz eines anklagenden Erzengels, der zum Gericht ruft. Im Thale trägt sie die Züge einer jungfräulichen Mutter, die uns mit thränenvollen Augen und einem Angesicht voll Erbarmen und Liebe anblickt!

Erst gestern war Flemming das Thal des St. Gotthard-Passes durch Amsteg heraufgekommen, wo der Kerstelenbach von seiner schneeigen Wiege in das Maderaner Thal hinabstürzt. Der Pfad ist steil und verläuft auf zickzackförmigen Terrassen. Die Seiten der Berge sind öde Klippen, und von ihren wolkenverhüllten Gipfeln kommen, von dem Rauschen der unten sich wälzenden gewaltigen Strömung übertönt,

Ströme ſchneeweißen Schaumes, gleich den Berggemſen von Fels zu Fels ſpringend. So wie man näher kommt, wird die Scene wilder und öder. Nicht ein Baum, — nicht eine menſchliche Wohnung zeigt ſich dem Blick. Wolken, ſchwarz wie die Nacht, ſenken ſich von den Riſſen in der Höhe hernieder, und der Bergſtrom iſt nur eine Fläche Rauch und ſendet ein unaufhörliches Getöſe empor. Eine plötzliche Wendung auf dem Pfade bringt dich einer hohen Brücke gegenüber, die mit einem einzigen Schritt von Klippe zu Klippe ſchreitet. Ein gewaltiger Waſſerfall heult drunten, gleich einem böſen Geiſt, und erfüllt die Luft mit Dampf, und der Bergwind ſchlägt die Hände zuſammen und brüllt durch den Engpaß. Ha! ha! Das iſt die Teufelsbrücke. Sie führt den Wanderer über die fürchterliche Kluft und durch eine Berggallerie in die weite grüne, ſchweigende Aue von Andernach.

Selbſt der auf dieſen trüben Tag folgende ſonnige Morgen hatte nicht den verzweifelten Eindruck aus Flemming's Seele gebannt. Seine Aufregung wuchs, je mehr er ſich in den Bergen verlor, und jetzt, da er allein auf dem Gipfel des ſonnigen Berges lag, nur von Gletſchern und ſchneeigen Bergſpitzen umgeben, war, wie ſchon erwähnt, ſeine Seele von einer wilden, ſchmerzlichen Freude erfüllt.

Eine menſchliche Stimme weckte ihn aus ſeinen Träumen. Er blickte auf und gewahrte in geringer Entfernung die athletiſche Geſtalt eines Hirten des Gebirges, welcher ſich ſeinem Ruheplatz näherte. Es war ein junger Mann in Bauerntracht, einen langen Stab in der Hand haltend. Als Flemming ſich erhob, ſtand jener ſtill und ſtarrte ihn an, als ſähe er gern das Geſicht eines Menſchen, ſelbſt eines Fremden, und als ſehnte er ſich, eine menſchliche Stimme zu hören, redete ſie auch in unbekannter Sprache. Er beantwortete Flemming's

Gruß in einem rauhen Gebirgsdialekt und erwiderte auf ſeine Fragen:

„Ich hüte mit noch zwei Andern zweihundert Stück Vieh auf dieſen Bergen. Die beiden Sommermonate bleiben wir Tag und Nacht hier, und Jeder von uns erhält dafür einen Napoleon.“

Flemming gab ihm die Hälfte ſeines Sommerlohnes. Er war erfreut darüber, insgeheim, und doch ſo nahe dem Himmel, eine gute Handlung zu üben. Der Mann nahm es als das ihm Zukommende, wie ein Zolleinnehmer, und entfernte ſich bald darauf, den Wanderer allein laſſend. Und der Wanderer ging den Berg hinab gleich einem Wahnſinnigen. Er blieb nur ſtehen, um eine glänzende blaue Blume zu pflücken, welche in der weiten Einöde allein blühte und zu ihm aufblickte, als wollte ſie ſagen: „O nimm mich mit! laß mich nicht hier ohne Gefährten!“

Bald erreichte er den herrlichen Rhonegletſcher, einen gefrornen Katarakt von mehr als zweitauſend Fuß Höhe und mehrern Meilen Breite am Fuße. Er füllt das ganze Thal zwiſchen zwei Bergen aus, indem er zu deren Spitzen ſich emporſtreckt. An ſeinem Fuße iſt er wie ein Dom gewölbt und oben gezackt und rauh, und gleicht einer Maſſe gigantiſcher Kryſtalle von blaſſer ſmaragdner Färbung, mit Weiß untermengt. Eine Schneekruſte bedeckt ſeine Oberfläche, doch bei jeder Kluft und Spalte ſchimmert das blaßgrüne Eis in der Sonne. Er hat die Geſtalt eines Handſchuhes, der die Handfläche niederwärts kehrt und deſſen Finger gekrümmt und an einander geſchloſſen ſind. Er iſt ein Panzerhandſchuh von Eis, den der Winter, der König dieſer Berge, vor Jahrhunderten der Sonne zum Trotz hinabwarf; und Jahr für Jahr trachtet die Sonne ihn auf der Spitze ihres glitzernden Speeres

von der Erde emporzuheben. Ein Gefühl der Bewunderung und des Entzückens beſchlich die Seele Flemming's, als er ihn erblickte, und er rief laut aus:

„Wie wundervoll! wie prächtig!“

Nachdem er einige Stunden in dem kühlen, öden Thale verweilt, erklimmte er am Nachmittag die ſteile Mayenwand auf dem Grimſel, ſetzte über den Todtenſee mit ſeinem wie Tinte ſchwarzen Waſſer und ging durch den ſchmelzenden Schnee und über ſchlüpfrige Trittſteine im Bett zahlloſer ſeichter Bäche hinab nach dem Grimſel-Hoſpital, wo er die Nacht blieb, und es dünkte ihm der vereinſamteſte, ödeſte Ort, an welchem je ein Menſch übernachtete.

Am andern Morgen ſtand er mit Tagesanbruch auf, und die aufgehende Sonne fand ihn ſchon an der ländlichen Brücke, welche über den Rand der Waſſerfälle der Aar bei Handeck führt, wo ſich der Fluß in einen von ſenkrechten Felſen eingeſchloſſenen engen, fürchterlichen Abgrund ſtürzt. In rechten Winkeln mit ihm kommt der ſchöne Aerlenbach, und auf dem halben Wege vereinigt ſich der doppelte Waſſerfall zu einem. So wanderte er das Hasli-Thal hinab in das Berner Oberland, — raſtlos, ungeduldig, er wußte nicht warum, ſelten und nie lange ruhend — und dann wieder vorwärts eilend, wie der dahinſtrömende Fluß, deſſen Lauf er folgte, und in deſſen eiskaltem Waſſer er dann und wann die Hände badete, das in ſeinem Blut tobende Fieber zu kühlen, denn die Mittagsſonne brannte.

Sein Herz ward weit in dem ſich erweiternden Thale, das mit jedem Schritt grüner wurde. Der Anblick menſchlicher Züge und menſchlicher Wohnungen beruhigte ihn, und er ſchritt durch die Getreideſelder und über die weiten Auen von Imgrund mit einem Herzen, das nicht mehr ſchmerzte, ſondern

nur bebte, wie unſere Augenlider nach dem Weinen. Als er den gegenüber liegenden Berg erklimmte, welcher dieſes romantiſche Thal einſchließt und wie ein ſchweres Joch auf den Nacken der Aar drückt, hielt er die alte Sage für wahr, das Thal ſei einſt ein See geweſen. Vom Gipfel des Berges blickte er ſüdwärts auf eine ſchöne Landſchaft von Gärten, Kornfeldern, Waldung und Wieſen und die auf Meyringen hinabſchauende alte Burg von Reſti. Und rings um ihn der Geſang der Vögel, und anmuthiger Schatten der belaubten Bäume, und von den Waldesfelſen ſtürzende Waſſerfälle, — nur geſehen, aber nicht gehört, — die cannelirten, in Nebel ſich brechenden und mit vielen von Schaum gebildeten Spitzen und Verzierungen verſehenen Säulen, den Thürmen einer umgeſtürzten gothiſchen Kirche nicht unähnlich. Da ergießt ſich in einem weißen Schaumſturz der Reichenbach in ſeinen tiefen Becher, in welchen die Sonne nie dringt. Angeſicht in Angeſicht ſchaut derſelbe den von dem gegenüber liegenden Berge ſtürzenden Alpbach, gleich einem herabſtürzenden Rauch. Als Flemming die zahlloſen Bäche ſah, die den Bergabhang herabrieſelten und voll Leben und Fröhlichkeit dahinſprangen, hätte er ſie gern in ſeine Arme geſchloſſen und ſie zu ſeinen Geſpielen gemacht und mit ihnen in ihrer Freiheit und Fröhlichkeit gejubelt. Doch er war von der Wanderung des Tages ermüdet und betrat den mit reichbeladenen Kirſchbäumen eingeſchloſſenen Weiler Meyringen, mehr als ein müder Wanderer, denn als ein enthuſiaſtiſcher Poet. Als er die Stufen des Weinhauſes hinauf ging, ſprach er in ſeinem Herzen mit dem Italiener Aretino: „Wer nie in einem Weinhaus war, weiß nicht, was für ein Paradies es iſt. O heiliges Weinhaus! o wunderbares Weinhaus! — heilig, denn da iſt keine nagende Sorge, kein Ueberdruß, kein Schmerz; und wunderbar, wegen der

Bratſpieße, welche ſich umdrehen! In Wahrheit, alle Höflichkeit und gute Sitte kommt aus Weinhäuſern, ſo voll von Verbeugungen und Signor, si! und Signor, no!“

Doch ſelbſt im Weinhaus konnte er nicht lange weilen. An demſelben Abend mit Sonnenuntergang fuhr er in einem offenen Boot auf dem Brienzer See, dicht unter dem Waſſerfall des Gießbachs, bei den ländlichen Klängen des Kuhreigens. Er übernachtete am andern Ende des Sees in einem großen Hauſe, welches, wie das des heiligen Petrus zu Joppe, am Ufer lag. Den folgenden Tag verbrachte er damit, daß er Briefe ſchrieb, in dieſer grünen Behauſung ſeinen Gedanken nachhing und wieder auf dem See fuhr, und am Abend ſchritt er über die herrlichen Auen nach Interlaken, wo ſich Vieles zutrug und ihn lange zurückhielt.

Drittes Kapitel.

Interlaken.

Interlaken! Wie friedlich du am Ufer der ſchnell rauſchenden Aar liegſt, im Schooße jener romantiſchen Aue, von den großen Armen gigantiſcher Bäume überſchattet! Nur die runden Thürme deines alten Kloſters überragen ihre Wipfel, die runden Thürme ſelbſt ein Spielzeug unter den großen Kirchthürmen der Berge. Dicht an deiner Seite ſind Seen, welche das fluthende Band des Fluſſes zuſammenhält. Vor dir erſchließt ſich das herrliche Thal von Lauterbrunnen, wo

der wolkenverhüllte Mönch und die bleiche Jungfrau wie der heilige Franciscus und seine Schneebraut daſtehen, und rings um dich her ſind Felder, und Obſtgärten, und grüne Weiler, von welchen die Kirchglocken Abends einander Antwort geben. Die Abendſonne ſank, als ich dich zuerſt ſchaute. Die Lebensſonne wird ſinken, ehe ich dich vergeſſe! Sicherlich war es eine Scene wie dieſe, welche den Schweizer Dichter in ſeinem Lied von der Glocke begeiſterte.

Paul Flemming kehrte in einem der erſten Gaſthöfe ein. Der Wirth kam ihm entgegen. Er hatte große Augen und einen grünen Rock und erinnerte Flemming an den im Goldnen Eſel erwähnten Wirth, welcher von einem Zauberer in einen Froſch verwandelt worden war und aus den Hefen eines Weinfaſſes ſeine Gäſte anquakte. Sein Haus, ſagte er, wäre voll, und ſo wäre es mit jedem Hauſe in Interlaken; wenn aber der Herr eintreten wollte, würde er ihm ein Zimmer in der Nachbarſchaft beſorgen.

Auf dem Sopha ſaß ein Herr, welcher las; ein rüſtiger Herr von etwa fünfundvierzig Jahren, rund, mit rothem Geſicht und einem Kopf, der, auf dem Wirbel etwas kahl, einem Krähenneſt mit einem Ei darin nicht unähnlich war. Ein gutmüthiges Geſicht wandte ſich vom Buche ab, als Flemming eintrat, und eine gutmüthige Stimme rief:

„Ha! ha! Mr. Flemming! Sind Sie es, oder iſt es Ihr Geiſt? Ich ſagte Ihnen wohl, wir würden einander wieder treffen, obgleich ſie ihrem Reiſegefährten auf ewig Lebewohl ſagen wollten.“

Bei dieſen Worten ſtand der rüſtige Herr auf und ſchüttelte herzlich Flemming's Hand. Und Flemming erwiderte den Gruß, als er in dieſem muntern Manne einen frühern Reiſegefährten, Mr. Berkley, erkannte, den er vor einer oder

zwei Wochen verlaſſen hatte, als er eben den Rigi erſtieg. Mr. Berkley war ein reicher Engländer, ein freundlicher, humaner alter Junggeſelle, eben ſo ausgezeichnet durch ſeinen geſunden Menſchenverſtand wie durch ſein excentriſches Weſen. Die Grundlage ſeines Charakters war nämlich ein gutes, geſundes Gefühl, das durch Erziehung unterdrückt und abgeſchwächt war; aber dieſe ebenmäßige Grundlage benutzte ſeine ſeltſame Laune als Tanzplatz, auf dem ſie ihre excentriſchen Sprünge zeigen konnte. Seine vorherrſchende Leidenſchaft war, kalt zu baden, und er frühſtückte gewöhnlich, indem er in einer Tonne kalten Waſſers ſaß und eine Zeitung las. Er küßte alle Kinder, denen er begegnete, und rief jedem alten Manne im Vorbeigehen „Gott grüß' Euch!" mit einem ſolchen Ausdruck in Stimme und Geſicht zu, daß Niemand an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln konnte. Er erinnerte an Roger Bontemps, oder an den kleinen Mann in Grau, obwohl mit einem Unterſchied.

„Es war in Goldau, als ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen, Mr. Berkley," ſagte Flemming, „als Sie eben den Rigi beſteigen wollten. Ich hoffe, Sie wurden auf dem Gipfel durch einen ſchönen Sonnenaufgang belohnt."

„Keineswegs!" erwiderte Mr. Berkley. „Es iſt Alles Poſſe! verrückte Poſſe! Sie machten ſo viel Aufhebens mit ihrem Sonnenaufgang, daß ich beſchloß, ihn nicht zu ſehen. So lag ich in mein Bett gehüllt und blinzte nur durch den Fenſtervorhang. Das war genug. Gerade über dem Hauſe, auf dem Gipfel des Berges, ſtanden einige funfzig halb angekleidete, romantiſche, im feuchten Gras zitternde Individuen, und nicht fern von ihnen ein armer Kerl, der auf einem langen hölzernen Horn blies. „Das iſt Euer Sonnenaufgang auf dem Rigi, he?" ſagte ich und legte mich wieder ſchlafen. Das

Beſte, was ich auf dem Culm ſah, war die Bekanntmachung an den Thüren der Schlafzimmer, des Inhalts, daß, wofern die Frauen die Bettdecken als Shawls umbänden, wenn ſie ausgingen, die Sonne aufgehen zu ſehen, ſie das Waſchgeld bezahlen müßten. Mein Wort darauf, der Rigi iſt eine gewaltige Poſſe!“

„Wo ſind Sie ſeither geweſen?“

„In Zürich und Schaffhauſen. Wenn Sie nach Zürich reiſen, ſo hüten Sie ſich, im Raben einzukehren. Man wird Sie dort prellen. Man hat mich geprellt, aber ich rächte mich, denn als wir nach Schaffhauſen kamen, ſchrieb ich in das Fremdenbuch:

Hüte dich vor dem Raben von Zürich,
Bös iſt er und mißgeſtaltig,
In ſeinem ſchmutzigen, lauten Neſt
Hackt er dich gar gewaltig.

Wenn Sie in den Goldnen Falken gehen, werden Sie dieſe Zeilen dort finden. Ich bin der Verfaſſer derſelben.“

„Bitter wie Zurmel!“ rief Flemming.

„Nicht im geringſten bitter,“ erwiderte Mr. Berkley. „Es iſt vollkommen wahr. Gehen Sie in den Raben und überzeugen Sie ſich. Aber dieſes Interlaken! Dieſes Interlaken! Es iſt der anmuthigſte Ort auf dem Erdenrund,“ fuhr er fort, beide Arme ausſtreckend, als wollte er den Gegenſtand ſeiner Zuneigung umarmen. „Dort, — ſehen Sie nur dorthin!“

Er deutete auf das Fenſter. Flemming blickte hinaus und ſchaute eine Scene von außerordentlicher Schönheit. Die Ebene war ſchon von dem braunen Schatten der Sommerdämmerung bedeckt. Von den Dächern der Hütten in Unterſeen erhob ſich hier und da eine dünne Rauchſäule über die

Wipfel der Bäume und verſchmolz mit dem Schatten des Abends. Das Thal von Lauterbrunnen war von dickem blauen Nebel erfüllt. Hoch oben in dem klaren, unbewölkten Himmel röthete ſich die weiße Stirn der Jungfrau bei dem letzten Kuß der ſcheidenden Sonne. Es war eine herrliche Verklärung der Natur! Und als die Glocken des Dorfes zu läuten begannen und eine einzelne Stimme in der Ferne ein Lied jodelte, da ward der Zauber einer Scene, wo Schweigen harmoniſcher war, als Töne, eher gebrochen, als erhöht.

Lange Zeit blickten ſie auf die dunkle Gegend, ohne zu ſprechen. Endlich kamen Leute, legten Shawls und Hüte ab und wechſelten einige Worte mit Berkley. Flemming kannte Niemand von ihnen. Das Geſpräch drehte ſich um verſchiedene Ausflüge des Tages. Einige waren am Staubbach geweſen, Andere auf dem Grindelwald, noch Andere am Thuner See, und Niemand hatte vorher nur die Hälfte des Entzückens genoſſen, das ihm heute zu Theil geworden. Und ſo ſaßen ſie in der Dämmerung, wie man beim Sinken eines Sommertages gern thut. Noch waren die Lampen nicht angezündet, und man konnte die Geſichter nicht unterſcheiden, ſondern nur Stimmen und Geſtalten, gleich Schatten.

Da trat eine ſchwarz gekleidete weibliche Geſtalt in das Zimmer und ſetzte ſich an das Fenſter. Sie hörte mehr auf die Unterhaltung, als daß ſie ſich darein miſchte, aber die wenigen Worte, die ſie ſagte, wurden mit ſo wohlklingender, ſeelenvoller Stimme geſprochen, daß ſie wie ein vom Himmel fallendes Flüſtern Flemming's Seele bewegte.

O wie wunderbar iſt die menſchliche Stimme! Es iſt fürwahr das Organ der Seele! Der Verſtand des Menſchen thront ſichtbar auf ſeiner Stirn und in ſeinem Auge, und das Herz des Menſchen ſteht auf ſeinen Zügen geſchrieben. Aber

die Seele offenbart ſich nur in der Stimme, wie Gott vor Alters ſich dem Propheten in der ruhigen, leiſen Stimme und in einer Stimme aus dem brennenden Buſch offenbarte. Die Seele des Menſchen iſt hörbar, nicht ſichtbar. Nur ein Laut verräth das Sprudeln der ewigen Quelle, für den Menſchen nicht ſichtbar!

Flemming hätte gern ſtundenlang dageſeſſen und dem Ton jener unbekannten Stimme gelauſcht. Er hielt ſich im Innerſten überzeugt, daß das Weſen, von welchem er kam, ſchön war. Seine Phantaſie füllte die leichten Umriſſe aus, welche das Auge in dem ſchwindenden Dämmerlicht bemerkte, und gleich Rafael's Madonna in der Dresdener Gallerie ſtand ſchon die Geſtalt vor ſeiner Seele. Er hatte ſich in ſeinem Leben nie mehr getäuſcht. Die Stimme gehörte zwar einem ſchönen Weſen an, aber die Schönheit deſſelben war von der einer Madonna, welche Rafael je malte, verſchieden, wie er geſehen haben würde, hätte er gewartet, bis die Lampen angezündet wurden. Doch mitten in ſeiner Träumerei und ſeinem Heiligenmalen trat der Wirth ein und ſagte ihm, er habe ein Zimmer gefunden, das er ihn bat anzuſehen.

Flemming empfahl ſich und ging. Berkley begleitete ihn, um zu ſehen, wie er ſagte, in was für einem Neſt ſein junger Freund ſchlafen ſolle.

„Das Zimmer iſt nicht, wie ich wohl wünſchte," ſagte der Wirth, als er ſie über die Straße führte. „Es befindet ſich in dem alten Kloſter. Aber morgen, oder den nächſten Tag können Sie ohne Zweifel ein Zimmer im Hauſe bekommen."

Der Name des Kloſters regte Flemming's Phantaſie freudig an. Er war Eule genug, um Ruinen und alte Gemächer zu lieben, wo Nonnen oder Mönche geſchlafen hatten. Und er ſprach zu Berkley:

„Sie hören also, mein Nest soll in einem Kloster sein. Es erinnert mich schon an ein Vogelnest, das ich einst auf einem alten Thurm des Heidelberger Schlosses sah, es war in den Rachen eines Löwen gebaut, der früher als Wasserrinne diente. Aber sagen Sie mir doch, wer war die junge Dame mit der sanften Stimme?"

„Was für eine junge Dame mit der sanften Stimme?"

„Die junge schwarzgekleidete Dame, welche am Fenster saß."

„O, das ist die Tochter eines englischen Officiers, der unlängst in Neapel starb. Sie bringt hier mit ihrer Mutter den Sommer zu."

„Wie heißt sie?"

„Ashburton."

„Ist sie schön?"

„Nicht schön, aber sehr verständig. Eine Dame von Genie, sollte ich sagen."

Sie waren jetzt bei den Mauern des Klosters angelangt und gingen unter einem gewölbten Thorweg und dicht unter den runden Thürmen, welche Flemming schon gesehen hatte, und die mit ihren kegelförmigen Dächern die Bäume überragten, gleich schlanken Wachskerzen mit den Lichthütchen darauf.

„Es ist nicht so schlecht, wie es aussieht," sagte der Wirth, indem er an eine kleine Thür im Hauptgebäude klopfte. „Der Amtmann wohnt in einem Theile davon."

Eine Magd mit einem Licht in der Hand öffnete die Thür und führte Flemming und Berkley in das gemiethete Zimmer. Es war ein geräumiges Gemach auf dem untern Flur, mit Fichtenholz getäfelt und nicht gemalt. Drei hohe, schmale Fenster, mit kleinen Scheiben und mit Blei ausgelegt, gingen nach Süden auf das Thal von Lauterbrunnen und die Berge.

In einem Winkel ſtand ein großes, viereckiges Bett mit einem Bettthimmel und bunten Verhängen, in einem andern ein ungeheurer, faſt an die Decke reichender Ofen von gemalten Ziegeln. Ein altes Sopha, einige altmodiſche Stühle mit hohen Lehnen und ein Tiſch vervollſtändigten die Möbel des Zimmers.

So nahm Flemming von ſeiner mönchiſchen Zelle und Schlafſtätte Beſitz. Er beſtellte Thee und fing an ſich heimiſch zu fühlen. Berkley blieb den Abend bei ihm. Als er fortging, ſagte er:

„Gute Nacht! Ich übergebe Sie dem Schutze der Jungfrau und aller Heiligen. Wenn der Geiſt eines alten Mönchs nach ſeinem Gebetbuch wiederkommt, ſo grüßen Sie ihn von mir. Wäre ich jünger, ſo ſollten Sie ſicherlich einen Geiſt ſehen. Gute Nacht!“

Als er ſich entfernt hatte, öffnete Flemming eines der Fenſter. Der Mond war aufgegangen und verſilberte die dunklen Umriſſe der nächſten Berge, während in der Ferne die Schneegipfel der Jungfrau und des Silberhorns wie eine weiße Wolke am Himmel erglänzten. Dicht unter dem Fenſter lag ein Blumengarten, und die Sommernacht wehte ihn mit thauigem Wohlgeruch an. Eine wohlthuende Stille herrſchte um den Ort. Er pries den glücklichen Zufall, der ihm eine ſolche Wohnung anwies, und ſank in Schlaf, indem er an die Nonnen dachte, welche einſt in der nämlichen ruhigen Zelle ſchliefen; doch weder eine verſchleierte Nonne, noch ein Mönch mit Kapuze erſchien ihm in ſeinen Träumen, — nicht einmal das Antlitz Mary Aſhburton's; ebenſo wenig hörte er ihre Stimme.

Viertes Kapitel.

Der Abend- und der Morgenstern.

Der alte Froissart erzählt in seiner Chronik, daß König Eduard, als er die Gräfin von Salisbury an ihrem Schloßther erblickte, nie zuvor eine so edle und schöne Dame gesehen zu haben glaubte; sein Herz ward sogleich von einem Funken zarter Liebe erfaßt, der lange andauerte; er glaubte, keine Dame in der Welt verdiene mehr geliebt zu werden, als sie. Eben so dachte Paul Flemming, als er die englische Dame in dem schönen Licht eines Sommermorgens erblickte. Ich will die Wahrheit nicht verhehlen. Sie ist meine Heldin; und ich gedenke sie mit vieler Wahrheit und in ihrer Schönheit zu schildern, so daß sich alle in sie verlieben werden, und ich unter allen am meisten.

Mary Ashburton stand in ihrem zwanzigsten Sommer. Gleich der schönen Jungfrau Amoret saß sie im Schooße der Weiblichkeit. Die, welche sagten, sie sei nicht schön, thaten ihr Unrecht, und doch

Sie war nicht reizend,
Noch schön, o dieses Wort spricht es nicht aus;
Doch ach! ihr Blick war von so eignem Zauber,
Wofür der Name fehlt.

In ihrem Gesicht lag ein wunderbarer Zauber. Es war so ruhig, und das Licht der aufgehenden Seele leuchtete so friedlich hindurch. Bisweilen trug es einen Ausdruck des Ernstes, ja des Kummers, und dann verlieh es der Miene

jenen Glanz, den die italieniſchen Dichter ſo ſchön das lampeggiar dell' angelico riso, — das Leuchten des Engelslächelns, nennen.

Und dieſe Augen, — die ſo tiefen unbeſchreiblichen Augen, mit niedergeſchlagenen Augenlidern voller Träume und Schlummer, und in ihnen kaltes, lebendiges Licht, wie am Abend in Bergſeen, oder in dem Fluß des Paradieſes, der immer gleitet

Mit einem braunen, braunen Sturz
Unter den ewigen Schatten, welcher nie
Den Strahl der Sonne, noch des Mondes einläßt.

Mir mißfällt ein Auge, das wie ein Stern funkelt. Nur jene ſind ſchön, welche, gleich den Planeten, ein feſtes, lederndes Licht haben, welche leuchten, aber nicht funkeln. Solche Augen geben die Griechen den Unſterblichen.

Die Geſtalt der Dame war imponirend. Jeder Schritt, jede Stellung war anmuthig, und doch würdevoll, wie von der Seele drinnen eingegeben. In der alten poetiſchen Philoſophie haben Engel ſolche Geſtalten; es war die in den Zügen ausgeprägte Seele ſelbſt. Und was für eine Seele war es, die ſie beſaß! Ein dem Himmel geweihter Tempel, und gleich dem Pantheon zu Rom, nur von oben erleuchtet. Und da waren keine irdiſchen Leidenſchaften mehr in der Form von Göttern, ſondern die milden, tiefſinnigen Züge Chriſti, der jungfräulichen Mutter und der Heiligen. So war kein Widerſtreit in ihr, ſondern vollkommene Harmonie der Geſtalt, des Geſichts und des Gemüths, — mit einem Worte, des ganzen Weſens. Und er, der eine Seele beſaß, die ihrige zu verſtehen, mußte ſie lieben, und da er ſie einmal geliebt, konnte er nie mehr ein anderes Weib lieben.

Kein Wunder alſo, daß Flemming ſein Herz zu ihr hingezogen fühlte, als ſie auf ihrem Morgenſpaziergang an ihm

vorüberging, der allein unter den großen Wallnußbäumen bei dem Kloster saß und an den Himmel dachte, doch nicht an sie. Auch sie war allein. Ihre Wange war nicht mehr bleich, sondern glühte und strahlte unter der Einwirkung der Sommerluft. Flemming blickte ihr nach, bis sie verschwand, ganz wie eine Vision seiner Träume, er wußte nicht wohin. Er war noch nicht von Liebe gefesselt, aber nahe daran, denn er pries Gott, daß er so schöne Wesen geschaffen, auf Erden zu wandeln.

Verwichene Nacht hatte er eine Stimme gehört, welcher seine Seele antwortete, und er hätte seines Weges weiter ziehen und nicht mehr darauf achten mögen. Aber er hätte diese Stimme später gehört, so oft er Abends an diesen Abend zu Interlaken dachte. Heute hatte er die Vision deutlicher gesehen, und seine erregte Seele ward ruhiger. Der Ort däuchte ihm wonnevoll, und er vermochte nicht zu gehen. Er fragte sich nicht, woher diese Ruhe kam. Er fühlte sie, und war in dem Gefühl glücklich, und pries die Landschaft und den Sommermorgen, als besäßen sie die wunderwirkende Kraft.

„Einen süßen Morgentraum," sprach eine freundliche Stimme, und im selben Augenblick legte Jemand seine Hand auf Flemming's Schulter. Es war Berkley. Ungesehen und ungehört hatte er sich genähert.

„Ich sehe an dem Lächeln auf Ihrem Gesicht," fuhr er fort, „daß es kein Tagalp ist."

„Sie haben Recht," erwiederte Flemming. „Es war ein süßer Traum, den Sie verscheuchten."

„Und ich freue mich zu sehen, daß Sie auch die trüben Gedanken verscheucht haben, welche Sie zu beschleichen pflegten. Ich sehe gern die Menschen heiter und glücklich. Weshalb soll man in dieser schönen Welt sich dem Trübsinn hingeben?"

„O, dieſe ſchöne Welt!“ ſprach Flemming lächelnd. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich davon denken ſoll. Manchmal iſt Alles Fröhlichkeit und Sonnenſchein, und der Himmel ſelbſt nicht fern. Und dann ändert es ſich plötzlich, und iſt düſter und ſorgenvoll, und Wolken verhüllen den Himmel. Die Unglücklichſten von uns haben in ihrem Leben heitere Tage wie dieſer, wo es uns vorkommt, als könnten wir die weite Welt in unſern Armen halten. Dann kommen die trüben Stunden, wo das Feuer weder auf unſerm Herd, noch in unſerm Herzen brennen will und Alles innen und außen traurig, kalt und dunkel iſt. Glauben Sie mir, jedes Herz hat ſeinen geheimen Kummer, den die Welt nicht kennt, und oft nennen wir einen Menſchen kalt, während er nur traurig iſt.“

„Und wer ſagt, wir thun es nicht?“ unterbrach ihn Berkley. „Kommen Sie, kommen Sie! Laſſen Sie uns zum Frühſtück gehen. Die Morgenluft hat mir gewaltigen Appetit gemacht. Ich ſehne mich, über einem friſchen Ei mein Dankgebet zu ſprechen und mit meinen ärgſten Feinden Salz zu eſſen, nämlich mit den Zieraffen im Gaſthaus. Nach dem Frühſtück müſſen Sie mir ganz angehören. Ich werde Sie mit nach dem Grindelwald nehmen.“

„Heute frühſtücken Sie alſo nicht wie Diogenes, ſondern willigen ein, Ihre Tonne zu verlaſſen.“

„Ja, um das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft zu genießen. Ich werde auch das Licht in meiner Laterne ausblaſen, da ich Sie gefunden habe.“

„Ich danke Ihnen.“

Das Frühſtück wurde ohne einen außerordentlichen Vorfall eingenommen. Flemming beobachtete jeden eintretenden

Gast; doch sie kam nicht, — sie, die er vor allen Gästen am meisten zu sehen wünschte.

„Und nun nach dem Grindelwald!“ sagte Berkley.

„Weshalb so eilig? Wir haben den ganzen Tag vor uns. Da ist Zeit genug.“

„Ich versichere Ihnen, es ist kein Augenblick zu verlieren. Der Wagen steht vor der Thür.“

Sie fuhren das Thal von Lauterbrunnen hinauf und wandten sich östlich zwischen die Berge des Grindelwaldes. Dort brachten sie den Tag zu, halb erfroren von dem eisigen Hauch des Großen Gletschers, auf dessen Oberfläche Pyramiden und Blöcke von Eis stehen, wie die Grabsteine eines Kirchhofs. Es war für Flemming ein langweiliger Tag. Er wünschte sich nach Interlaken zurück, und war froh, als er gegen Abend die Klosterthürme mit den kegelförmigen Dächern wieder über die Wallnußbäume emporragen sah.

Jener Abend steht mit rothen Schriftzeichen in seiner Geschichte aufgezeichnet. Er brachte ihm eine neue Offenbarung der Schönheit und Vortrefflichkeit des weiblichen Charakters und Verstandes, nicht völlig neu für ihn, doch jetzt erneut und bekräftigt. Diese Offenbarung kam von den Lippen Mary Ashburton's. Ihre Gestalt erschien wie ein zitternder Abendstern am Firmament seiner Seele. Er unterhielt sich mit ihr, und mit ihr allein, und wußte nicht, wann er gehen sollte. Alle Andern schienen für ihn nicht da zu sein. Er sah ihre Gestalten, doch als die Gestalten lebloser Gegenstände. Endlich kam ihre Mutter, und Flemming erblickte in ihr nur eine zweite Mary Ashburton von gereifterer Schönheit; — dieselbe Stirn, dieselben Augen, dieselbe majestätische Gestalt, und noch keine Spur des Alters. Er blickte auf sie mit einem Wohlgefallen, in das sich eine heilige Scheu mischte.

Sie war ihm der prächtige, glühende Abend, dessen Schooß der zitternde Stern entflammte.

Berkley nahm an der Unterhaltung nicht thätigen Antheil, sondern that etwas Zweckmäßigeres, — er traf nämlich Anordnungen zu einer für den folgenden Tag beabsichtigten Spazierfahrt mit Ashburtons, und lud natürlich Flemming dazu ein, der an diesem Abend mit einem Hof um das Haupt nach Hause ging und sich über einen Stutzer sehr wunderte, welcher an der Thür des Gasthauses stand und, als Flemming vorbeiging, zu seinem Gefährten sagte:

„Wie nennen Sie diesen Ort? Ich bin schon zwei Stunden hier und finde ihn verteufelt einfältig!"

Fünftes Kapitel.

Ein Regentag.

Als Flemming am andern Morgen erwachte, sah er, daß der Himmel trübe war. Von den Berggipfeln herab hing ein Nebelschleier, dessen schwere Falten hier und da im Thale unten wogten. Ueber die ganze Landschaft verbreitete sich der milde Sommerregen. An diesem Tage hätten keine bewundernden Augen den Staubbach betrachtet.

Ein Regentag in der Schweiz thut vielen Zerstreuungen plötzlichen Einhalt. Der Kutscher mag zum Gasthof und dann zurück zum Stall fahren; aber nicht weiter. Der sonnverbrannte Führer mag an der Thür des Bierhauses sitzen und

grüßen; und der Fährmann nach Belieben pfeifen und die Wolken verwünſchen; — aber deshalb rührt ſich kein Fuß, kein Reiſender regt ſich, wenn er Zeit hat zu warten. Der Regentag giebt ihm Zeit zum Nachdenken. Er hat jetzt Muße, ſich der empfangenen Eindrücke bewußt zu werden, und rechnet mit den Bergen ab. Er erinnert ſich auch, daß er in der Heimath Freunde hat, und trägt im Tagebuche nach, daß er eine Woche lang oder darüber, und ſchreibt Briefe, die er noch länger vernachläſſigt hat; oder vollendet die geſtern unter freiem Himmel angefangene Bleiſtiftſkizze. Im Ganzen iſt er, — obwohl getäuſcht, nicht traurig darüber, daß es regnet.

Flemming war beides, traurig und getäuſcht; aber trotzdem ging er zur beſtimmten Stunde zu Aſhburtons hinüber. Sie ſaßen im Beſuchszimmer. Die Mutter las, und die Tochter überarbeitete eine Zeichnung des Thuner Sees. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſetzte Flemming ſich unfern der Tochter und ſagte:

„Mich dünkt, wir werden heute keinen Staubbach haben; nur dieſen Gießbach aus den Wolken.“

„Nichts weiter, vermuthe ich. Wir müſſen uns daher begnügen, zu Hauſe zu bleiben, und auf den Klang des vom Dache rinnenden Regens hören. Es gewährt mir Zeit, einige dieſer Skizzen zu beendigen.“

„Ein angenehmer Zeitvertreib,“ entgegnete Flemming; „und ich ſehe, Sie ſind ſehr geſchickt. Es freut mich, zu ſehen, daß Sie eine gerade Linie ziehen können. Ich ſah noch nie das Skizzenbuch einer Dame, in welchem nicht alle Thürme dem ſchiefen Thurm von Piſa glichen. Ich zittere immer für die kleinen Menſchen darunter.“

„Wie thöricht!“ rief Mary Aſhburton mit einem Lächeln, das wie ein Sonnenſtrahl durch den Nebel von Flemming's

Gedanken zog. „Mir gelingen gerade Linien viel beſſer, als alle andern. Hier habe ich ſchon eine halbe Stunde lang verſucht, dieſes Waſſerrad rund zu machen, und es wird doch nie rund.“

„Dann laſſen Sie es, wie es iſt. Es iſt ungewöhnlich pittoresk und kann als eine neue Erfindung gelten.“

Die Dame fuhr fort zu zeichnen, und Flemming ihr ſchönes Geſicht zu betrachten, indem er oft die Verſe aus Marlow's Fauſt bei ſich wiederholte:

O du biſt ſchöner als der Abendſtern,
In tauſendfachen Sternenglanz gekleidet.

Er hätte ſich gewiß dem mütterlichen Auge der Mrs. Aſhburton verrathen, wäre ſie nicht in die Thorheiten eines Moderomans ganz vertieft geweſen. Die ſchöne Zeichnerin hatte bald einen Augenblick pauſirt, und Flemming hatte ihr Skizzenbuch genommen und durchblätterte es von Anfang an mit immer wachſender Freude, die er nur halb auszudrücken wagte, obwohl er einige Bemerkungen machte und zuweilen in Bewunderung ausbrach.

„Wahrlich eine ſchöne Skizze von Murten und dem Schlachtfeld! Wie ruhig die Landſchaft dort am See nach der Schlacht ſchlummert! Haben Sie die Ballade Veit Weber's, des Schuhmachers, über dieſen Gegenſtand geleſen? Er ſagt, die beſiegten Burgunder ſprangen in die See, und die Eidgenoſſen ſchoſſen ſie wie wilde Enten im Schilf nieder. Er kämpfte in der Schlacht und ſchrieb nachher die Ballade:

Der hatte ſelbſt die Hand am Schwert,
Der dieſen Reim gemacht,
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts ſang er die Schlacht.

„Sie müſſen mir die ganze Ballade geben," ſagte Miß Aſhburton; „ſie wird zur Erläuterung der Skizze dienen."

„Und die Skizze zur Erläuterung der Ballade. Doch jetzt gleiten wir ſchnell die Alpen hinab nach Italien und ſind ſogar in Rom, wenn ich nicht irre. Dies iſt ſicherlich ein Kopf Homer's?"

„Ja," entgegnete die Dame, ein wenig begeiſtert. „Erinnern Sie ſich nicht der Marmorbüſte in Rom? Als ich ſie zuerſt ſah, erfüllte ſie mich ganz mit Ehrfurcht. Es iſt nicht das Antlitz eines Menſchen, ſondern eines Gottes!"

„Und Sie haben ihr in Ihrer Copie Gerechtigkeit widerfahren laſſen," ſagte Flemming, von ihrem Enthuſiasmus ergriffen. „Mit welch claſſiſcher Anmuth die um die majeſtätiſche Stirn gewundene Binde ſeine wallenden, mit dem Bart ſich miſchenden Locken umſchließt! Auch das Angeſicht iſt ruhig, majeſtätiſch, gottähnlich! Sogar die ſtarren, blinden Augäpfel beeinträchtigen nicht das Bild des Sehers! So waren die Augen des blinden Greiſes von Chios. Sie ſcheinen mit düſterm Ernſt in die geheimnißvolle Zukunft zu blicken, und die Marmorlippen ſcheinen die prophetiſche Stelle in der Hymne auf den Apollo zu wiederholen: — „Laß mich auch hoffen, daß man in künftigen Jahrhunderten meiner gedenkt. Und wenn ein von den Menſchengeſchlechtern Geborner, ein müder Wanderer, hierher kommt und fragt, wer der lieblichſte der Sänger iſt, die zu euren Feſten kommen, und welchen ihr am liebſten hört, ſo antwortet für mich: „Es iſt der blinde Mann, der auf Chios wohnt; ſeine Lieder übertreffen alle, die je geſungen werden können!" Aber glauben Sie wirklich, daß dies ein Portrait Homer's iſt?"

„Gewiß nicht! Es iſt nur der Traum eines Künſtlers. So erſchien ihm Homer in ſeinen Viſionen der antiken Welt.

Sie wiſſen, Jeder ſchafft in ſeiner Phantaſie ein Bild von Perſonen und Dingen, die er nie geſehen; und der Künſtler reproducirt ſie in Marmor oder auf der Leinwand."

„Und wie iſt das Bild in Ihrer Phantaſie? Gleicht es dieſem?"

„Nein, nicht völlig. Ich ſchöpfte meine Eindrücke aus einer andern Quelle. So oft ich an Homer denke, was nicht oft geſchieht, wandelt er vor mir, feierlich und ruhig, wie in der Viſion des großen Italieners; in den Zügen weder bekümmert noch fröhlich, von andern Barden gefolgt, und in der Rechten ein Schwert haltend!"

„Jene Auffaſſung iſt ſchöner, als dieſe," ſagte Flemming; „und ich erkenne ſowohl aus Ihren Worten, als aus dieſem Buche, daß Sie wahres Gefühl für Kunſt haben und wiſſen, was ſie iſt. Sie haben tiefe Blicke in das bezauberte Land gethan."

„Ich hoffe," entgegnete die Dame beſcheiden, „daß mir dieſes Gefühl nicht völlig mangelt. Sicherlich liebe ich die Kunſt ebenſo ſehr und leidenſchaftlich, als die Natur."

„Fühlen Sie ſich aber nicht oft verletzt, wenn Sie Menſchen von Kunſt und Natur wie von entgegengeſetzten und einander widerſtreitenden Dingen reden hören? Es giebt wohl keinen größeren Irrthum. Die Natur iſt die Offenbarung Gottes, die Kunſt die Offenbarung des Menſchen. In der That bezeichnet die Kunſt nichts weiter, als dies. Kunſt iſt Vermögen. Das iſt die urſprüngliche Bedeutung des Wortes. Sie iſt das ſchöpferiſche Vermögen, durch welches die Seele des Menſchen vermittelſt einer äußern Kundgebung oder eines äußern Zeichens ſich kenntlich macht. Wie wir ſtets die Stimme Gottes hören können, mögen wir in der Kühle des Tages im Garten gehen, oder unter dem Sternenlicht, wo, um einen der

Verſe ſeines Dichters anzuführen, „weite Ausſicht von den ſteilen Hügeln und Höhn ſich ſelbſt zur Schau ausſtellt," ſo hören wir in dem Dämmer- und Sternenlicht vergangener Jahrhunderte die Stimme des Menſchen, indem wir unter den Werken ſeiner Hände, und den Stadtmauern und Thürmen und Kirchthurmſpitzen wandeln, die ſich ſelbſt zur Schau ausſtellen."

Die Dame lächelte über den Eifer, mit dem er ſprach, und er fuhr fort:

„Dies iſt indeß nur ein Gleichniß; und Kunſt und Natur ſind inniger verbunden, als nur durch Gleichniſſe. Kunſt iſt die Offenbarung des Menſchen; und nicht blos dies, ſondern ebenſo die Offenbarung der durch den Menſchen ſprechenden Natur. Die Kunſt iſt vorher da in der Natur, und die Natur wird in der Kunſt reproducirt. Wie die Dünſte aus dem Ocean, landwärts wogend und in Regen aufgelöſt, in Flüſſen zu dem Ocean zurückgeführt werden, ſo ergießen ſich Gedanken und die Aehnlichkeiten der Dinge, welche auf die Seele des Menſchen herabträufeln, wieder in lebendigen Strömen der Kunſt und verlieren ſich in den großen Ocean, welcher die Natur iſt. Kunſt und Natur widerſtreiten alſo einander nicht, ſondern wirken immer harmoniſch auf einander."

Begeiſterung erzeugt Begeiſterung. Flemming ſprach mit ſo erſichtlichem Intereſſe an dem Gegenſtand, daß Miß Aſhburton nicht unterließ, einige Theilnahme an dem, was er ſagte, zu bezeigen; und dadurch ermuthigt, fuhr er fort:

„So hat in dieſer wunderbaren Welt, in der wir leben, nämlich der Naturwelt, der Menſch eine andere, kaum minder wunderbare Welt geſchaffen, nämlich die Kunſtwelt. Und ſie liegt umſchloſſen von der andern,

> Und die klare Region, wo ſie geboren,
> Rund, in ſich abgeſchloſſen.

Betrachten wir die Kunſt von dieſer Seite, ſo glaube ich, erkennen wir leichter die Geſchicklichkeit des Künſtlers, und den Unterſchied zwiſchen ihm und dem bloßen Dilettanten. Was wir Wunder der Kunſt nennen, iſt es nicht für den, der ſie ſchuf, denn ſie wurden durch die natürlichen Erregungen ſeiner großen Seele geſchaffen. Statuen, Gemälde, Kirchen, Gedichte ſind nur Schatten von ihm, — Schatten in Marmor, Farbe, Stein, Worten. Er fühlt und erkennt ihre Schönheit, aber er dachte dieſe Gedanken und erzeugte dieſe Dinge ſo leicht, wie geringere Geiſter geringere Gedanken und Dinge, vielleicht noch leichter. Durch die Seele wogende ſchwankende Bilder und Geſtalten der Schönheit, die Aehnlichkeiten noch nicht oder ſchlecht beſtimmter Dinge, die nur vollkommen ſind, wenn in der Kunſt dargeſtellt, — dieſes mögliche Verſtändniß, wie die Scholaſtiker es nannten, — theilt der Künſtler im Allgemeinen mit uns allen. Der Kunſtdilettanten giebt es viele. Aber das thätige Verſtändniß, das ſchöpferiſche Vermögen, — das Vermögen, dieſe Geſtalten und Bilder in der Kunſt darzuſtellen, das Unbeſtimmte zu verkörpern und zu vervollkommnen, — beſitzt er allein. Er theilt die Gabe mit Wenigen. Er weiß nicht einmal, woher, noch wie ſie kommt. Er weiß nur, daß ſie iſt; daß Gott ihm das Vermögen verlieh, das den Andern verſagt ward."

„Ich würde gewußt haben, daß Sie ein Deutſcher ſind," ſagte die Lady, „ſelbſt wenn Sie es mir nicht geſagt hätten. Sie ſchwärmen für die Deutſchen. Ich meinestheils kann ihre rauhe Sprache nicht ausſtehen."

„Sie würden ſie beſſer leiden können, wenn Sie ſie beſſer kennten," erwiederte Flemming. „Mir dünkt ſie nicht rauh, ſondern heimiſch, herzlich und gefühlvoll, — wie der Klang glücklicher Stimmen am Herd in einer Winternacht, wenn der

Wind tobt und das Feuer praſſelt und ziſcht und kniſtert. Fürwahr, ich liebe die Deutſchen; die Männer ſind ſo geſund und herzlich, und die Fräulein ſo zart und wahr!"

„Ich denke immer an Männer mit Pfeifen und Bier und an Frauen mit dem Strickzeug."

„O, das ſind engliſche Vorurtheile!" rief Flemming. „Nichts kann mehr —"

„Und ſelbſt ihre Literatur ſtellt ſich meiner Seele unter denſelben Formen dar."

„Ich ſehe, Sie haben nur engliſche Kritiken geleſen und meinen, alle deutſchen Bücher riechen, wie einer Ihrer engliſchen Kritiker ſagt, „nach Gewürz, nach braunem Papier voll fetten Kuchens und Speckſchnitte und in ſchmutzigen Hinterſtuben Gebackenem;" und dies hält Sie fern von einer herrlichen Welt der Poeſie, Romantik und Träume!"

Mary Aſhburton lächelte, und Flemming fuhr fort, das Skizzenbuch zu durchblättern, indem er gelegentlich kritiſirende und witzige Bemerkungen machte. Endlich kam er zu einem Blatte, welches mit Bleiſtift beſchrieben war. Leute mit lebhafter Phantaſie ſind gewöhnlich neugierig, und immer, wenn ſie etwas verliebt ſind.

„Hier iſt eine Bleiſtiftſkizze," ſagte er mit bittendem Blick, „welche ich gern mit dem Uebrigen prüfen möchte."

„Sie können es thun, wenn Sie wünſchen; Sie werden aber finden, daß es die ärmlichſte Skizze des Buches iſt. Ich verſuchte einmal das Gemälde eines in Rom lebenden Künſtlers zu zeichnen, wie es ſich meiner Phantaſie darſtellte, und dies iſt das Reſultat. Vielleicht vermag es eine angenehme Erinnerung in Ihnen zu erwecken."

Flemming wartete nicht länger, ſondern las mit den Augen eines Dilettanten, nicht eines Kritikers, folgende Schilderung,

welche ihn von neuem für die Kunſt und für Mary Aſhburton begeiſterte.

„Ich denke oft über des jungen Künſtlers Leben in Rom nach. Ein Fremder aus dem kalten, trüben Norden, überſchritt er die Alpen und wanderte mit dem frommen Sinn eines Pilgers nach der ewigen Stadt. Er wohnt vielleicht auf dem Pincianiſchen Hügel, und kaum iſt dort ein Haus, das nicht von Künſtlern aus fremden Ländern bewohnt iſt. Selbſt das Zimmer, welches er bewohnt, iſt ſeit undenklichen Zeiten ihre Wohnſtätte geweſen. Die Wände ſind mit ihren Namen vollgeſchrieben; vielleicht iſt noch eine Erinnerung an ſie in einer Skizze auf dem Fenſterladen mit Unterſchrift und Datum übrig. Dieſe Dinge heiligen in ſeiner Phantaſie den Ort. Selbſt dieſe Namen, obwohl er ſie nicht kennt, bleiben nicht ohne Verbindung in ſeiner Seele.

„In jenem warmen Lande ſteht er mit Tagesanbruch auf. Die Dünſte der Nacht ziehen ſchon ſeewärts über die Campagna. Wie er aus ſeinem Fenſter blickt, gewahrt er über und unter ihren weißen Falten die wallende blaue See bei Oſtia. Ueber dem Soracte geht die Sonne auf, — über ſeinem eignen geliebten Berg, obgleich dort nicht mehr verehrt, wie in alter Zeit. Vor ihm wirft das alterthümliche Haus Claude Lorraine's ſeinen langen braunen Schatten in das Herz des modernen Rom. Noch ſchläft und ſchweigt die Stadt. Doch über ihren dunklen Dächern fangen mehr als zweihundert Kirchthürme auf ihren vergoldeten Wetterhähnen den Sonnenſchein auf. Sogleich beginnen die Glocken zu läuten, und wie der Künſtler ihren lieblichen Klängen lauſcht, weiß er, daß in jeder dieſer Kirche über dem Hochaltar ein Gemälde von der Hand eines großen Meiſters hängt, und die Schönheit deſſel-

ben ſtellt ſich zwiſchen ihn und den Himmel, ſo daß er nicht zu beten, ſondern nur zu ſtaunen vermag.

„Unter dieſen Kunſtwerken verbringt er den Tag, am häufigſten im St. Peter und Vatican. Wie träumend ſchreitet er die breite Marmortreppe hinan, — durch den Corridor Chiaramenti, — durch Verhallen, Gallerien, Gemächer. Alles iſt mit Büſten und Statuen angefüllt, oder mit kühnen Fresken gemalt. Welch kräftige, ſchöne Formen! welch herrliche Schöpfungen des Menſchengeiſtes! und in jenem allerletzten Gemach, allein auf ſeinem Piedeſtal ſtehend, der zu Actium aufgefundene Apollo, — in ſolch majeſtätiſcher Stellung, — mit ſolch edlen Zügen, dem Leben gleich, einem Gott gleich!

„Oder er tritt vielleicht in die Gemächer der Maler, doch nur bis in das zweite. Denn in der Mitte dieſes Gemachs ruht ein großes Gemälde wie unvollendet auf der ſchweren Staffelei, obwohl der große Künſtler es vor mehr als drei hundert Jahren vollendete und dann den Pinſel für immer weglegte, der Welt dieſen letzten Segen zurücklaſſend. Es iſt die Verklärung Chriſti von Raphael. Ein Kind blickt nicht mit größerem Staunen zu den Sternen empor, als der Künſtler zu dieſem Gemälde. Er weiß, wie viele Jahre des Studiums dieſes Gemälde gekoſtet. Er kennt den ſchwierigen Pfad, der zur Vollendung führt, da er ſelbſt einige der erſten Schritte auf demſelben gethan. So gedenkt er der Stunde, wo jene breite Leinwand zuerſt auf ihrem Rahmen ausgeſpannt ward und Raphael davor ſtand und die erſten Farben darauf brachte, die Figuren eine nach der andern ins Leben treten ſah, und lächelnd, daß es ſo wohl gelungen, auf das Werk ſeiner Hände ſchaute. Er gedenkt auch der Stunde, wo nach vollendeter Arbeit der Pinſel des Meiſters ſterbender

Hand entſank und ſeine Augen ſich ſchloſſen, um ſich für eine ſchönere Verklärung zu öffnen, und endlich der dahingeſchiedene Raphael in ſeinem Arbeitszimmer lag, vor dieſem wunderbaren Gemälde, ruhmvoller, als ein Eroberer unter den Bannern und Wappenſchildern ſeines Begräbniſſes!

„Meineſt du, ſolche Anſichten und Gedanken bewegen nicht das Herz eines jungen Mannes und Künſtlers? Und wenn er hinaustritt unter den freien Himmel, ſinkt die Sonne und die grauen Ruinen einer alten Welt empfangen ihn. Vom Palaſt der Cäſaren blickt er hinab auf das Forum, oder nach dem Coliſeum zu; oder ſieht, wie im Weſten der letzte Sonnenſchein den ehernen Erzengel ſtreift, welcher auf dem Grabmal Hadrian's ſteht. Er wandelt unter einer in Trümmern liegenden Welt der Kunſt. Selbſt vor den Lampen der Straße, welche ihm auf ſeinem Heimweg leuchten, ſtehen gemalte oder in Stein gehauene Bilder der Madonna. Iſt es zu verwundern, wenn ſeinem Schlaf Träume kommen, — ja wenn ſein ganzes Leben ihm als ein Traum erſcheint? Iſt es zu verwundern, wenn er mit fieberndem Herzen und bebender Hand jene Träume in Marmor oder auf Leinwand darzuſtellen ſucht?"

Thörichter Paul Flemming, der dieſe kleine Skizze zugleich bewunderte und lobte, und doch zu blind war, um zu ſehen, daß ſie aus dem Herzen, nicht aus der Phantaſie geſchrieben war! Thörichter Paul Flemming, welcher glaubte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne ohne einen Grund ſo ſchreiben! Unmittelbar darauf folgte eine andere Skizze, welche er ebenfalls mit ihrer Erlaubniß las. Sie lautete alſo:

„Die ganze Periode des Mittelalters däucht mir ſehr ſeltſam. Manchmal kann ich mich nicht überreden, daß ſolche Dinge geweſen ſein könnten, wie die Geſchichte uns erzählt;

daß eine ſo ſeltſame Welt ein Theil der unſrigen war; — daß ein ſo ſeltſames Leben ein Theil des Lebens war, welches uns, die wir es jetzt leben, ſo leidenſchaftlos und alltäglich erſcheint. Blos wenn ich unter verfallenen Burgen ſtehe, die ſo düſter auf mich blicken, und die an den Wänden gothiſcher Gemächer hängende ſchwere Rüſtung alter Ritter ſchaue, oder wenn ich in den Gängen eines dämmerigen Münſters wandle, deſſen Mauern von grauem Alterthum erzählen und deſſen Glocken getauft worden, und die ausgeſchnitzten eichenen Chorſtühle ſehe, wo ſo viele Generationen von Mönchen ſaßen und ſangen, und die Grabſtätten, wo ſie jetzt ſtill ſchlafen, um nicht mehr zu ihren Mitternachtspſalmen zu erwachen, — blos dann iſt mir die Geſchichte des Mittelalters Wirklichkeit, und nicht die Stelle eines Romans.

„In gleicher Weiſe beſitzen die illuminirten Manuſcripte jener Jahrhunderte etwas von dieſer Macht, die todte Vergangenheit in meinem Geiſte zur lebendigen Gegenwart zu geſtalten. Welch' ſonderbare Figuren ſchmücken das kniſternde Pergament, wie ſeine gelben Blätter in den heitern Farben lachen! Du ſcheinſt ihnen ganz unerwartet zu kommen. Ihre Geſichter tragen den Ausdruck der Verwunderung. Es ſcheint, als ſeien ſie alle eben erſt aus dem Schlafe aufgeſchreckt durch das Geräuſch, das du machteſt, als du die metallenen Haken aufſchloſſeſt und die ſonderbar geſchnitzten eichenen Decken öffneteſt, die ſich wie die großen Thore einer Stadt in Angeln drehen. Ein fleißiger Mönch lieh dem Bauwerk jener Stadt ein langes Leben. Mit welch' ſeltſamen Bürgern er ſie bevölkerte! Adam und Eva unter einem Baume, Aepfel in den Händen; — der Patriarch Abraham, mit einem aus ſeinem Körper wachſenden Baum, und ſeine Nachkommen gleich Eulen auf ſeinen Zweigen ſitzend; — Jungfrauen mit wallenden

goldenen Locken; geharnischte Ritter mit phantastischen lang zugespitzten Schuhen; Turniere und Ringelrennen, und Minnesänger, und Buhlen, deren Köpfe bis zu den Burgen reichen, wo ihre Damen sind; und Alles so eckig, so naiv, so kindlich, Alles in so einfachen Stellungen, mit so großen Augen und so langen, schlanken Fingern! — Diese Dinge charakterisiren das Mittelalter und überzeugen mich von der Wahrheit der Geschichte."

In diesem Augenblick trat Berkley mit einer Schweizerhütte ein, die er zum Geschenk für ein Kind in England, und mit einem an seinem Ende ein Gemshorn tragenden Rohr, das er zum Geschenk für sich selbst gekauft hatte. Dies war das erste Mal, daß der Anblick des gutmüthigen Mannes ihm unlieb war, denn seine Gegenwart unterbrach die angenehme Unterhaltung, welche er mit Mary Ashburton „unter vier Augen" führte. Er kam ihm wirklich langweilig vor, und er wunderte sich, daß es ihm nicht früher aufgefallen war. Auch Mrs. Ashburton mußte ihr Buch weglegen, und die Unterhaltung ward allgemein. Sonderbarer Weise kam die Schweizer Tischzeit um ein Uhr Flemming nicht einen Augenblick zu früh. Es fiel ihm nicht einmal ein, daß es spät sei, denn er saß neben Mary Ashburton; und bei Tische kann man so Vieles sagen, ohne belauscht zu werden.

Sechstes Kapitel.

Nach Tische, und nach der Manier der besten Kritiker.

Als der gelehrte Thomas Diafeirus um die schöne Angelica warb, zog er aus seiner Tasche eine medicinische Abhandlung und überreichte sie ihr als die Erstlingsfrucht seines Genius, und lud sie zu gleicher Zeit mit der Erlaubniß ihres Vaters ein, der Section einer Frau beizuwohnen, worüber er eine Vorlesung halten sollte. Paul Flemming verfuhr ziemlich auf gleiche Weise, und zwar so oft, daß es ihm zur Gewohnheit geworden war. Er brachte beständig ein Stück von einem Liede oder einer Geschichte aus seiner Tasche oder Erinnerung hervor und lud eine schöne Angelica mit oder ohne ihres Vaters Erlaubniß ein, der Section eines Schriftstellers beizuwohnen, über den er eine Vorlesung halten wollte. Er gab bald Mary Ashburton Beweise davon.

„Welche Bücher haben wir hier für den Nachmittag zu lesen?" sagte Flemming, ein Buch vom Tisch nehmend, nachdem sie aus dem Speisezimmer zurückgekehrt waren. „Ah, es sind Uhland's Gedichte. Haben Sie etwas davon gelesen? Er und Tieck gelten gewöhnlich für die besten lebenden Dichter Deutschlands. Sie streiten mit einander um die Palme des Vorzugs. Lassen Sie mich Ihnen diesen Nachmittag eine Lection im Deutschen geben, Miß Ashburton, so daß Niemand Sie anklagen kann, „das süße Gut der Zeit hinwegzulassen, um engelgleich auch zu vergeistigen." Ich habe zufällig die Ballade vom Schwarzen Ritter aufgeschlagen. Sprechen Sie

mir das Deutſche nach, und ich will es Ihnen überſetzen, Pfingſten war, das Feſt der Freude!“ u. ſ. w.

„Das iſt wirklich eine rührende Ballade, ſagte Miß Aſhburton, aber für dieſen traurigen Nachmittag faſt zu ſchrecklich und geiſterhaft.“

„Es beginnt fröhlich genug mit dem Pfingſtfeſt und den rothen Fahnen auf der Burg. Dann iſt der Contraſt gut angebracht. Der Ritter in ſchwarzer Rüſtung und das Hereinwogen des gewaltigen Schattens in den Tag und das Herabfallen der verwelkten Blumen, Alles wird in treffender Weiſe der Phantaſie vorgeführt. Indeß erzählt es ſeine eigne Geſchichte und bedarf keiner Erklärung. Hier iſt etwas von andrer Art, obwohl auch melancholiſch: das Schloß am Meere. Soll ich es vorleſen?“

„Ja, wenn es Ihnen beliebt.“

Flemming las:

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt Du in den Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben geben
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern Beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

„Wie gefällt Ihnen das?"

„Es ist sehr anmuthig und hübsch. Aber Uhland scheint Vieles der Phantasie seines Lesers zu überlassen. Alle seine Leser sollten selbst Dichter sein, sonst werden sie ihn kaum verstehen. Ich verstehe kaum die Stelle, wo er von dem Niederneigen in die spiegelklare Flut und von dem Streben in die Wolken spricht. Doch vermuthe ich, er will die momentane Illusion bezeichnen, die uns erfaßt, wenn wir einen alten Thurm sich völlig im Meere wiederspiegeln sehen. Wir blicken auf ihn, als wäre er nicht ein bloßer Schatten im Wasser, und doch erhebt sich der wirkliche Thurm fern darüber und scheint in den rothen Abendwolken zu schwimmen. Ist dies der Sinn?"

„Ich sollte meinen. Für mich ist Alles eine schöne Wolkenlandschaft, was ich begreife und fühle, und was zu erklären mir doch etwas schwer werden dürfte."

„Und weshalb muß man immer erklären? Manche Gefühle sind völlig unübersetzbar. Es ist bis jetzt für sie keine Sprache gefunden. Sie leuchten durch die trübe Dämmerung der Phantasie so herrlich auf uns herab und verlieren doch, wenn wir sie uns nahe bringen und sie gegen das Licht der Vernunft halten, mit einemmale ihre Schönheit wie Johanniswürmchen, welche mit so hehrem Licht in den Abendschatten leuchten, an Orten, wo Lichter angezündet sind, sich nur als Würmer darstellen, gleich so vielen andern."

„Sehr wahr. Wir sollten manchmal mit dem Gefühl zufrieden sein. Hier ist eine vortreffliche Stelle, welche wohlthuend wirkt, wie der sich herabsenkende Abendschatten, — wie die thauige Kühle des Dämmers nach einem schwülen Tage.

Ueber diesen Strom, vor Jahren,
Bin ich einmal schon gefahren.
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr, wie immer.

Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen:
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden,
Dieser brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Theure, die der Tod entrissen.

Doch, was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet,
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden. —

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete,
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geiſtige Naturen."

„O, das iſt ſchön, — außerordentlich ſchön. Und iſt Uhland immer ſo beſänftigend und geiſtig?"

„Ja, er ſchaut gewöhnlich in die Geiſterwelt. Ich ſuche da ein kleines Gedicht auf den Tod eines Landpfarrers, worin er ein rührendes Gemälde einführt. Ich kann es jedoch nicht finden. Aber es thut nichts. Er ſchildert den Geiſt des guten alten Mannes, der an einem hellen Sommermorgen auf die Erde zurückkehrt und mitten unter dem goldnen Getreide und unter den rothen und blauen Blumen ſteht und die Schnitter freundlich grüßt, wie in alter Zeit. Doch in Uhland's Geiſt iſt nichts Krankhaftes. Er iſt immer friſch und kräftigend, wie ein luſtiger Morgen. Hierin unterſcheidet er ſich gänzlich von Dichtern wie Salis und Matthiſſon."

„Und wer ſind dieſe?"

„Zwei melancholiſche Herren, denen das Leben nur ein elender Stumpf war, an deſſen Rand ſie, Cambric-Taſchentücher in den Händen, ſchluchzend und ſeufzend wandelten, und dem Tod Zeichen gebend, er möge kommen und ſie über den See fahren. Und nun ſtehen ihre Geiſter auf den grünen Gefilden deutſchen Sanges wie zwei über ein Grab ſich neigende Trauerweiden. Wenn man ihre Gedichte lieſt, iſt es, als durchwandere man einen Dorfkirchhof an einem Sommerabend, leſe die Inſchriften auf den Grabſteinen und rufe liebliche Bilder der Dahingeſchiedenen zurück, während droben

Ihr Himmelsboten, die ihr unſichtbar
Der Menſchheit hingeſunkne Blumen hebt,
Und um des Aberglaubens Weihaltar
Im Säuſeln hoher Friedensahnung ſchwebt."

„Mit welcher Muſik jene Zeilen fließen! Sind ſie von Matthiſſon?“

„Ja, und ſie ſchließen in der That mit Muſik. Ich wünſchte, ich hätte ſeine Gedichte hier. Ich möchte Ihnen gern ſeine Elegie auf ein altes Schloß vorleſen. Es iſt eine Nachahmung von Gray's Elegie! Sie ſind in Baden-Baden geweſen?“

„Ja, vorigen Sommer.“

„Und erinnern ſich —“

„Des alten Schloſſes? Freilich. Welch' herrliche Ruine!“

„Das iſt die Scene von Matthiſſon's Gedicht, und ſcheint den melancholiſchen Barden zu mehr als gewöhnlicher Begeiſterung angeregt zu haben.“

„Ich möchte das Gedicht ſehr gern ſehen. — Ich erinnere mich mit ſo vieler Freude an jene alte Ruine.“

„Ich bedaure, daß ich nicht eine Ueberſetzung davon für Sie habe. Statt deſſen will ich Ihnen ein ſchönes düſtres Gedicht von Salis geben. Es führt den Titel: Das Lied vom ſtillen Lande.

„Ins ſtille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt ſich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit ſanfter Hand
Hinüber! ach! hinüber
Ins ſtille Land.

Ins ſtille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der ſchönen Seelen! künft'gen Daſeins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf beſtand,
Trägt ſeiner Hoffnung Keime
Ins ſtille Land.

Ach Land! ach Land
Für alle Sturmbedrohten!
Der mildeſte von unſres Schickſals Boten,
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit ſanfter Hand
Ins Land der großen Todten,
Ins ſtille Land!

Iſt das nicht ein ſchönes Gedicht?“

Mary Aſhburton antwortete nicht. Sie hatte ſich abgewandt, um ihre Thränen zu verbergen. Flemming wunderte ſich, daß Berkley ſagen konnte, ſie ſei nicht ſchön. Doch war er dadurch mehr erfreut, als verletzt. Er fühlte in dieſem Augenblick, wie ſüß es ſein würde, Jemand zu beſitzen, die ihm allein ſchön dünkte, und doch ihm ſchöner wäre, als die ganze übrige Welt! Wie ſtrahlend ward ihm die Welt bei dieſem Gedanken! Sie glich einem jener Gemälde, in denen alles Licht von dem Antlitz der Jungfrau ausſtrömt. O es giebt in dieſem unſern Leben nichts Heiligeres, als das erſte Bewußtwerden der Liebe, — das erſte Flattern ihrer Silberſchwingen, das erſte Ertönen und Wehen jenes Sturmes, welcher ſo bald durch die Seele ziehen ſoll, zu reinigen oder zu zerſtören!

Alle Ueberlieferungen erzählen uns, der Kaiſer Karl der Große habe ſeine Edicte mit dem Gefäß ſeines Schwertes bezeichnet. Der noch größere Kaiſer, der Tod, bezeichnet die ſeinigen mit der Klinge, und mit demſelben Streiche werden ſie unterzeichnet und vollſtreckt. Flemming erhielt an jenem Abend einen Brief aus Heidelberg, welcher ihm berichtete, daß Emma von Ilmenau geſtorben ſei. Das Geſchick des armen Mädchens ging ihm ſehr zu Herzen und er ſagte zu ſich ſelbſt:

„Vater im Himmel! Warum war das Loos dieſes ſchwachen, irrenden Kindes ſo hart? Was hatte ſie verbrochen,

daß ſie in ihrer Schwachheit ſo verſucht ward und unterging? Warum ließeſt du es zu, daß ihre zarten Neigungen ſie ſo irre leiteten?“

Und durch das Schweigen der hehren Mitternacht antwortete die Stimme einer Schneelawine von den fernen Bergen und ſchien zu ſagen:

„Still! Still! Warum zweifelſt du an Gottes Vorſehung?“

Siebentes Kapitel.

Hüte Dich!

Schön iſt das Thal von Lauterbrunnen mit ſeinen grünen Auen und überhangenden Felſen. Das verfallene Schloß von Unſpunnen ſteht wie ein gewappneter Hüter am Thore des bezauberten Landes. Dahinter ragen die Schneegebirge in ſtiller Ruhe empor. Schöner, als der Felſen von Valmarusa, blickt jener finſtere Abgrund auf uns, und vom höchſten Abhang ſchimmert und wogt die weiße Wimpel des Staubbachs in der ſonnigen Luft!

Es war nach dem nächtlichen Regen ein heller ſchöner Morgen. Jeder Thau- und Regentropfen trug einen ganzen Himmel in ſich; und ſo auch das Herz Paul Flemming's, als er mit Mrs. Aſhburton und ihrer dunkeläugigen Tochter das Thal von Lauterbrunnen hinauf fuhr.

„Wie ſchön die Jungfrau dieſen Morgen ausſieht!“ rief er, auf Mary Aſhburton blickend.

Sie glaubte, er meinte den Berg, und ſtimmte ihm bei. Er meinte aber auch ſie.

„Und die Berge dahinter," fuhr er fort; „der Mönch und das Silberhorn, das Wetterhorn, das Schreckhorn und das Schwarzhorn, all' jene ehrwürdigen Apoſtel der Natur, deren Predigten Lawinen ſind! Sahen Sie jemals etwas Erhabeneres?"

„O ja! der Montblanc iſt erhabener, wenn Sie ihn von den gegenüberliegenden Bergen betrachten. Dort ward ich von der Pracht der Schweizerlandſchaft am meiſten bewegt. Es war ein Morgen wie dieſer, und die Wolken, welche auf ihren gewaltigen, ſchattigen Fittichen umherſchwebten, machten die Sonne nur um ſo prächtiger. Vor mir lag das ganze Panorama der Alpen; Fichtenwälder ſtanden dunkel und feierlich am Fuße der Berge, und den halben Weg hinauf ein Nebelſchleier, über dem ſich die ſchneeigen Gipfel und ſcharfen Nadeln des Felſens erhoben, welcher gleich einer Feenwelt in der Luft zu ſchweben ſchien. Dann ſtanden auf beiden Seiten die Gletſcher, durch die Bergklüfte ſich hinabwindend; und hoch über alle ragte der weiße, kuppelförmige Gipfel des Montblanc empor. Und dann und wann erſcholl von dem Nebelſchleier der hehre Ton einer ſtürzenden Lawine, und ein fortwährendes Brauſen, wie das des Windes durch einen Fichtenwald, erfüllte die Luft. Es war das Brauſen der Arve und des Aveiron, die von ihren Eisquellen hervorbrachen. Sodann begannen die Nebel fortzuziehen, und es ſchien, als ob das ganze Firmament ſich zuſammenrollte. Es rief mir jene erhabene Stelle der Apokalypſe ins Gedächtniß: „Ich ſah einen großen weißen Thron, und ihn, der darauf ſaß, vor deſſen Angeſicht Himmel und Erde flohen und keine Stätte fanden!" Ich kann nicht glauben, daß es auf dieſer Erde ein herrlicheres Schauſpiel giebt!"

„Es mußte in der That großartig ſein," entgegnete Flemming. „Und jene gewaltigen Gletſcher, — große Ungeheuer mit ſich ſträubender Mähne, die in das Thal hinabkriechen! denn ſie ſollen ſich wirklich bewegen."

„Ja, der Gedanke daran erfüllte mich mit einem ſeltſamen Gefühl der Ehrfurcht. Sie kamen mir vor wie die Drachen der nordiſchen Sage, welche von den Bergen herabkommen und ganze Dörfer verſchlingen. Ein Dörfchen im Chamounithale ward einſt von ſeinen Bewohnern verlaſſen, welche bei der Annäherung des eiſigen Drachen von Schrecken erfaßt wurden. Aber iſt es möglich, Sie waren noch nie in Chamouni?"

„Nie. Das große Wunder blieb von mir ungeſehen."

„Wie können Sie da ſo lange hier verweilen? Wäre ich an Ihrer Stelle, ich würde nicht eine Stunde verlieren."

Dieſe Worte zogen über die in Flemming's Seele ſich erſchließenden Blüthen der Hoffnung, wie ein kalter Wind über die Blüthen im Frühling. Er ertrug es, ſo gut er vermochte, und ging auf einen andern Gegenſtand über.

Ich beabſichtige nicht, das Thal von Lauterbrunnen, noch den dort verbrachten herrlichen Tag zu beſchreiben. Ich weiß, daß der freundliche Leſer die göttliche Gabe poetiſcher Phantaſie beſitzt und ſchon ſehen kann, wie die Berge emporragen, und die Ströme herabfluthen, und das ſchöne Thal dazwiſchen liegt, und wie längs der ſtaubigen Straße der Hirt auf dem Horn bläſt und Wanderer in Caravanen kommen und gehen, wie Punch und Judy in einer Schaubude. Er weiß bereits, wie romantiſche Damen romantiſche Scenen zeichnen, und wie kalte Küche unter dem Schatten von Bäumen ſchmeckt, und wie die Zeit flieht, wenn man liebt und der geliebte Gegen-

ſtand nahe iſt. Doch muß ich eines kleinen Vorfalls erwähnen, den ſeine Phantaſie nicht errathen würde.

Flemming ſaß noch mit den Frauen auf dem grünen Abhang nahe am Staubbach, als ein grün gekleideter junger Mann das Thal herab kam. Es war ein deutſcher Handwerker mit über die Schultern hängenden blonden Locken und einer Guitarre in der Hand. Sein Schritt war frei und elaſtiſch, und ſein Geſicht trug den fröhlichen Ausdruck der Jugend und Geſundheit. Er näherte ſich der Geſellſchaft mit höflichem Gruß und bat nach der Weiſe reiſender Handwerksburſchen mit dem zuverſichtlichen Weſen eines Menſchen, der an eine Zurückweiſung nicht gewöhnt iſt, um eine Gabe. Auch ward er in dieſem Augenblick nicht zurückgewieſen. Die Gegenwart derer, die wir lieben, macht uns mitfühlend und freigebig. Flemming gab ihm ein Goldſtück, und nach einem kurzen Geſpräch ſetzte er ſich in einiger Entfernung auf das Gras und begann zu ſpielen und zu ſingen. Wunderbar und mannigfaltig waren die ſanften Accorde und die klagenden Töne, welche der junge Mann dem kleinen Inſtrument entlockte. Da ſchien jedes Gefühl des menſchlichen Herzens einen Ausdruck zu finden und in den Herzen der Hörer ein verwandtes Gefühl wachzurufen. Er ſang ſeltſame deutſche Lieder, ſo voll Sehnſucht und anmuthiger Trauer, und Hoffnung, und Furcht, und leidenſchaftlichen Verlangens, und herzbezwingenden Schmerzes, daß in Mary Aſhburton's Augen Thränen traten, obwohl ſie die Worte, die er ſang, nicht verſtand. Da erglühte ſein Geſicht vor Siegesfreude, er ſchlug die Saiten wie eine Trommel und ſang:

„O wie ruft die Trommel ſo laut!
Dicht bei mir ſagt in der Schlacht
Mein ſterbender Bruder gute Nacht!

Die Kanonen lichterloh
Brüllen laut des Tod's Halloh
Und die Trommel
Und die Trommel
Ruft so laut!"

Viele Worte des Lobes wurden laut, als der junge Musiker endete; und als er sich zum Abschied erhob, baten sie ihn um noch ein Lied. Hierauf begann er ein munteres Vorspiel und sang, gerade in Flemming's Gesicht blickend, mit einem reizenden Lächeln in deutscher Sprache folgendes Lied:

„Ich kenn' ein Mägdlein wundersein,
Hüt' Du Dich!
Sie kann so falsch und freundlich sein,
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein!"

„Sie hat zwei Aeuglein sanft und braun;
Hüt' Du Dich!
Die können seitwärts und nieder schaun,
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein!"

„Sie hat ein feines goldnes Haar;
Hüt' Du Dich!
Und was sie sagt, das ist nicht wahr,
O hüte Dich,
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein."

„Weiß wie der Schnee ist ihre Brust;
Hüt' Du Dich!
Sie weiß, wie viel sie zeigen muß.
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie spottet Dein."

„Sie giebt Dir einen Blumenkranz:
Hüt' Du Dich!
Ein Narrenkäpplein iſt's voll Glanz;
O hüte Dich!
Trau' ihr nicht,
Sie ſpottet Dein!"

Die letzte Strophe ſang er mit lachendem, triumphirendem Tone, welcher den lauten Klang ſeiner Guitarre wie das ſpottende Lachen Till Eulenſpiegel's übertönte. Dann warf er ſeine Guitarre über die Schulter, nahm ſeine grüne Mütze ab, verbeugte ſich vor den Frauen nach Art des Gil Blas, ſchwenkte die Hand in der Luft und ging ſchnell das Thal hinab, indem er ſang: „Ade! ade! ade!"

Achtes Kapitel.

Die Quelle der Vergeſſenheit.

Die Macht der Zauberei erzeugte in der Zeit des Mittelalters Ungeheuer, welche dem unglücklichen Zauberer überallhin folgten. Die Macht der Liebe erzeugt zu allen Zeiten Engel, welche gleichfalls dem glücklichen oder unglücklichen Liebenden überallhin folgen, ſelbſt in ſeine Träume. Solch ein Engel erſchien jetzt Paul Flemming, er mochte wachen oder ſchlafen. Er wandelte wie im Traume und war ſich kaum der Gegenwart derer bewußt, die um ihn waren. Ein liebliches Antlitz blickte von jeder Seite jedes Buches, das er las, ihm entgegen; es war das Antlitz Mary Aſhburton's; — eine liebliche

Stimme ſprach in jedem Laute, den er hörte, zu ihm; es war die Stimme Mary Aſhburton's! Tag und Nacht folgten auf einander; ihm aber war das Schwinden der Zeit nur wie ein Traum. Wenn er des Morgens aufſtand, dachte er nur an ſie und wünſchte zu wiſſen, ob ſie ſchon wach wäre; und wenn er ſich Abends niederlegte, dachte er nur an ſie, und wie ſie gleich der Dame Chriſtabel,

„Entkleidet ihre zarten Glieder,
Und legte ſich voll Anmuth nieder."

Und den ganzen lieben Tag war er bei ihr, entweder in der Wirklichkeit oder in wachen Träumen, die kaum minder wirklich waren; denn in jeder verzückten Viſion ſeiner wachen Stunden ſchritt ihre ſchöne Geſtalt vorüber, wie die Geſtalt Beatricens durch Dante's Himmel; und wie er am Sommernachmittage dalag und je zuweilen das Säuſeln des Windes in den Bäumen und den zum Himmel emporſteigenden Klang der Sabbathsglocken vernahm, ſtiegen mit ihnen heilige Wünſche und Gebete empor und flehten, daß er nicht vergebens lieben möchte! Und ſo oft er ſchweigend und allein in das ſchweigende, einſame Antlitz der Nacht ſchaute, gedachte er der begeiſterten Worte Plato's:

„Siehſt Du in die Sterne? Wenn ich der Himmel wär',
Mit allen Himmelsaugen blickt ich auf Dich herab!"

O, wie ſchön iſt es, zu lieben! Selbſt Du, der Du dieſe Stelle verhöhneſt und in kalter Gleichgültigkeit oder Verachtung lacheſt, wenn Andere bei Dir ſind, — auch Du mußt ihre Wahrheit anerkennen, wenn Du allein biſt, und bekennen, daß eine thörichte Welt geneigt iſt, das öffentlich zu verlachen, was ſie insgeheim als einen der höchſten Impulſe unſers Weſens verehrt — die Liebe!

Die Gegenstände unserer Zuneigung scheiden einer nach dem andern von uns. Aber unsere Zuneigung bleibt, und gleich Weinreben streckt sie ihre gebrochenen, verwundeten Schößlinge nach einer Stütze aus. Das blutende Herz bedarf eines Balsams, um zu heilen; und es giebt keinen außer der Liebe seines Geschlechts, — keinen außer der Theilnahme eines menschlichen Herzens! So begann die verwundete, gebrochene Liebe Flemming's sich vom Staube zu erheben und sich um diesen neuen Gegenstand zu schlingen. Tage und Wochen vergingen, und gleich dem Studenten Chrysostomus hörte er auf zu lieben, weil er anzubeten anfing. Und mit dieser Anbetung vermischte sich das Gebet, daß in der Stunde, wo die Welt ruht, und die lobpreisenden Stimmen verstummt sind, und das Nachdenken wie der Dämmer kommt, und die Jungfrau in ihren wachen Träumen die Zahl ihrer Freunde zählte, eine Stimme in dem heiligen Schweigen ihrer Gedanken seinen Namen flüstern möchte!

Eines Morgens saßen sie auf der grünen, blumigen Wiese unter den Ruinen der Burg Unspunnen beisammen. Sie zeichnete die Ruinen. Die Vögel sangen allesammt, als gäbe es kein Weh des Herzens, keine Sünde und Sorge in der Welt. So regungslos war der helle Abend, daß der Schatten der Bäume auf dem Grase begraben lag. Die fernen Schneespitzen funkelten in der Sonne, und nichts blickte trübe, ausgenommen der viereckige Thurm der alten Ruine über ihnen.

„Wie schade," sagte die Dame, als sie die müden Finger ruhen ließ, „wie schade, daß sich an diese Ruine keine alte Sage knüpft!"

„Ich will eine erfinden, wenn Sie es wünschen," entgegnete Flemming.

„Können Sie alte Sagen erfinden?"

„O ja! Ich erfand neulich drei in Bezug auf den Rhein und eine ſehr alte über den Schwarzwald. Eine Dame mit fliegenden Haaren, ein Räuber mit einem fürchterlichen über das Geſicht hereingedrückten Hut, und einen nächtlichen Sturm unter den brauſenden Fichten.“

„Herrlich! Erfinden Sie eine für mich.“

„Mit dem größten Vergnügen. Wo ſoll die Scene ſein? Hier, oder im Schwarzwald?“

„Jedenfalls im Schwarzwald! Fangen Sie an.“

„Ich will die Ruine und den Wald vereinigen. Zuerſt aber verſprechen Sie, mich nicht zu unterbrechen. Wenn Sie die goldenen Fäden des Gedankens zerreißen, ſo werden ſie wie das Gewebe der Sommerfäden in der Luft fortfliegen, und ich werde ſie nie wieder erfaſſen können.“

„Ich verſpreche es.“

„So vernehmen Sie die Sage von der „Quelle der Vergeſſenheit.“

„Fangen Sie an.“

Flemming lehnte ſich zu den Füßen der Dame auf den blumigen Raſen, mit träumeriſchen Augen in ihr holdes Geſicht und dann in die Blätter der Lindenbäume über ihm blickend.

„Holde Jungfrau! erinnerſt Du Dich der Linden von Bulach — jener hohen, ſtattlichen Bäume mit Sammetflaum auf ihren glänzenden Blättern und ländlichen Bänken unter ihrem überhangenden Dach? Eine blüthenreiche Wohnung, ein paſſender Aufenthalt einer Elfe oder Fee, wo ich Dir zuerſt meine Liebe geſtand, Du kalte und ſtattliche Hermione! Ein kleines Bauermädchen ſtand in der Nähe und hörte die ganze Zeit über zu, mit Augen voll Verwunderung und Luſt und mit einem unbewußten Lächeln, wie der Fremde ernſt, doch ſanft

ſprach, — Niemand war ſonſt bei uns in jener Stunde, nur Gott allein und jenes kleine Kind!"

„Wie, es iſt in Verſen?"

„Nein, nein, der Vers beſteht nur in Ihrer Einbildung, Sie verſprachen, mich nicht zu unterbrechen, und haben ſchon die Sommerfäden eines ſo ſüßen Traumes zerriſſen, wie er nur je von dem Verſtande eines Dichters geſponnen ward."

„Das that ſicherlich der Vers!"

„In ſolche Gedanken vertieft ſaß der Student Hieronymus um Mitternacht in einem Gemach dieſes alten Thurmes, die Hände gefaltet und auf einem offenen Buche ruhend, in welchem er geleſen. Sein bleiches Geſicht war emporgehoben und die Pupillen erweitert, als ob die Geiſterwelt offen vor ihm läge und eine herrliche Viſion vor ihm ſtände und ſeine Seele durch die Augen hinauf in dem Himmel zöge, — wie die Abendſonne durch ſich trennende Sommerwolken hindurch die Nebel der Erde an ihren Buſen zu ziehen ſcheint. O, es war eine herrliche Viſion! Ich ſehe ſie jetzt vor mir!

„Vor dem Studenten ſtand eine antike bronzene Lampe, auf welcher ſeltſame Figuren eingegraben waren. Es war eine Zauberlampe, welche einſtmals dem arabiſchen Aſtrologen El Cheber in Spanien gehört hatte. Ihr Licht war ſchön wie Sternenlicht, und wie der einſame Kerl Nacht für Nacht allein ſaß und in dieſem einſamen Thurm las, ergoß es ſich durch Nebel, Dunkelheit und herabtröpfelnden Regen in die Finſterniß und ward von vielen wachen Augen bemerkt. Für den armen Studenten war es eine Wunderlampe Aladdins; denn in ihren Flammen offenbarte ſich ihm eine Gottheit und zeigte ihm Schätze. So oft er ein gewichtiges, altes Buch aufſchlug, ſchien ein Engel ihm die Pforten des Paradieſes zu

öffnen; und ſchon kannte man ihn in der Gegend als Hieronymus den Gelehrten.

„Aber ach! er vermochte nicht weiter zu leſen. Der Zauber war gebrochen. Er verbrachte Stunde für Stunde, die Hände vor ſich gefaltet und die ſchönen Augen in den leeren Raum ſtarrend. Was konnten die Studien des melancholiſchen Jünglings ſo ſtören? Er liebte! Haben Sie jemals geliebt? Er hatte das Antlitz der ſchönen Hermione geſehen; und wie, wenn wir gedankenlos in die Sonne geblickt, unſere geblendeten Augen, obwohl geſchloſſen, ſie noch immer ſchauen, ſo ſchaute er Tag und Nacht ihr ſtrahlendes Bild, auf das er zu unbedacht geblickt hatte. Ach! er war unglücklich, denn die ſtolze Hermione verſchmähte die Liebe eines armen Studenten, deſſen einziger Reichthum eine Zauberlampe war. In Marmorſälen und unter der ſie anbetenden fröhlichen Menge hatte ſie beinahe vergeſſen, daß ein ſolches Weſen wie der Student Hieronymus lebte. Die Anbetung ſeines Herzens war ihr nur der Duft einer wilden Blume geweſen, die ſie im Vorübergehen zertreten hatte. Er aber hatte Alles verloren, denn er hatte die Ruhe ſeines Gemüths verloren, und ſeine erſchütterte Seele warf nur gebrochene und verzerrte Bilder der Dinge zurück. Die Welt verlachte den armen Studenten, der in ſeinem fadenſcheinigen Rock die Augen zu Hermione zu erheben wagte. Er erinnerte ſich an Vieles, das er gern vergeſſen, deſſen er aber, wenn er es vergeſſen, ſich wieder zu erinnern gewünſcht hätte. Dazu gehörten die Linden von Bulach, unter deren anmuthigen Schatten er Hermione ſeine Liebe geſtanden. Dies war die Scene, die er am meiſten zu vergeſſen wünſchte, an die er ſich jedoch am liebſten erinnerte; und von dieſer träumte er jetzt, die Hände auf ſeinem Buch gefaltet und in ſeinen Gedanken jene Muſik, die Sie, Lady, für Verſe hielten.

„Plötzlich ſchlug mit melancholiſchem Klange die Kloſterglocke zwölf. Sie weckte den Student Hieronymus aus ſeinem Traume und tönte in ſeine Ohren wie die Eiſenhufe der Roſſe der Zeit. Die Zauberſtunde war gekommen, da die Gottheit der Lampe ſich ihrem Geweihten auf das Bereitwilligſte offenbarte. Die bronzenen Figuren ſchienen Leben zu gewinnen; eine weiße Wolke entſtieg der Flamme und verbreitete ſich durch das Gemach, deſſen vier Wände ſich zu herrlichen Wolkenanſichten erweiterten; ein Duft, wie von wildwachſenden Blumen, erfüllte die Luft, und eine träumeriſche Muſik, gleich fernen, lieblichtönenden Glocken verkündete das Nahen der mitternächtigen Gottheit. Noch einmal ſchaute durch ſeine ſtrömenden Thränen der Student gebrochenen Herzens ſie, als ſie einen Pfad in den ſchneeigen Wolkengebirgen herabwandelte, wie am Abend der thauige Heſperus aus dem Innern des Nebels tritt und ſeine Stellung am Himmel einnimmt. Bei ihrem Nahen ward ſein Gemüth ruhiger, denn ihre Gegenwart war ſeinem fieberhaft bewegten Herzen wie eine Tropennacht, — ſchön und beſänftigend und kräftigend. Endlich ſtand ſie vor ihm in all ihrer Schönheit, und er verſtand die ſichtbare Sprache ihrer ſüßen, doch ſchweigenden Lippen, welche zu ſagen ſchienen: „Was wünſchte dieſe Nacht der Student Hieronymus?“ — „Frieden!“ antwortete er, die gefalteten Hände erhebend und durch Thränen lächelnd. „Der Student Hieronymus fleht um Frieden!“ — „So geh,“ ſprach der Geiſt, „zur Quelle der Vergeſſenheit in die tiefſte Einſamkeit des Schwarzwaldes, und wirf die Rolle in ſeine Gewäſſer, und Du wirſt noch einmal zu Frieden gelangen.“ Hieronymus öffnete ſeine Arme, die Gottheit zu umarmen, denn ihr Antlitz nahm die Züge Hermionens an; allein ſie verſchwand; die Muſik endete; das prächtige Wolkenland ſank und zerfiel, und

der Student war allein in den vier kalten Mauern seines Gemachs. Als er das Haupt sinken ließ, fiel sein Blick auf eine neben der Lampe liegende Pergamentrolle. Auf ihr stand nur der Name Hermione geschrieben!

„Am folgenden Morgen barg Hieronymus die Rolle in seinem Busen und ging seines Weges, die Quelle der Vergessenheit aufzusuchen. In wenig Tagen gelangte er an den Saum des Schwarzwaldes. Nicht ohne ein Gefühl von Furcht betrat er jenes Schattenland und schritt unter melancholischen Fichten und Cedern hin, deren Zweige sich von einander entfernten und mit einander mischten und im Auf- und Niederwogen die Luft mit feierlichem Dämmer und einem Schmerzenslaut erfüllten. Als er weiter in den Wald drang, hing das wogende Moos gleich Vorhängen von den Zweigen herab und verbarg immer mehr das Licht des Himmels, und er wußte, daß die Quelle der Vergessenheit nicht fern war. Da mischte sich der Ton herabstürzender Gewässer mit dem Rauschen der Fichten über ihm; und bald kam er an einen Fluß, der sich in feierlicher Majestät durch den Wald bewegte und mit trägem, dumpfem Tone in einen regungslosen, stillstehenden See fiel, über welchem die Zweige des Waldes sich in einander mischten, beständige Nacht bildend. Dies war die Quelle der Vergessenheit.

„An ihrem Rande blieb der Student stehen und starrte festen Blickes in das dunkle Gewässer. Es war klares Wasser, nur vom Schatten verdunkelt. Und wie er hinblickte, gewahrte er weit unten in der schweigenden Tiefe dunkle, unbestimmt begrenzte Umrisse, hin und her wogend, wie die Falten eines weißen Gewandes im Dämmer. Dann zeigten sich deutlichere, dauernde Formen, — Formen, die seiner Seele bekannt waren, deren er aber vergessen und sich wieder erin-

nert hatte, wie die Bruchstücke eines Traumes, bis er endlich weit, weit unter sich die große Stadt der Vergangenheit erblickte, mit schweigenden Marmorstraßen und moosbewachsenen Mauern und in wogenähnlicher, schwankender Bewegung aufsteigenden Spitzen. Und unter der in jenen Straßen sich drängenden Menge schaute er ihm einst traute und theure Züge und hörte bekümmerte, süße Stimmen singen: „O, vergiß uns nicht! vergiß uns nicht!“ und dann vernahm er den fernen, klagenden Ton von Todtenglocken, die unten in der Stadt der Vergangenheit läuteten. In den Gärten jener Stadt aber spielten Kinder, und unter ihnen eines, das seine Züge trug, wie sie in der Kindheit gewesen. Er führte ein kleines Mädchen an der Hand und liebkoste sie oft, und schmückte sie mit Blumen. Dann wechselte die Scene, gleich einem Traum, und der Knabe war älter geworden und stand allein und blickte in den Himmel; und wie er so hinblickte, änderten sich seine Züge abermals, und Hieronymus betrachtete ihn, als wäre es sein eigenes Bild in dem klaren Wasser gewesen; und vor ihm stand eine schöne Jungfrau, deren Gesicht dem Hermionens glich, und er fürchtete, die Rolle wäre in das Wasser gefallen, als er sich darüber beugte. Wie aus einem Traum aufspringend, fuhr er mit der Hand in seinen Busen, und athmete wieder frei, als er die Rolle noch dort fühlte. Er zog sie heraus und las den gesegneten Namen Hermionens, und die Stadt unter ihm verschwand, und die Luft duftete wie vom Hauche der Blumen des Mai, und ein heller Schein strömte durch den schattigen Wald und erglänzte auf dem See; und der Student Hieronymus preßte den theuren Namen an seine Lippen und rief mit überströmenden Augen: „O spotte, so viel Du willst, dennoch, dennoch will ich Dich lieben; und Dein Name soll das Dunkel meines Le-

bens erleuchten und die Gewäſſer der Vergeſſenheit lächeln laſſen!“ Und der Name war fortan nicht Hermione, ſondern verwandelte ſich in Mary; und der Student Hieronymus — liegt zu Ihren Füßen, holdſelige Lady!

— Ich hörte Deine Stimme
Fern wie Geſang; nachdem Du fortgegangen,
Ward ich vertraut mit meinem Herzen, forſchte,
Was es erregte! Ach! ich fand, es liebte!“

Neuntes Kapitel.

Ein Geſpräch auf der Treppe.

Nein, ich will jene Scene nicht ſchildern, und nicht, wie bleich die ſtattliche Jungfrau auf dem Saume der grünen, ſonnigen Wieſe ſaß! Die Herzen mancher Frauen erzittern wie Blätter bei jedem Hauch der Liebe, der ſie erreicht, und ſind dann wieder ruhig. Andere werden, gleich dem Ocean, nur durch das Brauſen eines Sturmes bewegt und nicht ſo leicht in Ruhe gewiegt. Und ſo war das ſtolze Herz Mary Aſhburton's. Es war bei der Gegenwart dieſes Fremden unbewegt geblieben, und der Laut ſeiner Fußtritte und ſeine Stimme bewirkten in ihm keine Wallung. Er hatte ſich getäuſcht! Schweigend wanderten ſie durch die grüne Wieſe heimwärts. Selbſt der Sonnenſchein war düſter, und der ſich erhebende Wind erklang durch die alte Ruine über ihnen in ihren Ohren wie dumpfes Lachen!

Flemming ging geradewegs auf ſein Zimmer. Auf dem Wege dahin kam er an den Wallnußbäumen vorüber, unter denen er zuerſt das Antlitz Mary Aſhburton's erblickt hatte. Unwillkürlich ſchloß er die Augen. Sie waren voll Thränen. Ach, es giebt in dieſer ſchönen Welt Orte, die wir, ſo theuer ſie uns ſein mögen, nie wieder zu ſehen wünſchen! Die Thürme des alten Franziscanerkloſters ſahen nie ſo düſter aus, als damals, obgleich die helle Sommerſonne ſie voll beſchien.

In ſeinem Zimmer traf er Berkley. Er ſah pfeifend aus dem Fenſter.

„Heut Abend verlaſſe ich Interlaken für immer," ſagte Flemming ziemlich abgebrochen. Berkley ſtarrte ihn an.

„Wahrhaftig! Nun, was giebts? Sie ſehen geiſterbleich aus."

„Und habe guten Grund, bleich auszuſehen," erwiederte Flemming bitter. „Hoffmann ſagt in einem ſeiner Anmerkungsbücher, am elften März gerade halb neun Uhr ſei er ein Eſel geweſen. Das war ich dieſen Morgen gerade halb elf Uhr, und bin es jetzt und werde es, wie ich vermuthe, immer ſein."

Er verſuchte zu lächeln, konnte aber nicht. Hierauf erzählte er Berkley die ganze Geſchichte von Anfang bis zu Ende.

„Das iſt ein klägliches Stück Geſchichte," rief Berkley, als er geendet hatte. „Sonderbar genug! Und doch wundere ich mich ſchon längſt nicht mehr über Weiberlaunen. Feſſelte nicht Pan die keuſche Diana? Liebte nicht Titania den Nick Bottom mit ſeinem Eſelskopf? Glauben Sie, daß Mädchenaugen nicht mehr vom Saft des Blümchens „Liebe in Müßiggang" berührt werden? Mein Wort darauf, ſie liebt einen Andern. Es muß ein Grund dazu vorhanden ſein. Nein, Weiber haben nie einen Grund außer ihrem Willen. Doch

achten Sie nicht darauf. Bewahren Sie ein ſtarkes Herz. Kummer macht graue Haare. Und am Ende — was iſt ſie? Wer iſt ſie? Nur eine —"

„Still! ſtill!" rief Flemming in großer Aufregung. „Nicht ein Wort mehr, ich bitte Sie. Verſuchen Sie nicht mich dadurch zu tröſten, daß Sie ſie herabſetzen. Sie iſt mir noch immer ſehr theuer; ein ſchönes, hochherziges, edles Weib!"

„Ja, verſetzte Berkley, „ſo ſeid Ihr jungen Leute alle. Ihr ſeht ein liebes Geſicht, oder ein Etwas, Ihr wißt nicht was, und die davonflatternde Vernunft ſagt Gute Nacht; leb wohl geſunder Menſchenverſtand! Die Phantaſie ſchmückt den geliebten Gegenſtand mit tauſend vorzüglichen Reizen, ſtattet ihn mit allem Purpur und feinen Linnen, mit allem reichen Putz und Zubehör menſchlicher Natur aus. Ich machte es eben ſo, als ich jung war. Ich war einſt ſo verzweifelt verliebt, wie Sie jetzt ſind, und litt alle

Freudvolle Tote, ſanften Hauch
Der Seele, ſüß und göttlich auch;
Ach! tauſend unbekannte Wonnen,
Des Buſens auserwählte Sonnen.

Ich betete an, und ward zurückgewieſen. „Sie ſind in gewiſſe Attribute verliebt," ſagte die Dame. „Zum Henker mit Ihren Attributen, Madame," ſagte ich; „ich weiß nichts von Attributen." „Mein Herr," ſagte ſie mit Würde, „Sie haben getrunken." So trennten wir uns. Sie heirathete ſpäter einen Anderen, der etwas von Attributen verſtand, wie ich glaube, ich habe ſie noch einmal, und nur ein einziges Mal geſehen. Sie hatte ein kleines Kind in einem gelben Kleide. Ich haſſe ein Kind in einem gelben Kleide. Wie froh bin ich, daß ſie mich nicht heirathete! Sie werden nächſter Tage froh ſein, daß Sie zurückgewieſen wurden. Mein Wort darauf."

„Trotz alledem iſt mein Loos ein höchſt trauriges," ſagte Flemming bekümmert.

„Ach, kümmern Sie ſich nicht um das Loos," rief Berkley lachend, „ſo lange Sie nicht Lot's Weib bekommen. Wenn die Gurke bitter iſt, ſo werfen Sie ſie weg, wie der Philoſoph Marcus Antoninus in ſeinen Meditationen ſagt. Vergeſſen Sie ſie, und es würde gerade ſo ſein, als hätten Sie ſie nicht gekannt."

„Ich werde ſie nie vergeſſen," erwiederte Flemming ziemlich ernſt. „Nicht mein Stolz, ſondern meine Liebe iſt verletzt; und die Wunde iſt zu tief, als daß ſie je heilen könnte. Ich werde ſie ſtets mit mir tragen. Ich komme nie wieder in die Welt, ſondern will nur in der Welt meiner Gedanken weilen. Alle großen und ungewöhnlichen Ereigniſſe, der Freude wie des Schmerzes, erheben uns über dieſe Erde; und wir würden immer wohl daran thun dieſe Erhebung zu wahren. Bisher that ich es nicht. Doch jetzt will ich nicht mehr herabſteigen; ich will mit meinen traurigen, doch heiligen Gedanken fern und über der Welt weilen."

„Hohe! Sie thäten beſſer, Sie gingen in Geſellſchaft; der Strudel und Aberwitz wird Sie in einer Woche heilen. Wenn Sie ein Mädchen finden, das Ihnen ſehr gefällt, und Sie wünſchen ſie zu heirathen, und ſie will von ſo etwas Schrecklichem nichts hören, ſo ſehe ich nur ein Mittel, nämlich eine Andere zu finden, die Ihnen beſſer gefällt und die davon hören will."

„Nein, mein Freund; Sie verſtehen meinen Charakter nicht," ſagte Flemming kopfſchüttelnd. „Ich liebe dieſes Weib mit tiefer und dauernder Liebe. Ich werde nie aufhören, ſie zu lieben. Dies mag eine Tollheit ſein, aber es iſt ſo. Wehe! und nochmals wehe! Paracelſus verbrachte vor Alters ſein

Leben mit dem Verſuch, das Elixir deſſelben zu entdecken, welches ſich endlich als Alkohol erwies; und anſtatt auf Erden Unſterblichkeit zu erlangen, ſtarb er betrunken auf dem Fußboden eines Wirthshauſes. Gleiches widerfährt Vielen von uns. Wir verbringen unſere beſten Jahre damit, die ſüßeſten Lebensblüthen zu Liebestränken auszuziehen, die am Ende nicht unſterblich machen, ſondern uns nur berauſchen. Beim Himmel! wir ſind alle toll."

„Sind Sie aber deſſen gewiß, daß der Fall ganz hoffnungslos iſt?"

„Ganz! ganz!"

„Und dennoch merke ich, daß Sie nicht alle Hoffnung aufgegeben haben. Sie ſchmeicheln ſich noch immer, der Sinn des Mädchens könne ſich ändern. Das große Geheimniß des Glücks beſteht nicht im Genießen, ſondern im Entſagen. Aber es iſt hart, ſehr hart. Die Hoffnung hat ein ſo mannigfaches Leben, wie eine Katze oder ein König. Ich glaube wohl, Sie haben den alten Spruch gehört: „Der König ſtirbt nie." Vielleicht haben Sie aber noch nicht gehört, daß am Hofe von Neapel, wenn die Leiche eines Fürſten auf dem Paradebett liegt, ſein Mahl ihm wie gewöhnlich gebracht wird, der Leibarzt es koſtet, um ſich zu überzeugen, daß es nicht vergiftet iſt, und die Diener es dann mit den Worten wieder forttragen: „Der König ſpeiſt heute nicht." Die Hoffnung in unſerer Seele iſt ein König, und auch wir ſagen: „Der König ſtirbt nie." Selbſt wenn er wirklich in uns todt iſt, bieten wir ihm mit ernſtem Spott ſeine gewohnte Nahrung, müſſen aber ſagen: „Der König ſpeiſt heut nicht." Es muß in der That ein unſeliger Tag ſein, wenn ein König von Neapel keinen Sinn für ſein Mahl hat! aber Sie ſelbſt ſind ein Beweis dafür,

daß der König nie stirbt. Sie bieten Ihrem König Nahrung, obgleich Sie sagen, er ist todt."

„Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht die Hoffnung zu nähren wünsche," entgegnete Flemming, „werde ich morgen früh Interlaken verlassen. Ich gehe nach Tyrol."

„Sie haben Recht," sagte Berkley; „es ist nichts so gut gegen Kummer, als schnelle Bewegung in freier Luft. Ich werde Sie begleiten, obgleich Ihre Unterhaltung nicht sehr mannigfaltig sein wird; nichts als Eduard und Kunigunde."

„Was meinen Sie damit?"

„Gehen Sie nach Berlin, und Sie werden es erfahren. Doch Scherz bei Seite, ich will alles Mögliche thun, um Sie aufzuheitern und die schwarze Dame und den widrigen Zufall vergessen zu machen."

„Zufall!" rief Flemming. „Dies ist kein Zufall, sondern Gottes Vorsehung, welche uns zusammenführte, um mich für meine Sünden zu strafen."

„O mein Freund," unterbrach ihn Berkley, „wenn Sie den Finger der Vorsehung so deutlich in jedem Vorfall Ihres Lebens sehen, so werden Sie zuletzt sich für einen Apostel und außerordentlichen Abgesandten halten. Ich sehe in dem, was Ihnen begegnet ist, nicht etwas so gar Ungewöhnliches."

„Wie! nicht, da unsere Seelen einander so verwandt sind? da wir so für einander geschaffen — so Eins zu sein schienen?"

„Ich habe schon oft bemerkt," erwiederte Berkley kalt, „daß Diejenigen, welche verwandte Seelen haben, einander selten heirathen; fast so selten als die, welche durch Blut verwandt sind. Denke deshalb nicht daran, bethörter Liebhaber, Dich und Deine übermüthige Dame zu überreden, daß Ihr verwandte Seelen besitzt; vielmehr das Gegentheil, — daß Ihr einander sehr unähnlich seid, und daß Jedem die Eigenschaften

mangeln, die den Andern am meiſten kennzeichnen und unterſcheiden. Glaube mir, deine Werbung wird dann erfolgreicher ſein. Doch guten Morgen. Ich muß zu dieſer plötzlichen Reiſe meine Vorbereitungen treffen.“

Am folgenden Morgen brachen Flemming und Berkley nach Innsbruck auf, wie Hüon von Bordeaux und Scherasmin nach Babylon. Berkley's ſelbſtübernommene Aufgabe war, ſeinen Gefährten zu tröſten; und er löſte ſie wie eine ehemalige ſpaniſche Deſpenadora, deren Geſchäft es war, die Kranken zu pflegen und den Ellbogen auf den Magen der Sterbenden zu legen, um deren Todeskampf abzukürzen.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ein Miſerere.

In dem Orlando Innamorato verſetzt der Zauberer Malagigi die ganze Geſellſchaft dadurch in Schlaf, daß er ihr aus einem Buche vorlieſt. Manche Bücher beſitzen dieſe Kraft, ohne eines Zauberers zu bedürfen. Befürchtend, geneigter Leſer, das meinige möge ein derartiges ſein, habe ich von Zeit zu Zeit dieſe einleitenden Kapitel angebracht, wie Bänke oder Miſereres in einer Kirche, mit blumigen Baldachins und Mohnköpfen darüber, wo du dich niederſetzen und ſchlafen kannſt.

Fürwahr, — das Bild iſt nicht übel. Dieſes Buch gleicht einigermaßen einem Münſter im romantiſchen Styl, mit Zinnen und fliegenden Strebepfeilern und Dächern, —

> Geziert mit Hunden und mit manchen Leu'n
> Aus feinem Gold, mit wunderſamen Drachen.

Du trittſt aus den ſchwülen Straßen des Lebens in ſeinen Schatten und ſeine Kühle; ein geheimnißvolles Licht ſtrömt durch das gemalte Glas der Fenſter, die Spitzen und gekrümmten Blätter der Fenſterſchafte färbend, und die Cherubs und die darunter befindlichen Weihkeſſel. Hier und da ſteht ein Bild der Jungfrau Maria, und andere Bilder, tief betrübt, ſtehen in Niſchen über Gräbern, und überall wölbt

ſich der weite Dom des Himmels mit ſeinen erhabenen Sternen und Flammenbildern, der Moſaik gleich in dem Dome St. Peters. Hörteſt Du nicht Trauerpſalmen aus der Kapelle? Vernahmſt Du nicht den Klang von Kirchglocken, wie ich es verſprochen, — geheimnißvolle Klänge aus der Vergangenheit und Zukunft, wie von den Glockentönen außerhalb des Doms, — ein eben ſo klagendes, weiches, feuchtes Glockentönen, wie man es zuweilen zur See von Städten, weit unter dem Horizont vernimmt?

Ich weiß nicht, wie dieſer romantiſche und manchmal blinkende Architecturſtyl den Kritikern gefallen mag. Sie wünſchen vielleicht, ich hätte manche meiner Verzierungen, meine Arabesken und Roſen und phantaſtiſchen Springbrunnen und heiligen Kreuze und Galiläa-Thürme weggelaſſen; aber wäre es dann romantiſch geweſen?

Vielleicht aber gehörſt Du, geneigter Leſer, zu Denen, welche meinen, die Tage der Romantik ſeien für immer dahin. Glaube dies nicht! O, glaube dies nicht! Du haſt in dieſem Augenblick in Deinem Herzen eine ſo liebliche Romantik, wie je geſchrieben ward. Du biſt nicht minder ein Weib, weil Du nicht, einen Falken auf der Fauſt, hoch oben in einem Thurme ſitzeſt. Du biſt nicht minder ein Mann, weil Du nicht einen Bruſtharniſch oder Panzerhemd trägſt und nicht nach thörichten Abenteuern ausreiteſt. Jeder hat Romantik in ſeinem Herzen. Alles, was die Welt beglückt oder mit Ehrfurcht erfüllt hat, ruht darin; und

> Das Orakel in ihm, das der Lebende
> Anrufen und befragen muß — nicht todte
> Satzungen, Bücher und vergilbte Schriften.

Früher oder ſpäter müſſen einige Stellen von eines Jeden Roman, in Worten oder Handlungen, geſchrieben werden.

Sie werden die Wahrheit verkünden, denn Wahrheit iſt der Gedanke, der in Worten oder Handlungen ſein geziemendes Gewand angelegt hat, während Lüge der Gedanke iſt, welcher in Wort oder Handlungen verkleidet, die nicht ſein eigen ſind, vor die blinde alte Welt tritt, wie Jakob vor den Patriarchen Iſaak trat, mit dem ſchönen Kleid ſeines Bruders Eſau angethan. Und wie der Patriarch, wird die Welt oft getäuſcht; denn obgleich die Stimme Jakob's Stimme iſt, ſind doch die Hände Eſau's Hände, und der Falſche nimmt dem Wahren die Erſtgeburt und den Segen weg. Daher kommt es, daß die Welt ſo oft ihre Stimme erhebt und weint.

Jenes höchſt anmuthige und wunderliche chineſiſche Märchen, der Schatten im Waſſer, endet damit, daß der Held beide Heldinnen heirathet. Ich hoffe, daß mein geneigter Leſer das Ende dieſer Geſchichte, welche ein Schatten auf der Erde iſt, kennen zu lernen und zu erfahren wünſcht, ob überhaupt eine Heirath darin vorkommt.

Das iſt es eben, worauf ich ſinne, wie ich hier an meinem anmuthigen Fenſter ſitze und mich an der balſamiſchen Luft eines hellen Sommermorgens ergötze und die Bewegungen des goldenen Rothkehlchens beobachte, welches in ſeinem ſchwankenden Neſt auf dem äußerſten ſich beugenden Aſt jener Ulme ſitzt. Die weiten Auen und der ſtahlblaue Fluß erinnern mich an die Auen von Unterſeen und die Aar; und jenſeit derſelben erheben ſich prächtige ſchneeweiße, gleich Alpen aufgethürmte Wolken. So ſcheinen die Schatten Waſhington's und Wilhelm Tell's auf dieſen elyſiſchen Gefilden zu wandeln; denn hier war es, wo in längſt vergangenen Tagen unſer großer Vaterlandsfreund weilte, und jene Wolken gleichen ſo ſehr den ſchneeigen Alpen, daß ſie mich unwiderſtehlich an den Schweizer erinnern. Erhabene Beiſpiele eines großen

Zwecks und eines festen Willens! Strebten sie nicht, dem Hyperion gleich, empor? Waren nicht auch sie Söhne des Himmels und der Erde?

Nichts kann lieblicher sein, als diese Sommermorgen, oder als das südliche Fenster, an welchem ich sitze und schreibe, in diesem alten Gebäude, das einer italienischen Villa gleicht. Aber diese Erschlaffung, — diese Trägheit, — da Alles um mich her so licht ist! Ich fühle diesen Morgen ein eigenes Verlangen nach Blumen; unter Rosen und Nelken zu wandeln und ihren Duft zu athmen, als würde er mich neu beleben. Ich möchte den Mann kennen, welcher die Blumen „die flüchtige Poesie der Natur" nannte. Aus dieser Ferne, — aus diesen scholastischen Schatten, — aus diesem belaubten, blüthenreichen und schönen Cambridge, — strecke ich meine Hand aus, die seinige als die Hand eines Dichters zu ergreifen! — Doch diesen Morgen möchte ich lieber mit ihm unter den heitern Blumen umherwandeln, als hier sitzen und schreiben. Ich fühle mich so abgespannt.

Greise, sagt der spanische Dichter, klopfen immer mit ihren Stäben an die Thür des Grabes. Ich aber bin nicht alt. Der spanische Dichter hat vielleicht auch die jungen Leute mit eingeschlossen. — Thut nichts! Muthig, und vorwärts! Die Erzählung muß zu Ende geführt werden, und zwar bald.

O armes Autorlein! Greif etwas tiefer in das menschliche Herz! Berühre jene Saiten, — berühre jene tieferen Saiten, und kecker, oder die Töne werden wie ein Flüstern hinsterben, und kein Ohr außer dem Deinen wird sie vernehmen! Und um Dein einsames Herz zu erheitern, erinnere Dich, daß die geheimen Studien eines Schriftstellers die eingesenkten Pfeiler sind, auf denen die über die dunklen Gewässer der Vergangenheit führende Brücke seines Ruhmes ruhen soll.

Sie ſind nicht ſichtbar; doch ohne ſie kann kein Bau ſicher ſtehen!

Und nun, o Leſer, da die Predigt vorüber iſt und wir noch hier in dieſem Miſerere ſitzen, laß uns eine Seite aus der alten Pergamenthandſchrift über den uns vorliegenden Text laut leſen; laß uns ſie in dieſen dämmerigen Gängen ſingen, gleich einem Gregorianiſchen Geſang, und die ſchlafende Verſammlung erwecken!

„Ich habe von dem großen Fluß Euripus geleſen, welcher ſiebenmal des Tages Ebbe und Fluth hatte, und ſo gewaltig, daß er Schiffe mit vollen Segeln gerade gegen den Wind führte. Siebenmal in einer Stunde hat unbeſonnenes Urtheil Ebbe und Fluth auf dem Strome voreiliger und kummervoller Furcht, welcher kritiſcher Verleumdung und ſchielende Herabſetzung gegen den Wind der Weisheit und des Urtheils führt."

In saecula saeculorum! Amen!

Zweites Kapitel.

Abendglocken.

Willkommen, Enttäuſchung! Deine Hand iſt kalt und rauh, aber es iſt die Hand eines Freundes! Deine Stimme iſt ernſt und ſtreng, aber es iſt die Stimme eines Freundes! O, es liegt etwas Erhabenes in ruhigem Beharren, etwas Erhabenes in dem entſchloſſenen feſten Vorſatz, ohne Klage zu

dulden, was der Täuſchung oft den Vorzug vor dem Erfolg verleiht!

Der Kaiſer Iſaak Angelus ſchloß mit Saladin einen Vertrag und ſuchte das heilige Grab mit Gold zu erkaufen. Richard Löwenherz verſchmähte ſolches Bündniß und trachtete es durch Kampf zu gewinnen. In gleicher Weiſe ſchließen ſchwache Seelen Verträge mit den Leidenſchaften, die ſie nicht beſiegen können, und ſuchen das Glück auf Koſten des Grundſatzes zu erkaufen. Doch der entſchloſſene Wille eines ſtarken Mannes verſchmäht ſolche Mittel, und kämpft edel mit ſeinen Feinden, Großes zu vollbringen. Wer Du daher auch ſeiſt, der Du leideſt, verſuche nicht Deinen Kummer durch den Hauch der Welt zu zerſtreuen, noch ſeine Stimme in gedankenloſer Fröhlichkeit zu erſticken. Das iſt ein trügeriſcher Friede, der durch Nachſicht erkauft wird. Nimm Dir vielmehr dieſen Kummer zu Herzen und mache ihn zu einem Theil von Dir, und er wird Dich nähren, bis Du wieder ſtark biſt.

Die Schatten der Seele gleichen denen des Körpers. Am Lebensmorgen liegen ſie alle hinter uns; am Mittag treten wir ſie mit den Füßen, und am Abend dehnen ſie ſich lang, breit und tief vor uns aus. Iſt dann nicht der Kummer der Kindheit ſo düſter wie der des Alters? Sind nicht die Morgenſchatten des Lebens ſo tief und breit, wie die ſeines Abends? Ja; aber Morgenſchatten ſchwinden bald, während die des Abends in die Nacht hinein reichen und ſich mit der anbrechenden Dunkelheit vermiſchen. Der Menſch wird in Freude gezeugt und in Schmerz geboren; und hierin iſt die Luſt und die Mühe ſeines Lebens von Anfang an vorgezeichnet. Aber das Leben des Menſchen auf dieſer ſchönen Erde beſteht zumeiſt aus kleinen Mühen und kleinen Freuden. Die großen Wunderblumen blühen nur einmal im Leben.

Eine Woche war bereits ſeit den im letzten Kapitel erwähnten Vorfällen verfloſſen. Paul Flemming zog ſeines Weges, melancholiſch, „den ſüßen Wermuth ſeines Schmerzes trinkend.“ Er ſchmähte nicht die Vorſehung und nannte ſie nicht Verhängniß, ſondern duldete und ſchwieg. Es iſt ein ſchöner Zug im Charakter des Liebenden, daß er von dem geliebten Gegenſtand nichts Uebles denkt. Was er litt, war kein ſchneller Gefühlsſturm, der geräuſchvoll vorüberzieht und das Herz freier macht, ſondern ein dunkles Phantom hatte ſich in der hellen Nacht erhoben und verbarg, wie das des Adamaſtor, die Sterne; und wenn es je auf einige Zeit verſchwand, war doch der tiefe Ton des klagenden Oceans durch manche dunkle, einſame Stunde vernehmbar. Und ſo wanderte er weiter, von verzweifelndem Trübſinn umzogen und gar unbekümmert um Alles, was ihn umgab. Sein Sinn war zerrüttet. Das eine Antlitz war ſtets vor ihm; die eine Stimme, welche immer ſprach:

„Du biſt nicht der Zauberer.“

Es iſt in der That ſchmerzlich, von denen, welche wir lieben, mißverſtanden und geringgeſchätzt zu werden. Aber auch dies müſſen wir in unſerm Leben ohne Murren ertragen; denn es iſt eine oft wiederholte Geſchichte.

Es giebt in dieſer Welt Menſchen, denen alle örtlichen Verbindungen nichts gelten. Der Genius des Ortes ſpricht nicht zu ihnen. Selbſt auf Schlachtfeldern, wo die Stimme dieſes Genius am lauteſten ertönt, hören ſie nur den Ton ihrer eigenen Stimmen; ſie begegnen dort nur ihren eigenen trägen, pedantiſchen Gedanken, wie der Grammatiker Brunetto Latini auf der Ebene von Roncesvalles einem armen Studenten begegnete, der auf einem braunen Maulthiere ritt. Dies war bei Paul Flemming nicht immer der Fall, aber jetzt war es ſo.

Er fühlte kein Intereſſe für die ihn umgebende Landſchaft. Er blickte kaum auf ſie. Selbſt die ſchwierigen Gebirgspäſſe, wo der Tyroler Landmann mit Adlerblick von ſeinem Felſenhorſt auf ſeinen Feind gelauert, und der brauſende, trübe Strom unten, welcher den von den Felſen wie ein zertretener Wurm hinabſtürzenden blutigen Leichnam verſchlungen hatte, verurſachten keine lebhafte Regung in ſeiner Bruſt. Alles um ihn her erſchien träumeriſch und unbeſtimmt; Alles in ihm düſter, wie bei einer Sonnenfinſterniß. Wie der Mond, ſichtbar oder unſichtbar, auf die Ebbe und Fluth des Meeres einwirkt, ſo wirkte das Antlitz jener Dame, gegenwärtig oder nicht, auf die Ebbe und Fluth ſeiner Seele, bei Tag und Nacht, im Wachen und im Schlaf. In jedem blaſſen Geſicht und dunklem Auge gewahrte er eine Aehnlichkeit mit ihr; und was der Tag ihm in der Wirklichkeit verſagte, das gewährte ihm die Nacht in Träumen.

„Das iſt eine ſonderbare, wunderliche Welt," ſagte Berkley nach langem Schweigen, während deſſen jeder der beiden Reiſenden, in Gedanken vertieft, in ſeiner Ecke des Reiſewagens geſeſſen hatte. „Eine ſehr ſonderbare, wunderliche Welt, wo Jeder ſeine goldene Schaumblaſe verfolgt und ſeinen Nachbar verlacht, daß er das Nämliche thut. Ich habe mir gedacht, wie ein moraliſcher Linné unſer Geſchlecht claſſificiren würde. Ich glaube, er würde es, nicht wie Lord Byron, in zwei große Claſſen, ſondern in drei eintheilen, nämlich in glückliche Menſchen, fidele Kerle und armſelige Wichte. Dies iſt wahrer und philoſophiſcher, wenn auch vielleicht nicht ganz ſo umfaſſend. Der iſt ein glücklicher Menſch, der, mit beſcheidenem Auskommen, einem Weib und Kindern geſegnet, in den Herzen der Seinigen thront und keinen andern Ehrgeiz kennt, als die um ihn Lebenden zu beglücken. Der fidele Kerl aber

iſt der, welcher frei von allen häuslichen Sorgen, in Schlafrock und Pantoffeln im Zimmer auf und ab ſchlendert, an einem Regentage an das Fenſter trommelt, und wenn er in ſein Abendfeuer ſtarrt, der Welt ein Schnippchen ſchlägt und ſagt: „Ich habe weder für Weib noch Kinder, gut oder ſchlecht zu ſorgen.“ Ich hatte einen Freund, der jetzt nicht mehr iſt. Er ward in der Blüthe des Lebens durch eine ſehr feurige — Wittwe hingerafft. Er war von Geburt und Profeſſion ein Stutzer — mit einem Lorgnon und Spazierſtock geboren. Der Hahn der Promenade, ſchlug er mit den Flügeln und krähte unter der gefiederten Menge. Aber ach! eine ſchöne weiße Henne hat ſeinen Kamm ausgeriſſen, und er wird nicht mehr krähen. Abends ſetzt er die Wiege in Bewegung, und ſteht des Nachts auf, wenn das Kind ſchreit. Wie ein Gothe der finſtern Jahrhunderte erholt er ſich über alle wichtigen Angelegenheiten bei ſeiner Frau Raths und blickt auf ſie als auf ein Weſen von übermenſchlicher Güte und Weisheit. Kurz, die Frauen werden ſagen, er iſt ein recht häuslicher Mann und giebt einen guten Ehemann ab, was sub rosa nur ein gelinderer Ausdruck iſt für: er ſteht unter dem Pantoffel. Er iſt ein glücklicher Mann. Ich habe noch einen andern theuren Freund, einen ſechszigjährigen Junggeſellen. Er beſitzt eine jener wohlgeölten Gemüthsanlagen, welche ſich ohne Knarren in den Angeln der Welt drehen. Das Haidi! des Lebens iſt bei ihm vorüber, doch ſein Alter iſt ſonnig und . . . und ein vergnügtes Herz niſtet noch in ſeinem wackelnden Körper, gleich einer in einer herabgeſtürzten Eſſe bauenden Schwalbe. Er iſt ein erklärter Ritter der Damen. Das Rauſchen eines ſeidenen Kleides iſt ſeinen Ohren Muſik, und ſeine Phantaſie wird immer von einem Irrlicht in der Geſtalt eines Damenbuſentuchs umhergeführt. Bei ſeiner Verehrung für das ſchöne

Geſchlecht, — den Mouſſelin, wie er es nennt, — iſt er die feine Blume der Ritterſchaft. Es iſt ergötzlich zu ſehen, wie eilig er ſich in den Duft eines Damen-Taſchentuches ſtürzt. Wenn er einmal ſo recht im Verfolgen iſt, giebt es nichts, was ihn davon abbringen kann. Sein Herz blickt aus ſeinem Auge, und ſeine innere Luſt erklingt bis zum Zipfel ſeines Rockes. Er ſonnt ſich gern im Sonnenſchein eines Lächelns; wenn er den ſüßen Duft von ledernen Handſchuhen und Cambrictüchern einathmen kann, iſt ſeine Seele in ihrem Element, und ſein größtes Vergnügen beſteht, um ſeine eigene zierliche Sprechweiſe zu gebrauchen, darin, daß er den Morgen damit verbringt, „herumſchlendernde Beſuche zu machen und um die Damen herum zu wedeln.“ Er iſt ein fideler Kerl.“

„Und als ein Beiſpiel der Claſſe der armſeligen Wichte vermuthe ich, wollen Sie mich anführen,“ ſagte Flemming, indem er ſich bemühte, in die Laune ſeines Freundes einzugehen. „Sicherlich bin ich armſelig genug, Sie können mich zum ausgeſtopften Bären, — zum Muſter dieſer Claſſe machen.“

„Keineswegs,“ entgegnete Berkley; „Sie ſind nicht ſo tief geſunken. Nur der iſt äußerſt elend, welcher Sclave ſeiner eigenen, oder der Leidenſchaften Anderer iſt. In dieſer Lage, hoffe ich, werden Sie nie ſein. Weshalb ſo bleich, zärtlicher Liebender? Erinnern Sie ſich des Liedes Sir John Suckling's?

„Biſt ſo bleich, o ſprich weswegen?
Biſt, Süßliebender, ſo bleich!
Kann nicht Lächeln ſie bewegen,
Macht auch Trauern ſie nicht weich!
Bitte Dich, warum ſo bleich?“

„Biſt ſo ſtumm, laß Dich nicht irren,
Junger Sünder, biſt ſo ſtumm!

Kann kein ſüßes Wort ſie kirren,
Wie vermag es Schweigen drum?
Bitte Dich, warum ſo ſtumm?"

„Laß von ihr! Da ſie Dich nicht liebt,
Sei der Stolz Dir anempfohlen,
Wenn ſie ſelbſt ihr Herz Dir nicht gibt,
Wirds auch nicht von Dir geſtohlen.
Der Teufel mag ſie holen!"

Wie gefällt Ihnen das?"

„Zu Ihnen geſagt, finde ich es ganz ſchamlos!" erwiderte Flemming. „Wozu die Lieder jenes beißenden und zügelloſen Zeitalters anführen? Können Sie mir keinen beſſern Troſt bieten? Wie oft muß ich Ihnen ſagen, daß ich der Dame nicht grolle? Ich tadle ſie nicht, daß ſie mich nicht liebt. Ich wünſche ihr Glück, ſelbſt wenn ich das meinige zum Opfer bringen muß."

„Das iſt edel von Ihnen und verdient ein beſſeres Geſchick. Sie ſind aber in Allem, was ſie ſagen, ſo überſchwenglich, daß ein Fremder glauben würde, Sie hätten kein wirkliches Gefühl, und bildeten ſich nur ein, zu lieben."

„Der Ausdruck des Gefühls iſt bei verſchiedenen Seelen verſchieden. Er iſt nicht immer einfach. Manche ſprechen, wenn ſie erregt ſind, natürlich in Bildern und Gleichniſſen. Sie fühlen deshalb nicht minder tief. Dies kommt bei unſern gewöhnlichſten Sprechweiſen vor. Es hängt vom Individuum ab."

„Kyrie Eleiſon!"

„Nun, ſpotten Sie über die Bilder, in denen ich ſpreche, ſo viel Sie wollen. Nur das verlange ich, daß Sie die Dame nicht ſchmähen. Wann hörten Sie je mich ein Wort gegen ſie ſprechen?"

„Ah! jetzt sprechen Sie wie Lanze zu seinem Hund!"

Ihr so heiter begonnenes Gespräch ward hier plötzlich durch einen krachenden Donnerschlag unterbrochen, welcher ein nahendes Gewitter ankündigte. Es war spät am Nachmittag, und der ganze Himmel schwarz von tief hängenden, dahin ziehenden Wolken. Noch schwärzer zog das Unwetter majestätisch von Südwest heran, mit fast ununterbrochenen Salven fernen Donners. Der Wind schien eine Wolkenschanze zu erstürmen, und drang vorwärts mit Staub, und mit den in der Luft wehenden grünen Bannern der Bäume, und schwerem Geschütz-Donner und je zuweilen einer Explosion, gleich dem Auffliegen eines Pulverwagens. Darunter mischte sich der Ton von Sturmglocken aus einem nicht fern gelegenen Dorfe. Sie läuteten alle jammernd, den Blitz abzuwenden. Am Eingange des Dorfes stand ein großes hölzernes Crucifix, um welches eine Menge Priester und Landleute im feuchten Grase an der Straße knieten, die Hände und Augen zum Himmel emporgehoben und um Regen betend. Ihr Gebet ward bald erhört.

Die Wanderer zogen weiter mit dem dahin ziehenden Wind und Regen. Sie waren von Landeck gekommen und hofften vor Mitternacht Innsbruck zu erreichen. Die Nacht brach herein, und Flemming schlief unter dem lauten Sturm über ihm, zu seinen Füßen den rauschenden Inn, einen so wild und rastlos dahinfluthenden Gebirgsstrom, als da er zuerst seiner Wiege in den Einöden von Engaddin entsprang, ein treffendes Bild seiner selbst, wie er so durch die lange Nacht hineilte. Sein Schlummer war nur abgebrochen, und endlich erwachte er erschrocken, denn er hörte deutlich, wie eine Stimme die Worte ihm zurief:

„Sie haben die Leiche gebracht."

Sie fuhren an einem Kirchhof am Eingang einer Stadt vorüber, und inmitten der Grabstätten brannte eine düstere Lampe vor einem Bilde der Jungfrau. Es war von gar überirdischem Aussehen. Flemming fürchtete beinahe, er möchte sehen, wie die Versammlung der Todten in die Kirche ginge und ihre mitternächtige Messe hielte. Er sprach zu Berkley, erhielt aber keine Antwort; derselbe lag in tiefem Schlafe.

„So war es nur ein Traum," sprach er bei sich selbst; „aber wie deutlich war doch die Stimme! O, wenn wir geistige Organe besäßen, Dinge zu sehen und zu hören, die uns jetzt unsichtbar und unhörbar sind, wir würden die ganze Luft mit den scheidenden Seelen jener großen Menge angefüllt sehen, welche jeden Augenblick stirbt, — würden sie gleich dünnem Nebel himmelwärts strömen sehen, und den aufschreckenden Schall der unabläßig durch das All ertönenden und den hehren Tag des Gerichts verkündenden Posaune des Erzengels hören! Wahrlich, die Seele zieht nicht allein auf ihrer letzten Reise, sondern Geister ihres Geschlechts, wenn nicht dienende Engel, begleiten sie, und sie ziehen vereint in das unbekannte Land! Weder im Leben noch im Tod sind wir allein."

Er schlief wieder von Zeit zu Zeit, und erreichte endlich, wiewohl lange nach Mitternacht, zwischen Schlafen und Wachen Innsbruck, die Seele voll dunkler Erinnerungen an die unaussprechlich grausige Nachtfahrt, — das Erklimmen von Bergen und das Versinken in dunkle Abgründe, das momentane Rasseln der Räder über gepflasterte Straßen von Städten und das darauf folgende hohle Rollen auf der nassen Erde; an die Finsterniß der Nacht, den Donner und Blitz und Regen, das Brausen des durch tiefe Spalten an der Straße strömenden Wassers, und den durch die Gebirgspässe gleich dem

unbezwingbaren Gelächter der Götter laut und lange schallenden Sturm.

Die Wanderer verweilten am andern Tage nicht lange in Innsbruck. Jedoch unterließen sie nicht, das Grabmal Maximilian's in der Franziscanerkirche zum Heiligen Kreuz zu besuchen und die achtundzwanzig riesigen Bronzestatuen Gottfried's von Bouillon, und König Arthur's und Ernst des Eisernen und Friedrich's mit der leeren Tasche, und die der Könige und Helden und Anderer zu bewundern, welche auf ihre Schwerter gestützt zwischen den Säulen der Kirche stehen, als hielten sie Wacht an dem Grabe der Todten. Diese Statuen erinnerten Flemming an die bronzenen Riesen, welche auf dem Thurm von San Basso in Venedig die Stunden schlagen, und an die mit Dreschflegeln bewaffneten Ungeheuer, welche das Thor von Angulaffer's Schloß in Oberon bewachten. Nachdem sie eine Zeitlang diese regungslosen Wachen betrachtet, gingen sie weiter und durchwanderten die öffentlichen Gärten, die zackigen Berge gerade über ihren Häuptern, und ringsum hohe, düstere Fichten, gleich Tyroler Landleuten mit langem Haar, und zu ihren Füßen den rasenden Inn, dessen trübe Fluth mitten durch die Stadt strömte. Am Nachmittag fuhren sie nach Salzburg durch die herrlichen Gebirgspässe von Weidering und Unken.

Drittes Kapitel.

Schatten an der Wand.

Am folgenden Morgen erwachte Flemming in einem Zimmer des Goldenen Schiffs in Salzburg, als die Uhr auf der gegenüberliegenden Domkirche eben zehn schlug. Die Fensterladen waren geschlossen, und das Zimmer war fast finster. Er lag da, die Hände auf der Brust gekreuzt, und die Augen auf die weißen Vorhänge über ihm gerichtet. Er hielt sie für den weißen Marmorbaldachin eines Grabmals und sich selbst für die darunter liegende Marmorstatue. Als die Glocke ausgeschlagen hatte, schritten die achtundzwanzig riesigen Bronzestatuen aus der Kirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck in das Zimmer und stellten sich längs der Wände auf, die sich zu schwach erleuchteten Gängen und Bogen erweiterten. Auf den gemalten Fenstern erblickte er Interlaken mit seinem Franziscanerkloster und dem viereckigen Thurm der Ruinen. In einer Nische oben stand der deutsche Wanderbursch als St. Veit; und auf einem Weihkessel unten fast ein Cherub, mit Berkley's Gestalt und Zügen. Hierauf begannen die Orgelpfeifen zu ertönen, und er vernahm die Stimmen eines unsichtbaren Chors. Und bald thaten sich die vergoldeten Thüren an dem bronzenen Schrein vor dem Chor auf, und ein Hochzeitszug ging hindurch. Die Braut war in der Tracht des Mittelalters gekleidet, und hielt in der Hand ein Buch mit Sammetdeckeln und goldenen Haken. Es war Mary Ashburton. Sie blickte ihn an, als sie vorüberging. Ihr Gesicht war bleich, und in

ihren ſanften Augen ſtanden Thränen. Dann ſchloſſen ſich die Thüren wieder, und einer der eichenen Mohnköpfe über einem ausgeſchnitzten Chorſtuhl in Geſtalt einer Eule ſchlug mit den breiten Flügeln und krächzte: „Towit, tuhu! —“ Darauf verwandelte ſich die ganze Scene, und er hielt ſich für einen Mönchskopf an einer Dachrinne; und es regnete fürchterlich; und Berkley ſtand unten mit einem Regenſchirm und lachte!

Mit andern Worten, Flemming lag in einem raſenden Fieber und delirirte. Eine Woche lang dauerte dieſer Zuſtand. Das Erſte, deſſen er ſich bewußt wurde, war, daß der Arzt zu Berkley ſagte:

„Die Kriſis iſt vorüber. Ich halte jetzt dafür, daß er außer Gefahr iſt.“

Er verfiel hierauf in einen ſüßen Schlaf; das wilde Fieber war wie eine zürnende rothe Wolke vorübergezogen, und der erfriſchende begann wie Thau auf die verſengte Erde zu fallen. Noch eine Woche, und Flemming ſaß angekleidet und bei richtigem Verſtande. Berkley hatte ihm vorgeleſen, und hielt noch das Buch in der Hand, den Zeigefinger zwiſchen den Blättern. Es war ein Band von Hoffmann's Schriften.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte er, „daß man kaum die Biographie eines deutſchen Schriftſtellers aufſchlagen kann, ohne zu finden, daß ſie mit einer Beſchreibung ſeines Großvaters anfängt! Sie erzählt, wie der ehrwürdige Greis unter den heitern Blumen des Gartens, in ſeinem ebenfalls mit Blumen bedeckten Schlafrock, auf dem Kopf vielleicht eine kleine Sammetmütze, auf und ab ſpazierte. Oder man ſieht, wie er im großen Stuhl im Ofenwinkel ſitzt, ſeine urväterliche Pfeife rauchend, mit buſchigen Augenbrauen und Augen wie Vogelneſter unter dem Dach eines Hauſes, und einem Mund wie

der eines Nürnberger Nußknackers. Der zukünftige Dichter klettert auf die Knie des Greises. Man hat seinen Genius noch nicht erkannt. Man hielt ihn meistentheils für einen einfältigen Knaben. Sein Vater ist ein ernster Mann, oder vielleicht gestorben. Aber die Mutter ist noch da, eine kränkliche, einer Heiligen ähnliche Frau mit dem Strickzeug; und eine ältere Schwester, welche schon geliebt hat und Ringe an den Fingern trägt; —

Todtenköpfe, wie Mementomori's,
Gelassen ihr von wurmzerfreßnen Muhmen,
Zu künden ihr, was aus der Schönheit ward.

Das ist aber bei der Lebensbeschreibung Hoffmann's nicht der Fall, wenn ich mich recht erinnere."

„Nein, nicht ganz. Anstatt des Großvaters haben wir die Großmutter, eine stattliche Dame, welche schon längst den Eitelkeiten des Lebens Lebewohl gesagt hat. Die von ihrem Gatten getrennte Mutter ist an Geist und Körper krank und flattert wie ein Schatten hin und her. Sodann ist eine zärtliche Jungfer Tante da, und ein Onkel, ein Richter, der sich zurückgezogen, der Schrecken kleiner Knaben, — der Riese Verzweiflung dieses Zweifelschlosses in Königsberg, und zuweilen sieht das Gesicht eines ehrwürdigen Großonkels, den Lamotte Fouqué einen Helden der alten Zeit in Schlafrock und Pantoffeln nannte, zur Thür herein und lächelt. Im obern Stockwerk des nämlichen Hauses wohnte ein armer Knabe mit seiner Mutter, welche so verrückt war, daß sie sich für die Jungfrau Maria und ihren Sohn für den Heiland der Welt hielt. Auch diesem Kinde zogen wilde Ideen durch den Sinn. Er mußte Hoffmann anderswo begegnen und in spätern Jahren sein Freund sein, obwohl sie bis jetzt nichts von einander wußten. Das war Werner, der als Verfasser vieler wilden

Schickſalstragödien einiges Aufſehen in der deutſchen Literatur gemacht hat."

„Hoffmann ſtarb in Berlin, glaube ich."

„Ja. Er verließ Königsberg zwanzig Jahre alt und verlebte die nächſten acht Jahre in den preußiſch-polniſchen Provinzen, wo er ein untergeordnetes Amt verwaltete und viele ſchlechte Gewohnheiten annahm und eine Polin heirathete. Hierauf war er an verſchiedenen deutſchen Theatern Muſikdirector und führte zehn Jahre lang ein elendes Wanderleben. Sodann ging er als Beamter des Kammergerichts nach Berlin und blieb dort bis an ſeinen Tod, welcher ſieben oder acht Jahr ſpäter erfolgte."

„Haben Sie ihn jemals geſehen?"

„Ich war zu ſeinen Lebzeiten in Berlin und ſah ihn oft. Ich werde das erſte Mal nie vergeſſen. Es war bei einem der äſthetiſchen Thees, welche eine ſchriftſtellernde Dame unter den Linden gab, wo die Löwen mit paſſender Nahrung, von Thee und Butterbrot bis zu Auſtern und Rheinwein hinauf, gefüttert wurden. Während des Abends wurde meine Aufmerkſamkeit durch den Eintritt einer ſeltſamen kleinen Figur mit einem wilden mit braunem Haar bewachſenen Kopf gefeſſelt. Seine Augen waren hellgrau, und ſeine dünnen Lippen mit einem Ausdruck nicht ungefälliger Ironie feſt an einander gepreßt. Dieſe ſonderbar ausſehende Perſon begann ſich den Weg durch die Menge unter Verbeugungen, mit ſchnellen, angelartigen Bewegungen, die denen einer Marionette ſehr ähnlich waren, zu bahnen. Er hatte eine rauhe Stimme und ſprach ſo ſchnell, daß ich, obwohl für gewöhnliche Gegenſtände des Deutſchen kundig genug, nicht die Hälfte von dem, was er ſagte, verſtehen konnte. Es währte nicht lange, ſo ſetzte er ſich an das Pianoforte und improviſirte ſo wilde, ſüße Phantaſien, daß man in

Träumen nicht eine süßere und wildere Musik hören kann. Dann schien plötzlich ein schmerzlicher Gedanke durch seinen Sinn zu ziehen, als bilde er sich ein, er sei da, um die Gesellschaft zu amüsiren. Er stand vom Pianoforte auf und setzte sich in einen andern Theil des Zimmers, wo er Gesichter schnitt und laut sprach, während Andere sangen. Zuletzt verschwand er wie ein Kobold, indem er lachte: „Ho! ho! ho!“ Ich frug Jemand neben mir, wer dieses sonderbare Wesen wäre. „Das war Hoffmann,“ lautete die Antwort. „Der Teufel!“ sagte ich. „Ja,“ fuhr der mich Belehrende fort; „und wenn Sie ihm jetzt folgten, würden Sie sehen, wie er in einen obscuren und wenig besuchten Weinkeller verschwindet und dort unter lustigen Gefährten bei Wein und Tabakqualm, Witzeleien und Wortspielen und beißenden Reden die finstere Nacht in strahlenden Tag verwandelt!“

„Welch sonderbarer Mensch!“

„Ich sah ihn einstmals bei einem seiner nächtlichen Gelage. Er saß in seiner Glorie am obern Ende des Tisches, nicht schwer betrunken, sondern vom Wein erwärmt, der ihn rasend beredt machte, wie das Teufelselexir den Mönch Medardus. Da saß in der vollen Flut witzigen Gesprächs, oder, wenn er schwieg, sein graues Falkenauge unter dem verworrenen Haar hervorblitzen lassend und auf alles Groteske seiner Umgebung achtend, das unselige Genie, bis der Tag zu dämmern begann. Dann trat er den Heimweg an, die Augenlider mit Eisendraht zusammengenäht, gleich den Seelen der Neidischen im Fegefeuer, wiewohl der seinige der von Champagnerflaschen war. In solchen Stunden schrieb er seine wilden, phantastischen Erzählungen. In seiner aufgeregten Phantasie nahm Alles ein gespenstisches Aussehen an. Die Schatten bekannter Dinge seiner Umgebung schritten gespensterartig

durch die vom Spuk heimgesuchten Gemächer seiner Seele, und die alten Gemälde an der Wand winkten ihm zu und schienen aus ihren Rahmen zu treten, bis er, über das gespenstische Gedränge um ihn her bestürzt, seine Frau aus dem Bette rief, damit sie bei ihm säße, während er schrieb."

„Kein Wunder, daß er in der Blüthe des Lebens starb."

„Nein. Nur das ist zu verwundern, daß er ein solches Leben sechs Jahre lang führen konnte. Ich erstaune darüber, daß es ihn nicht früher tödtete."

„Aber der Tod erschien endlich in schrecklicher Gestalt."

„Ja; sein sechsundvierzigster Geburtstag fand ihn zu Hause in seinem Armstuhl sitzend, von seinen Freunden umringt. Aber der seltene alte Wein — er trank immer den besten — berührte in jener Nacht die Lippen des Kranken nicht. Seine gewöhnliche Laune war dahin. Von all seinen Spottreden, Streichen, Liedern, lustigen Einfällen, die gewöhnlich am Tisch lautes Geschrei verursachten, nicht Einer, der sein eigenes Lachen erregte! — ganz niedergeschlagen. Das Gespräch drehte sich um Tod und Grab. Und als einer seiner Freunde sagte, das Leben sei nicht das höchste Gut, unterbrach ihn Hoffmann, indem er mit Schrecken erregendem Ernst rief: „Nein, nein, Leben, Leben, nur Leben! unter keiner Bedingung etwas Anderes!". Fünf Monate später hatte er aufgehört zu leiden, weil er zu leben aufgehört hatte. Er starb stückweise. Seine Füße und Hände, Beine und Arme verloren nach einander Bewegung und Leben. Aber sein Geist hatte noch nicht Leben und Bewegung verloren, und während des einsamen Tages oder der schlaflosen Nacht dictirte er, im Bett liegend, einem Amanuensis seine letzten Erzählungen. Es waren in der That seltsame Erzählungen, die ein Sterbender schreiben sollte! Doch gewährte es ihm so viel Ver-

gnügen, ſie zu dictiren, daß er zu ſeinem Freund Hitzig ſagte, im Ganzen ſei er gewillt, den Gebrauch ſeiner Hände für immer zu miſſen, wenn er nur die Kraft behalten könne, zu dictiren. Von ſolcher Art war ſeine Liebe zum Leben, — zu dem, was er die ſüße Gewohnheit zu ſein nannte!"

„War nicht er es, der in ſeinen letzten Stunden den ſehnlichen Wunſch ausſprach, noch einmal die grünen Felder zu ſehen, und rief: „O Himmel, es iſt ſchon Sommer, und ich habe noch nicht einen einzigen grünen Baum geſehen!"

„Ja, es war Hoffmann. Bald darauf ſtarb er. Die Schlußſcene war ergreifend. Er verlor nach und nach alles Empfindungsvermögen, obwohl ſein Geiſt kräftig blieb. Da er ſich frei von Schmerz fühlte, ſagte er zu ſeinem Arzte: „Es wird nun bald vorüber ſein. Ich fühle keinen Schmerz mehr." Er glaubte, er ſei wieder geſund; aber der Arzt wußte, daß er dem Tode nahe war, und ſagte: „Ja, es wird bald vorüber ſein!" Am nächſten Morgen rief er ſeine Frau an ſein Lager und bat ſie, ſeine regungsloſen Hände zuſammenzufalten. Als er hierauf die Augen gen Himmel richtete, hörte ſie ihn ſagen: „Wir müſſen alſo auch an Gott denken!" Kummervollere Worte ſind kaum von den Lippen eines Menſchen gekommen. Kurz darauf flackerte die Lebensflamme in ihm auf; er ſagte, er befinde ſich wieder wohl, und am Abend würde er in der Geſchichte, die er eben ſchrieb, fortfahren; er wünſche, daß der letzte Satz ihm vorgeleſen würde. Bald darauf kehrte man ſein Geſicht der Wand zu, und er ſtarb."

„Und ſo trat eine menſchliche Seele nach vielen ſelbſtverſchuldeten Leiden vor ihren Richter. Laſſen Sie uns leiſe auf des Dichters Aſche wandeln. Ich für meinen Theil geſtehe, daß ich nicht geneigt bin, ihn von der allgemeinen Menge irrender, ſündiger Menſchen auszunehmen und ihn ſtrenge zu

beurtheilen. Das Wenige, was ich von der Welt gesehen habe und von der Geschichte der Menschheit weiß, lehrt mich, auf die Fehler Anderer mit Schmerz, nicht mit Groll zu blicken. „Wenn ich die Geschichte eines armen Herzens erwäge, das gefehlt und gelitten hat, und mir die Kämpfe und Versuchungen vorstelle, die es überstanden, — die kurzen Pulsschläge der Freude, — die fieberhafte Unruhe von Hoffnung und Furcht, — die Thränen der Reue, — die Schwachheit des Vorsatzes, — den Druck des Mangels, — die Treulosigkeit der Freunde, — den Hohn einer Welt, welche wenig Erbarmen besitzt, — die Verödung des Heiligthums der Seele, — und drohende Stimmen im Innern, — die geschwundene Gesundheit, — das geschwundene Glück, — selbst die geschwundene Hoffnung, welche am längsten bei uns ausdauert, — so fühle ich mich wenig zu etwas Anderem geneigt, als zum Dank dafür, daß es nicht mit mir so steht, und möchte gern die irrende Seele meines Mitmenschen Dem überlassen, aus dessen Händen sie kam,

Ganz wie ein kleines Mädchen,
das in dem kindschen Spiele weint und lacht.

„Sie haben Recht. Und es ist der Mühe eines Gelehrten werth, ruhig zu beobachten, wie Tabak, Wein und Mitternacht als Feinde auf den zarten Körper Hoffmann's und nicht minder vollständig auf seinen zarten Geist ihre Wirkung äußerten. Wer Bier trinkt, hat Biergedanken; wer Wein trinkt hat Weingedanken, und wer Mitternacht einathmet, hat Mitternachtsgedanken. Er war ein Mensch von seltenem Verstande; mit geistreichem Humor, sarkastischem Witz und einer herrlichen Phantasie begabt. Aber das Feuer seines Genies brannte nicht ruhig und mit stetiger Flamme auf dem Herde seines Hauses. Es war eine flackernde unregelmäßige Flamme,

denn die Zweige, mit denen er sie nährte, waren nicht Zweige vom Baume des Lebens, — und sie waren feucht vom ungesunden Nachtthau und von noch ungesunderem Weine; und so brannte das Feuer unter Rauch und Asche nur von Zeit zu Zeit und erlosch mit einem den Beschauer blendenden Schimmer."

„Dieses Feuer in ihm war die Glut eines Meleager, und als es erlosch, starb er. Und wie Sie sagen, Merkmale von alledem sind in Hoffmann's Schriften klar ersichtlich. Wenn ich seine wunderlichen Phantasien lese, ist es mir in der That, als hörte ich in der Sommernacht den Wind in den Bäumen rauschen und als neigten sich die Zweige und winkten mit ihren langen Fingern und als durchzögen schwatzende, neckende Stimmen die Luft. Ein Gefühl der Scheu und geheimnißvoller Furcht befällt mich. Ich wünsche den Ton einer lebendigen Stimme oder eines Schrittes in meiner Nähe zu hören, — ein befreundetes, trautes Gesicht zu sehen. Wahrlich, wenn es spät in der Nacht ist, möchte der Leser wie der Verfasser dieser überirdischen Phantasien ein geduldiges, sanftäugiges Weib mit ihrem Strickzeug in seiner Nähe haben."

Berkley lächelte; aber Flemming achtete nicht auf dieses Lächeln, und obschon er wußte, was in der Seele seines Freundes vorging, fuhr er fort:

„Das Leben und die Schriften dieses sonderbaren Mannes interessiren mich in hohem Grade. Zuweilen lernen wir von den Fehlern eines Menschen mehr, als von seinen Tugenden. Ueberdies sind mir der allgemeinen Sympathie unserer Natur gemäß Seelen, welche gekämpft und geduldet, theuer. Gern erkenne ich sie als Brüder an. Narben auf ihrer Stirn entstellen sie nicht so sehr, daß sie aufhören, Interesse zu erregen. Sie sind immer Merkmale des Kampfes, wiewohl leider nur zu oft auch der Niederlage. Auf Zeiten ungesunder,

träumeriſcher, unbeſtimmter Luſt folgen Zeiten der Abſpannung und Finſterniß. Wo ſind dann die lichten Gedanken, die inmitten der erhabenen Stille der Nacht gleich Sternen am Firmament unſerer Seelen aufſteigen? Der Morgendämmer, das Licht des gewöhnlichen Tages bricht über uns an, und der Himmel iſt ſternenleer! Von dem Leben ſolcher Menſchen lernen wir, daß bloße Empfindungen der Luſt nicht Glückſeligkeit ſind; daß ſinnliche Freuden mäßig und gleichſam aus der Fläche der Hand geſchlürft werden müſſen; und daß diejenigen, welche ſich auf die Kniee niederlaſſen, von jenen hellen Strömen das Waſſer des Lebens zu trinken, nicht erwählt ſind von Gott, zu überwinden.

„Ich glaube, Sie ſind in Ihrem Urtheil ſehr mild. Das iſt nicht der gewöhnliche Fehler von Kritikern. Gleich Shakſpeare's Fenchelſammler, treiben ſie ein ſchreckliches Geſchäft, ſie ſollten, um das Gleichniß vollſtändig zu machen, dafür hängen!"

„Meines Bedünkens würde es hart ſein, einen Menſchen um eines Gleichniſſes willen zu hängen. Aber welches von Hoffmann's Werken haben Sie in der Hand?"

„Seine Phantaſieſtücke in Callot's Manier. Wer war dieſer Callot?"

„Ein Lothringer Maler des ſiebzehnten Jahrhunderts, wegen ſeiner wilden, grotesken Ideen gefeiert. Dieſe Skizzen Hoffmann's ſind Nachahmungen ſeines Styls. Sie ſind voll Humor, Poeſie und glänzender Phantaſie."

„Und welche ſoll ich Ihnen vorleſen? Den Ritter Gluck; oder Johannes Kreisler's muſikaliſche Leiden; oder die herrliche Geſchichte, worin das Leben der Poeſie geſchildert iſt?"

„Leſen Sie die kürzeſte. Leſen Sie Kreisler. Das wird mich amüſiren. Es iſt eine Schilderung ſeiner eigenen Leiden

bei den äſthetiſchen Thees in Berlin, die, wie man glaubt, mit Bleiſtift auf die weißen Blätter eines Notenbuchs geſchrieben wurden."

Hierauf lehnte ſich Berkley in ſeinem Stuhl zurück und las wie folgt.

Viertes Kapitel.

Johannes Kreislers muſikaliſche Leiden.

„Sie ſind Alle fortgegangen. Ich hätt' es an dem Ziſcheln, Scharren, Räuſpern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können; es war ein wahres Bienenneſt, das vom Stocke abzieht, um zu ſchwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgeſteckt und eine Flaſche Burgunder auf das Fortepiano hingeſtellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet; daran iſt mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich ſchon wieder einmal, wie Mephiſtopheles den Fauſt auf ſeinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und ſo hoch, daß ich die Menſchlein unter mir nicht ſah und merkte, ungeachtet ſie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsſöttiſcher, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt iſt mir wohl und leicht. Hab ich doch gar während des Spielens meinen Bleiſtift hervorgezogen, und Seite 63 unter dem letzten Syſtem ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr ich ſchreibend fort. Ich verlaſſe Ziffern

und Töne, und mit wahrer Luſt, wie der geneſene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umſtändlich die hölliſchen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, ſondern für alle, die ſich hier zuweilen an meinem Exemplar Johann Sebaſtian Bachſcher Variationen für das Klavier, erſchienen bei Nägeli in Zürich, ergötzen und erbauen, bei dem Schluß der dreißigſten Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem groſſen lateiniſchen Verte (ich ſchreib' es gleich hin, wenn meine Klageſchrift zu Ende iſt), das Blatt umwenden und leſen. Dieſe errathen gleich den wahren Zuſammenhang; ſie wiſſen, daß der geheime Rath Röderlein hier ein ganz ſcharmantes Haus macht, und zwei Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthuſiasmus behauptet, ſie tanzten wie die Göttinnen, ſprächen franzöſiſch wie die Engel, und ſpielten und ſängen und zeichneten wie die Muſen. Der geheime Rath Röderlein iſt ein reicher Mann; er führt bei ſeinen vierteljährigen Diners die ſchönſten Weine, die feinſten Speiſen, alles iſt auf den eleganteſten Fuß eingerichtet, und wer ſich bei ſeinem Thee nicht himmliſch amüſirt, hat keinen Ton, keinen Geiſt, und vornehmlich keinen Sinn für die Kunſt. Auf dieſe iſt es nämlich auch abgeſehen; neben dem Thee, Punſch, Wein, Gefrornen u. ſ. w. wird auch immer etwas Muſik präſentirt, die von der ſchönen Welt ganz gemüthlich ſo wie jenes eingenommen wird.

„Die Einrichtung iſt ſo: nachdem jeder Gaſt Zeit genug hat, eine beliebige Zahl Taſſen Thee zu trinken und nachdem zweimal Punſch und Gefrornes herumgegeben worden iſt, rücken die Bedienten die Spieltiſche heran für den älteren, ſolideren Theil der Geſellſchaft, der dem muſikaliſchen das Spiel mit Karten verzieht, welches auch in der That nicht

ſolchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt.

„Auf dies Zeichen ſchießt der jüngere Theil der Geſellſchaft auf die Fräuleins Röderlein zu; es entſteht ein Tumult, in dem man die Worte unterſcheidet:

„Schönes Fräulein, verſagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmliſchen Talents — o ſinge etwas, meine Gute. — Nicht möglich — Catarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt. — O bitte — wir flehen u. ſ. w."

„Gottlieb hat unterdeſſen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beſchwert. Vom Spieltiſch herüber ruft die gnädige Mama:

„Chantez donc, mes enfans!"

Das iſt das Stichwort meiner Rolle, ich ſtelle mich an den Flügel und im Triumph werden die Röderleins an das Inſtrument geführt.

Nun entſteht wieder eine Differenz; keine will zuerſt ſingen.

„Du weißt, liebe Mutter, wie entſetzlich heiſer ich bin."

„Bin ich es denn weniger, liebe Marie?"

„Ich ſinge ſo ſchlecht."

„O Liebe, fange nur an, u. ſ. w."

„Mein Einfall (ich habe ihn jedesmal!) Beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatſcht, das Buch durchblättert, das ſorgfältig eingeſchlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht's los: Dolce dell' anima etc.

„Das Talent der Fräulein Röderlein iſt wirklich nicht das geringſte. Ich bin nun fünf Jahre hier und viertehalb Jahre im Röderleinſchen Hauſe Lehrer; für dieſe kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß ſie eine Melodie, die ſie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchſtens noch zehnmal durchprobirt hat, ſo wegſingt, daß man

gleich weiß, was es ſein ſoll. Fräulein Marie faßt es ſchon beim achten Mal, und wenn ſie öfters einen Viertelston tiefer ſteht, als das Piano, ſo iſt das bei ſolch niedlichem Geſichtlein, den ganz leidlichen Roſenlippen am Ende wohl zu ertragen.

„Nach dem Duett allgemeiner Beifallschorus! Nun wechſeln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tauſendmal geleierte Accompagnement friſch darauf los. Während des Geſanges hat die Finanzräthin Eberſtein durch Räuſpern und leiſes Mitſingen zu verſtehen gegeben: ich ſinge auch. Fräulein Nanette ſpricht:

„Aber liebe Finanzräthin, nun mußt Du uns auch Deine göttliche Stimme hören laſſen.“

„Es entſteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catarrh — ſie kann nicht auswendig! Gottlieb bringt zwei Arme voll Muſikalien herangeſchleppt: da wird geblättert und geblättert. Erſt will ſie ſingen: der Hölle Rachen u. ſ. w. dann: Hebe, ſieh u. ſ. w. dann: Ach ich liebe u. ſ. w. In der Angſt ſchlage ich vor: Ein Veilchen auf der Wieſe u. ſ. w. Aber ſie iſt fürs Genre, ſie will ſich zeigen, es bleibt bei der Conſtanze.

„O ſchreie Du, quiele, miaue, gurgle, ſtöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter; ich habe den Fortiſſimo-Zug getreten und ergle mich taub. O Satan, Satan! welcher deiner hölliſchen Geiſter iſt in dieſe Kehle gefahren, der alle Töne zwängt und zerrt. Vier Saiten ſind ſchon geſprungen, ein Hammer iſt invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreine Töne kreiſchender Marktſchreier-Trompeten in dieſen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen — ich trinke ein Glas Burgunder!

„Man applaudirte unbändig, und Jemand bemerkte, die Finanzräthin und Mozart hätten mich ſehr ins Feuer geſetzt.

Ich lächelte mit niedergeschlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte. Nun regen sich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durcheinander. Es werden musikalische Excesse beschlossen; Ensembles, Finale, Chöre sollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer singt bekanntlich einen himmlischen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der selbst bescheiden anführt, er sei eigentlich nur ein zweiter Tenor, aber freilich Mitglied mehrerer Singe-Academien. Schnell wird alles zum ersten Chor aus dem Titus organisirt. Das ging ganz herrlich! Der Canonicus, dicht hinter mir stehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als säng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten herrlich, nur das Tempo nahm er in der Eil fast noch einmal so langsam. Aber treu blieb er sich wenigstens in so fern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Takt nachschleppte. Die Uebrigen äußerten einen entschiedenen Hang zur antiken griechischen Musik, die bekanntlich die Harmonie nicht kennend im Unisono ging: sie sangen Alle die Oberstimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston.

„Diese etwas geräuschvolle Production erregte eine allgemeine Spannung, nämlich einiges Entsetzen, sogar an den Spieltischen, die für den Moment nicht so wie zuvor melodramatisch mitwirken konnten durch die in die Musik eingeflochtenen declamatorischen Sätze: z. B.

„Ach, ich liebte — achtundvierzig — war so glücklich — ich passe — kannte nicht — Whist — der Liebe Schmerz — in der Farbe u. s. w. Es nahm sich recht artig aus. (Ich schenke mir ein.)

„Das war die höchste Spitze der heutigen musikalischen Excesitien: nun ist's aus! So dacht ich, schlug das Buch zu

und ſtand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenoriſt, auf mich zu und ſagt:

„O beſter Herr Kapellmeiſter, Sie ſollen ganz himmliſch fantaſiren; o fantaſiren Sie uns doch Eins! nur ein wenig! ich bitte.“

„Ich verſetzte ganz trocken, die Fantaſie ſei mir heute rein ausgegangen; und indem wir ſo darüber ſprechen, hat ein Teufel in der Geſtalt eines Elegants mit zwei Weſten im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bachſchen Variationen ausgewittert; der denkt, es ſind ſo Variatiönchen: nel cor mi non più sento — Ah vous dirai-je maman etc. und will haben, ich ſoll darauf losſpielen. Ich weigere mich; da fallen ſie Alle über mich her. Nun ſo hört zu und berſtet vor Langweile, denk ich und arbeite darauf los.

„Bei Nr. 3 entfernten ſich mehrere Damen, verfolgt von Titusköpfen. Die Rötterleins, weil der Lehrer ſpielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nr. 12. Nr. 15 ſchlug den Zweiweſten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nr. 30 und trank blos viel Punſch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel ſtellte.

„Ich hätte glücklich geendet, aber dieſe Nr. 30, das Thema, riß mich unaufhaltſam fort. Die Quartblätter dehnten ſich plötzlich aus zu einem Rieſenfolio, wo tauſend Imitationen und Ausführungen jenes Thema's geſchrieben ſtanden, die ich abſpielen mußte. Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektriſches Feuer fuhr durch die Fingerſpitzen in die Taſten — der Geiſt, von dem es ausſtrömte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düſtrer und düſtrer brannten — zuweilen ſah eine Naſe heraus, zuweilen ein paar Augen: aber ſie verſchwanden gleich wieder. So kam es, daß

ich allein ſitzen blieb mit meinem Sebaſtian Bach, und von Gottlieb, wie von einem spiritu familiari bedient wurde! — Ich trinke.

„Soll man denn ehrliche Muſiker ſo quälen mit Muſik, wie ich heute gequält worden bin und ſo oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunſt wird ſo viel verdammter Mißbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Muſika, die im ihrem zarten Weſen ſo leicht entweiht wird! Habt Ihr wahres Talent, wahren Kunſtſinn, ſo lernt Muſik, leiſtet was der Kunſt Würdiges, und gebt dem Geweihten Euer Talent hin im rechten Maß. Wollt Ihr ohne das quinkeliren: nun ſo thut's für Euch und unter Euch, und quält nicht damit den Kapellmeiſter Kreisler und Andere. —

„Nun könnte ich nach Hauſe gehen und meine neue Klavier-Sonate vollenden; aber es iſt noch nicht elf Uhr und eine ſchöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeiſter ſitzen die Mädchen am offnen Fenſter und ſchreien mit kreiſchender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge ſtrahlet — aber immer um die erſte Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und im langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornift akuſtiſche Verſuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes ſüße Duett, macht dicht neben meinem Fenſter (es verſteht ſich, daß mein muſikaliſch-poetiſches Laboratorium ein Dachſtübchen iſt) der Nachbars Katze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Scala hinaufjammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach elf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohnedies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. Es giebt, wie ich gehört

habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: ſollten denn arme, bedrängte Komponiſten, die noch dazu aus ihrer Begeiſterung Geld münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden und die Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzen-Geſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Fantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel, und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt ſingen ſie — jetzt kommt das Horn u. ſ. w. der Teufel holt die ſublimſten Gedanken!"

Fünftes Kapitel.

St. Gilgen.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, als Flemming und Berkley die wolkenumhüllten Berge von Salzburg hinter ſich ließen und oſtwärts nach den Seen wanderten. Die ſie umgebende Landſchaft war wohl geeignet, ihre Gemüther zu heiligen Betrachtungen zu ſtimmen. Feld, Wald, Berg und Thal, die friſche Luft und der Duft von Kleefeldern und friſch gemähtem Heu, ſingende Vögel und der Klang von Dorfkirchglocken, und der in den Zweigen flüſternde Wind, — keine Arbeiter auf den Feldern, ſondern Landleute auf dem Wege

zur Kirche, über die grünen Auen kommend, mit Roſen an den Hüten, — die Pracht und Stille des heiligen Ruhetages, — Alles auf der Erde und in der Luft hauchte wie ein Segensſpruch auf die Seele.

In Hof wechſelten ſie die Pferde, eine Handvoll Häuſer auf dem Gipfel eines luftigen Berges, die Kirche und das Wirthshaus lagen einander gegenüber, und zwiſchen ihnen nichts als die ſtaubige Straße und der Kirchhof mit ſeinen eiſernen Kreuzen und dem ſich hin und her bewegenden Flitterwerk der Todtenkränze. Auf dem Kirchhof und an der Thür des Wirthshauſes ſtanden Gruppen von Landleuten, welche auf den Anfang des Gottesdienſtes warteten. Sie hatten ihre Sonntagskleider an. Die Männer trugen kurze Hoſen und lange Stiefeln und lange Röcke mit großen Metallknöpfen; die Weiber Strohhüte und helle Kattunkleider mit kurzen Taillen und wenig Falten. Sie hatten ſich mit einer Menge Flitterſtaat geputzt und erinnerten Flemming an die Indianer in den Grenzweilern Amerika's. Am Kirchhofthor ſtand eine Bude mit prunkendem Kattun, und gegenüber ſaß eine alte Frau hinter einem mit Pfefferkuchen angefüllten Tiſch. Neben ihr ſtand ein Roulette, wo die Landleute einen Kreuzer für einen Kuchen aufs Spiel ſetzten. Auf andern Tiſchen waren Meſſerbeſtecke, Senſen, Sicheln und andere Wirthſchaftsgeräthe zum Verkauf ausgelegt.

Die Reiſenden ſetzten ihre Wanderung fort, ohne anzuhalten, um die Meſſe zu hören. Im Verlauf des Vormittags wurden ſie plötzlich des Sees von St. Wolfgang anſichtig, der tief unten im Thale lag. An ſeinem Ufer, unter ihnen, ſaß das weiße Dörfchen St. Gilgen wie ein Schwan auf ſeinem ſchilfigen Neſt. Sie ſchienen es überrumpelt und in ſeinem Schlafe die Hände darüber gebreitet zu haben, und erwarteten

beinahe zu ſehen, daß es ſeine breiten, ſchneeweißen Flügel ausbreiten und fortfliegen würde. Die ganze Scene war ungemein prächtig.

Sie fuhren gemächlich den ſteilen Berg hinab und hielten an der Dorfſchenke an. Vor der Thür befand ſich ein ſtattlicher langäſtiger Baum, und in ſeinem Schatten ſtanden Tiſche und Bänke. An der Vorderſeite des Hauſes ſtand mit großen Buchſtaben: „Poſt-Reſtauration von Franz Schönderfer", und darüber befand ſich eine große Sonnenuhr und ein halbverwiſchtes Gemälde einer Bärenhetze, welches, meiſt roth, die ganze Seite des Hauſes bedeckte. Als ſie vorfuhren, zog eine Proceſſion von Prieſtern und Landleuten, die Hüte in den Händen, nach der Kirche. Sie ſangen einen feierlichen Pſalm. Zu gleicher Zeit kam eine muntere Dirne mit einem coquett auf ihrem blonden Haar ſitzenden ſchwarzen Strohhut und einem großen ſilbernen Löffel im Gürtel aus der Schenke und frug Flemming, was ihm zum Frühſtück gefällig ſei.

Das Frühſtück war bald bereit und auf einem altmodiſchen eichenen Tiſche in der großen Halle, in welche die Zimmer ausliefen, aufgetragen. Berkley beſtellte zugleich eine Wanne kaltes Waſſer, in welche er ſich mit ſeinem Rocke und einer um die Knie geſchlungenen Bettdecke ſetzte. So ſaß er eine Stunde lang, aß ſein Frühſtück, rauchte eine Pfeife und lachte viel. Sodann ging er zu Bett und ſchlief bis zu Mittag. Während deſſen ſaß Flemming leſend in ſeinem Zimmer. Es war ein geräumiges Gemach auf der Vorderſeite des Hauſes und ging auf das Dorf und den See. Die Fenſter waren mit Gittern verſehen, hatten kleine Scheiben, und die Fenſterſchwellen waren mit duftenden Blumen beſetzt.

Endlich war die Mittagsglut vorüber. Gleich einem

müden Pilger hatte der Tag das westliche Himmelsthor erreicht, und der Abend senkte sich herab, um die Riemen seiner Sandalen zu lösen. Flemming und Berkley eilten fort, an den Ufern des Sees umherzuschlendern. Die kühlen, grünen Lichtungen und Alleen hinab, unter dem beleuchteten Laub des Waldes, durch die in Sonnenschein und im Schatten des Laubes sich hinziehenden Gründe, — eine erheiternde Wanderung! Die kühle Abendluft am See glich einem Bad. In vollen Zügen tranken sie die Frische der Stunde, und ihre Brust hob sich erfreut und neubelebt nach der fieberhaften, langen Einschließung während des schwülen Sommertages. Und da lag auch der See, so herrlich und ruhig! Meinest du, er erinnerte nicht an den Thuner See?

Auf ihrem Heimwege gingen sie am Kirchhof des Dorfes vorüber.

„Lassen Sie uns eintreten und sehen, wie die Todten ruhen," sprach Flemming, als sie unter dem Thurm der Kirche vorbeigingen; und sie traten ein und wandelten unter den Gräbern und Abendschatten.

Wie friedlich ist die Stätte derer, welche die grünen Weiler und volkreichen Städte der Todten bewohnen! Sie bedürfen keines Gegengiftes wider die Sorge, — keiner Rüstung wider das Geschick. Keine Morgensonne bescheint die geschlossenen Fenster und ruft sie wach, und wird es bis zum letzten großen Tage nicht thun. Höchstens ein einzelner Sonnenstrahl stiehlt sich durch die zerbröckelnde Mauer eines alten vernachlässigten Grabmals, — ein seltsamer, nicht lange verweilender Gast. Und da schlafen sie alle, die Heiligen, die Arme auf der Brust gekreuzt, oder regungslos an den Seiten liegend, — nicht von Menschenhand in Marmor gemeißelt, sondern von der Hand Gottes in Staub gefermt. Der Friede

Gottes ſei mit ihnen! Niemand naht ſich jetzt ihnen, ihre Hand zu erfaſſen und mit zartem Finger ihr Haar zu glätten. Sie kümmern ſich nicht mehr um die Schmeicheleien irdiſcher Freundſchaft. Sie bedürfen unſer nicht, ſo ſehr wir ihrer bedürfen mögen. Und dennoch harren ſie ſchweigend unſerer Ankunft.

Schön iſt die Zeit des Lebens, wo wir mit der Schrift ſagen können: „Du haſt den Thau deiner Jugend.“ Aber viele dieſer Blumen pflückt der Tod. Er giebt ihnen einen Platz an ſeiner Bruſt und erſcheint minder ſchrecklich, als zuvor. Wir lernen, ohne Schaudern auf ihn zu ſchauen, denn er hält in ſeinen Armen die ſüßen Blüthen unſerer irdiſchen Hoffnungen. Wir werden ſie alle wiederſehen, in einem ſeligeren Lande erblühend.

Ja, der Tod bringt uns wieder zu unſern Freunden. Sie erwarten uns, und wir werden nicht lange ausbleiben. Sie ſind uns vorangegangen und den Engeln im Himmel ähnlich. Sie ſtehen am Rande des Grabes, uns willkommen zu heißen, mit den Zügen voll Liebe, die ſie auf Erden trugen, doch anmuthiger, ſtrahlender, vergeiſtigter! Er hatte Recht, der ſagte, Gräber ſind die Fußtapfen der Engel!

Der Tod nahm auch dich hinweg, und du haſt den Thau deiner Jugend. Er gab dir einen Platz an ſeiner Bruſt, und ein Lächeln überzieht ſein ernſtes Antlitz. Das ferne Land, zu dem wir wandern, erſcheint uns näher, und der Weg minder dunkel; denn du gingſt voran und gelangteſt ſo ſanft zur Ruhe, daß der Tag ſelbſt nicht ruhiger endet!

In einer Stunde geſegneter Gemeinſchaft mit den Seelen der Abgeſchiedenen ſchrieb der liebliche Dichter Henry Vaughan jene wenigen Zeilen, welche den Tod anmuthig machten.

„Sie gingen all in eine lichte Welt,
Ich ſtarr' allein hier zögernd vor mich hin;
Ihr Angedenken ſelbſt iſt ſchön umhellt,
Und es verklärt mir meinen trüben Sinn.

Es glüht in meiner Bruſt, die Leid erfüllt,
Gleich Sternen über einem düſtern Hain,
Den matten Strahlen gleich, darein gehüllt
Der Hügel iſt im letzten Abendſchein.

Ich ſeh ſie ſchreiten in dem Aetherglanz,
Den Licht auf meine Tage höhniſch blickt,
Die Tage, die umſtarrt von eiſ'gem Kranz,
Blos ſchimmern, von Vergänglichkeit umſtrickt.

O heilge Hoffnung, Demuth wunderbar,
Hoch wie der Himmel, der uns überdacht;
Dort ſchreitet ihr, ich ſeh den Himmel klar,
Daß neu in mir die kalte Lieb' entfacht.

Holdſelger Tod! Juwel der Ewig du!
Nur einzig ſchimmernd in der Dunkelheit;
Welch ein Geheimniß liegt jenſeits der Truh!
O wär' der Blick für jenes Reich geweiht!

Wer eines flüggen Vogels Neſtlein fand,
Gewahrt wohl, ob das Vöglein floh daraus;
Doch wo es jetzo ſingt — das ſchöne Land,
Den unbekannten Hain forſcht er nicht aus.

Und doch wie Engel leiſ' und unverhofft
Heimſuchen unſre Seel' im lichten Traum:
So leuchten in uns auch Gedanken oft
Und führen uns in jenen Glorienraum!

Wenn tief im Grabe läg' ein Stern bewegt,
So brennte ſein gefangnes Flammen drin;
Doch wann des Schließers Hand die Haft geſprengt,
So leuchtet er durch alle Räume hin.

O Vater du des Lebens und der Kraft,
Deß ewgen Ruhm jedwedes Wesen preist,
O nimm aus dieser Welt der Sclavenhaft
Zurück zur wahren Freiheit deinen Geist!

Zerstreu' den Nebel, der so düster mir
Die Aussicht trübt, wenn er vorüberhaucht,
Wenn nicht, so hebe mich hinweg von hier
Auf jene Höh', die keines Sehrohrs braucht!"

Solche Gedanken erfüllten Flemming, als er am Abend auf dem Kirchhof von St. Gilgen unter den Gräbern weilte. Eine heilige Ruhe beschlich ihn. Das Fieber seines Herzens war gemildert. Er war einen Augenblick frei von Schmerz und ging in Frieden auf sein Zimmer. Woher kam diese heilige Ruhe, dieser lang ersehnte Friede? Er wußte es nicht; doch der Ort schien geheiligt. Er beschloß, dort am See zu weilen, der ihm ein Teich Bethesda war, und ließ Berkley allein in das Bad von Ischl reisen. Dort in der Einsamkeit von St. Gilgen wollte er ihn erwarten. Lange, nachdem sie sich für die Nacht getrennt, saß er in seinem Zimmer und gedachte dessen, was er gelitten, und genoß des Schweigens in und außer ihm. Stunde nach Stunde verrann unvermerkt, wie er in Träumereien versunken dasaß. Endlich sank das Licht in der Dille des Leuchters hinab, noch einmal flackerte es auf und erlosch ächzend.

Er trat an's Fenster und blickte hinaus in die dunkle Nacht. Es war sehr spät. Schon zweimal seit Mitternacht hatte der große Kanzelredner Zeit, gleich einem Prediger zur Zeit der Puritaner, auf seiner hohen Kanzel, dem Kirchthurm, das Stundenglas gedreht, und predigte noch immer, zu der Versammlung auf dem Kirchhof und im Dorfe hinab lärmend. Aber sie hörten ihn nicht. Sie schliefen alle in ihren engen

Kirchenſtühlen, nämlich in ihren Betten und ihren Gräbern. Bald darauf krähte der Hahn, und gleich dem Jünger, der ſeinen Herrn verleugnete, weinte der bewölkte Himmel bitterlich.

Sechſtes Kapitel.

St. Wolfgang.

Der Morgen iſt unbeſchreiblich anmuthig. Die Sonnenglut iſt groß; aber ein ſanfter Wind kühlt die Luft. Nie ſangen Vögel lauter und heller. Auch die Blumen auf der Fenſterſchwelle und auf dem Tiſch, Roſe, Storchſchnabel und der köſtliche hochrothe Cactus ſind alle ſo ſchön, daß wir glauben, der deutſche Dichter nennt die Blumen mit vollem Recht „Sterne am Firmament der Erde.“ Draußen iſt Alles ſtill. Dem Fenſter gegenüber ſteht das Schulhaus des Dorfes. Da ſind zwei Schmarotzerbäume, mit ihren ausgebreiteten Aeſten an die weißen Mauern genagelt, wie die Flügel ausgeſpannter Habichte. Unter den Zweigen, auf einer Bank an der Thür, ſitzen Schulmädchen, und barfüßige Buben buchſtabiren ihre Aufgaben. Es ſchlägt zwölf, und ſie verſchwinden nach einander und kehren in den Bienenſtock zurück, wie Bienen bei dem Schalle einer metallenen Pfanne. An der Thür des nächſten Hauſes ſitzt eine arme Frau und ſtrickt im Schatten; und vor ihr ergießt eine Waſſerleitung ihr kühles, klares Waſſer in einen rohen hölzernen Trog. Vor der Thür der Schenke ſteht ein Reiſewagen ohne Pferde, und ein Poſtillon in rother

Jacke ſchwatzt mit einem Hufſchmied, der blauwollene Strümpfe und eine Lederſchürze trägt. Dahinter iſt ein Stall und noch weiter eine Gruppe Häuſer und die Dorfkirche. Man beſſert den Thurm aus. Etwas weiter, über den Dächern der Häuſer, erblickt man den St. Wolfgangs-See. So klares, ſchönes Waſſer fließt kaum anderswo. Grün, Blau und Silberweiß fließen faſt unmerklich in einander. Und darüber ragen die Gipfel der Berge empor, manche kahl und felſig und kegelförmig, und andere kühn und breit und von Fichten verdunkelt.

Dies war die Sonne, welche Paul Flemming wenige Morgen nach Berkley's Abreiſe aus ſeinen Fenſtern überſchaute. Die Stille des Ortes hatte ihn beſänftigt. Er war ruhiger geworden. Sein Herz klagte nicht mehr ſo laut in dem heiligen Schweigen des Dorfes, wie wir gewohnt ſind, unſere Stimmen bei dem Flüſtern der uns Umgebenden zu dämpfen. Er begann bisweilen ſich für die ihn umringenden niederen Dinge zu intereſſiren. Er fand Behagen an dem Ausſehen der Gegend, aber noch mehr an dem Ausſehen der im Schatten ſtrickenden armen Frau. Es war ein bleiches, ſanftes Geſicht, zarter in ſeinen Zügen, als unter Landleuten gewöhnlich iſt. Es zeigte auch den Ausdruck geduldigen Leidens. Als er auf ſie blickte, kam ein häßliches Kind aus dem Hauſe und ſetzte ſich auf ihren Schooß. Sie liebkoſte es zärtlich. Es war ihr Kind, in welchem ſie ihre eigenen hübſchen Züge entſtellt und kaum erkennbar erblickte, wie man zuweilen ſein Geſicht von der Höhlung eines Löffels wiedergeſpiegelt ſieht.

Die Häßlichkeit des Kindes und die Zärtlichkeit der Mutter nahmen Flemmings Gefühl in Anſpruch. Die Wirthin erzählte ihm Einiges aus dem Leben der armen Frau. Sie war die Witwe eines Hufſchmiedes, welcher bald nach der

Verheirathung geſtorben war. Sie aber blieb leben, um Mutter zu werden, wie bei den Eichen ſogleich nach der Befruchtung die männliche Blüthe welkt und abfällt, während die weibliche bleibt und zur vollen Frucht reift. Aber ach! ihr Kind war häßlich. Gleichwohl blickte ſie auf daſſelbe mit Augen mütterlicher Zärtlichkeit und Theilnahme, und liebte es um ſeiner Häßlichkeit willen nur noch mehr. Und wie die Mexicaner zu ihren Neugebornen, ſo ſprach ſie in ihrem Herzen: „Kind, Du biſt in die Welt gekommen, um zu leiden. Harre aus, und bewahre Deinen Frieden.“ Obſchon arm, war ſie doch nicht ganz hülflos, denn ihr Mann hatte ihr, außer dem häßlichen Kinde, die Ausſicht auf ein Grab des Kirchhofs von St. Gilgen hinterlaſſen. Die Woche hindurch arbeitete ſie für die Leute, und Sonntags für ſich, indem ſie in die Kirche ging und die Bibel las. Auf einem der weißen Blätter hatte ſie den Tag ihrer Geburt und den ihres Kindes, ſo wie ihren Hochzeits- und ihres Mannes Todestag angemerkt. So lebte ſie arm, geduldig und ergeben. Ihr Herz war eine Paſſionsblume und trug in ſich die Dornenkrone und das Kreuz Chriſti. Ihre Ideen vom Himmel waren nicht zahlreich und einfach. Sie verwarf die Lehre, daß er ein Ort beſtändiger Thätigkeit und nicht der Ruhe ſei, und glaubte, wenn ſie dereinſt dahin gelangte, würde ſie nicht mehr arbeiten, ſondern immer mit einer reinen weißen Schürze ſitzen und Pſalmen ſingen.

Als Flemming über die Gegenſtände nachdenkend daſaß, brachte er in ſeinem Herzen der Schönheit und Vortrefflichkeit des weiblichen Charakters eine neue Huldigung dar. Er gedachte der Abweſenden und der Verſtorbenen und ſagte mit Thränen in den Augen:

„Soll ich Gott für den grünen Sommer und die milde

Luft, und die Blumen, und die Sterne und für Alles, was dieſe Welt ſo verſchönt, danken, und nicht für die guten vortrefflichen Weſen, die ich in ihr kennen gelernt habe? War nicht ihre Gegenwart mir ſüßer als Blumen? Sind ſie nicht höher und heiliger, als die Sterne? Sind ſie mir nicht mehr, als alles Andere?"

So verfloß der Morgen unter Betrachtungen; und als Flemming am Nachmittag ſich anſchickte, ſeiner Gewohnheit gemäß zum See hinab zu gehen, fuhr ein Wagen an der Thür vor, und zu ſeiner großen Verwunderung ſprang Berkley heraus. Das Erſte, was er that, war, daß er dem an der Thür ſtehenden Poſtmeiſter einen derben Hieb mit der Peitſche gab. Der Dulder warf ſanft ein:

„Laſſen Sie das, Sir; ich bin lahm."

Darauf ließ Berkley davon ab und faßte die Frau des Poſtmeiſters an den Schultern und beſtellte auf Engliſch ſein Mittagseſſen. Alles dies geſchah aber ſo gutmüthig und mit ſo roſigem, lachendem Geſicht, daß man es nicht übel nahm.

„So ſind Sie früher zurückgekehrt, als Sie beabſichtigten," ſagte Flemming nach den erſten freundſchaftlichen Begrüßungen.

„Ja," erwiederte Berkley; „ich ward Iſchl's überdrüſſig, — ſehr überdrüſſig. Ich fand dort nicht die Freunde, die ich erwartete. Jetzt kehre ich nach Salzburg zurück, und dann nach Gaſtein. Dort werde ich ſie ſicherlich finden. Sie müſſen mich begleiten."

Flemming lehnte die Einladung ab, und ſchlug Berkley vor, ſich ihm bei ſeinem Ausflug am See anzuſchließen.

„Sie werden das große Echo des Falkenſteins hören," ſagte er, „und die Scene der Hochzeitstragödie ſehen, und ſo-

dann gehen wir weiter bis zum Weiler St. Wolfgang, den Sie nur über den See geſehen haben."

„Nun, dieſen Nachmittag widme ich Ihnen, denn morgen trennen wir uns noch einmal, und wer weiß, wann wir wieder zuſammenkommen?"

Sie gingen unverzüglich zu dem Waſſer hinab, nahmen ein Boot mit zwei Ruderern und fuhren um eine Erdzunge des Sees auf einen kahlen Felſen am öſtlichen Ufer zu, von welchem ein kleines weißes Denkmal ihnen in der Sonne entgegenſchimmerte.

„Dieſes Denkmal," ſagte einer der Bootsleute, ein rüſtiger junger Burſche in Lederhoſen, „hat ein Fleiſcher zu Ehren des heiligen Wolfgang errichtet, der ihn vom Ertrinken rettete. Er ritt eines Tages am andern Ufer einen Ochſen zu Markte, als das Thier ſcheu wurde, ins Waſſer ſprang und, den Fleiſcher auf ſeinem Rücken, zu dieſer Stelle hinüberſchwamm."

„Und glaubt Ihr, er hätte das thun können, wenn der heilige Wolfgang ihm nicht beigeſtanden hätte?" frug Berkley.

„I bewahre!" antwortete Lederhoſe, und der Engländer lachte.

Von dieſer Stelle ruderten ſie am Ufer hin zu einem niedrigen Vorgebirge, auf welchem ein anderes Denkmal zur Erinnerung an ein tragiſches Ereigniß ſtand.

„Dies iſt der Ort, von welchem ich ſprach," ſagte Flemming, als die Bootsleute auf ihren Rudern ausruhten. „Der traurige und ſeltſame Verfall, an den er erinnert, fand vor mehr als zwei Jahrhunderten ſtatt. Im Winter war einmal eine Hochzeitsgeſellſchaft hier auf dem Eis; mitten im Tanze brach das Eis, und die ganze fröhliche Geſellſchaft ertrank, ausgenommen die am Ufer ſitzenden Spielleute."

Schweigend blickten ſie auf das Denkmal und auf das

blaue ruhige Waſſer, unter welchem die Gebeine der Tänzer Hand in Hand begraben liegen. Das Denkmal iſt von Stein, weiß angeſtrichen, mit einem überhangenden Dach zum Schutz gegen Unwetter. In einer Niſche auf der Vorderſeite befindet ſich ein kleines Bild des Erlöſers in ſitzender Stellung, und eine Inſchrift auf einer Marmortafel darunter beſagt, daß es von Longinus Walther und ſeinem Weibe Barbara Juliana von Hainberg, welche ſeitdem längſt auf irgend einem Kirchhof neben einander zu Staub zerfallen ſind, dort aufgeſtellt ward.

„Das hieß hölliſch ins Eis brechen," ſagte Berkley, als ſie wieder in den See hinaus fuhren; und bald ſchwammen ſie unter dem gewaltigen Vorſprung einer ſteilen Felſenwand mit einer Capelle und einer Einſiedelei darauf, wo in der Vorzeit der heilige Wolfgang lebte. Jetzt wird es nur von einem Echo heimgeſucht, welches ſo deutlich und laut erſchallt, daß man meinen ſollte, der Geiſt des dahingeſchiedenen Heiligen ſitze dort und wiederhole die von unten rufenden Stimmen, — nicht Wort für Wort, ſondern Satz für Satz, als trage er ſie empor zu dem aufzeichnenden Engel.

„Ho! ho! ho!" rief Berkley; und der Ton ſchien an die Steinwand zu ſchlagen, wie wenn Stahlplatten zuſammenklirrten. „Ho! ho! ho! Wie geht Dir's heute, heiliger Wolfgang? Du hölliſcher alter Schurke! Wie geht's der Frau von Wolfgang? — Gott ſchütze den großen Georg, Euren König! Verflucht Deine Augen! Halt's Maul! Ho! ho! ha! ha! hi!"

Und die Worte wurden oben aufgezeichnet, und eine Stimme wiederholte ſie mit fürchterlicher Deutlichkeit in den blauen Tiefen über den Häuptern; und Flemming fühlte im Innerſten ſeiner Seele den Contraſt zwiſchen dem heiligen Himmel und dem Spott des Lachens und den unnützen Wor-

ten, welche von dem Himmel über uns zurückfallen und ſeine Reinheit nicht beflecken.

In einer halben Stunde waren ſie an dem Weiler St. Wolfgang und wanden ſich durch eine enge Straße, über welcher die Dächer hübſcher pittoresker Häuſer faſt an einander ſtießen. Sie führte ſie zu einer gothiſchen Kirche, die für ein Dorf prächtig war; ihr gegenüber war ein kleiner Hof, den Häuſer von italieniſchem Ausſehen mit Balcons und Blumen an den Fenſtern einſchloſſen. Hier ſprudelte im Schatten eine kunſtvoll gearbeitete bronzene Fontaine. Auf ihrer Spitze ſtand ein Bild des Schutzheiligen des Weilers, und als ſie um die Unterlippe des Waſſerbeckens liefen, laſen ſie folgende in altdeutſchen Reimen verfaßte Inſchrift:

„Ich bin zu Ehren des heiligen Wolfgang errichtet. Abt Wolfgang Hebel von Emenſee hat mich zu Nutz und Frommen des armen Pilgers geſetzt. Hat er auch nicht Gold noch Wein, mag er bei dieſem Waſſer fröhlich ſein. Im Jahre des Herrn 1515 ward das Werk vollendet, Gott ſei gelobt.“

Als ſie die rohen Charaktere dieſer frommen Inſchrift entzifferten, kam ein Dorfgeiſtlicher eine hohe Treppe von der neben der Kirche befindlichen Pfarrwohnung herab und grüßte die Fremden höflich. Nach Erwiederung des Grußes frug ihn der tolle Engländer ohne Vorrede, wie viel uneheliche Kinder jährlich in der Parochie geboren würden. Die Frage ſchien den guten Pater in Verwunderung zu ſetzen; er beantwortete ſie jedoch artig, wie mehrere andere Fragen, welche, gelind geſprochen, Flemming ziemlich unüberlegt erſchienen.

„Sie werden unſere Neugier entſchuldigen,“ ſprach er zu dem Prieſter wie zur Rechtfertigung. „Wir ſind Fremde aus

fernen Gegenden. Mein Freund iſt ein Engländer, und ich bin ein Amerikaner.“

Berkley war jedoch nicht ſo leicht zum Schweigen zu bringen. Nach einem Geſpräch von wenigen Minuten brach er in das verwegenſte Latein aus, in welchem die einzigen klar verſtändlichen Worte folgende waren:

„Plurimum reverende, in Christo religiosissime, ac clarissime Domine, necnon et amice observandissime! Petrus sic est locutus: „Nec argentum mihi, nec aurum est; sed quod habeo, hoc tibi do; surge et ambula.“

Er ſchien von der Fontaine zu ſprechen. Der Pfarrer erwiederte ſanft:

„Non intellexi, Domine!“

Berkley aber ſprach fortwährend mit großer Geläufigkeit davon, daß er in der Gegend fremd wäre, und daß alle Menſchen Fremdlinge auf Erden wären und dermaleinſt im Himmelreich den guten Prieſter zu finden hofften. Der Pfarrer ſchien verwirrt und beſchämt. Durch den Nebel einer ſonderbaren Ausſprache vermochte er nur dann und wann ein bekanntes Wort herauszufinden. Er zog ſeine Schnupftabaksdoſe heraus und verſuchte eine Stelle des St. Paulus zu citiren:

„Ut dixit Sanctus Paulus: Qui bene facit —“

Hier verließ ihn ſein Gedächtniß, oder er war, wie die Franzoſen ſagen, am Ende ſeines Latein, und ſchloß, ſeinen langen Zeigefinger ausſtreckend, in deutſcher Sprache:

„Ja, — ich kann mich nicht — ſo genau erinnern, — was er ſagte.“

Der Engländer kam ihm mit einer moraliſchen Phraſe zu Hülfe; darauf zog er ſeinen Hut ab und rief ſehr feierlich:

„Vale, Domine doctissime et reverendissime!“

Und der Dominus nahm, wie von einem Dämon verfolgt, ſchleunigſt ſeinen Rückzug eine Treppe hinab in die Straße.

„Da!“ ſagte Berkley lachend. „Ich ſchlage ihn mit ſeinen eigenen Waffen. Was ſagen Sie zu meinem Latein?“

„Was Holofernes von dem Sir Nathaniel's ſagte: — „Priscian etwas gekratzt; es wird gehen.“ Ich glaube, ich habe es beſſer gehört. Aber welcher Einfall! Ich glaubte laut auflachen zu müſſen.“

Sie ſaßen noch an der bronzenen Fontaine, als der Pfarrer in Begleitung eines kleinen Mannes mit großen Füßen zurückkehrte, welcher einen langen blauen, ſo ſchmierigen Rock anhatte, daß er an einen Polilla's in dem ſpaniſchen Luſtſpiel erinnerte, der mit Stücken Schweinefleiſch bekleidet war. Sein Geſicht war breit und ruhig, aber ſeine blauen Augen glänzten wild, myſteriös und ſchmerzlich. Flemming glaubte, der lateiniſche Streit würde von Neuem beginnen, mit mehr Pulver und ſchwerem Geſchütz. Er irrte. Der Fremde grüßte ihn in deutſcher Sprache und ſagte, da er gehört habe, er ſei aus Amerika, ſo ſei er gekommen, ihn über dieſes ferne Land zu befragen, wohin er ſich einzuſchiffen in Begriff ſtehe. Weder in ſeinem Weſen, noch in ſeinen Fragen oder Bemerkungen war etwas Eigenthümliches. Es waren die gewöhnlichen Fragen und Bemerkungen über Städte und Klima und Schifffahrt. Endlich fragte Flemming, weshalb er nach Amerika reiſe. Da trat der Fremde dicht an ſeine Seite und ſagte mit leiſer Stimme ſehr feierlich:

„Jener heilige Mann, Friedrich Barraga, Miſſionär unter den Indianern zu Lacroix, am Obern See, iſt in ſein Vaterland Krain zurückgekehrt, und ich bin vom Himmel auserwählt, als außerordentlicher Diener Chriſti hinzugehen, um alle Nationen und Völker zu einer Kirche zu vereinigen!“

Flemming erſchrak faſt bei dem eigenthümlichen Ernſte, mit welchem er dieſe Worte ſprach, und blickte ihn aufmerkſam an, indem er das Geſicht eines Wahnſinnigen zu ſehen glaubte. Aber der beſcheidene, von aller Anmaßung freie Blick des ruhigen Geſichts blieb unverändert, nur in den Augen brannte ein geheimnißvolles Licht, als wären in dem Hirn Lichter angezündet, das Tageslicht darin zu vermehren.

„In der That ein hoher Beruf," gab er zur Antwort. „Aber ſind Sie deſſen gewiß, daß es keine Täuſchung iſt? Wiſſen Sie wirklich, daß der Himmel Sie zu dieſem großen Werke auserwählt hat?"

„Ich weiß es," entgegnete der Deutſche mit dem Tone großer Ruhe und Aufrichtigkeit; „und wenn St. Petrus und St. Paulus vom Himmel kämen, mich deſſen zu verſichern, ſo würde mein Glaube nicht ſtärker ſein, als er jetzt iſt. Es ward mir durch viele Zeichen und Wunder kund gegeben. Ich kann nicht länger zweifeln, noch zaudern. Ich hörte ſchon die Stimme des Geiſtes, die in der Nacht zu mir redete, und ich weiß, daß ich ein Apoſtel und zu dieſem Werk auserwählt bin."

Er ſprach mit ſo ruhiger Begeiſterung, daß Flemming nur zuhören konnte. Er fühlte Intereſſe für den ſeltſamen Menſchen. Es war etwas Ehrfurchtgebietendes in dem Geiſte, der ihn beherrſchte. Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort:

„Wenn Sie zu wiſſen wünſchen, wer ich bin, ſo kann ich es Ihnen mit wenig Worten ſagen. Ich glaube, Sie werden die Geſchichte nicht unintereſſant finden."

Hierauf berichtete er die im folgenden Kapitel verzeichneten Umſtände.

Siebentes Kapitel.

Die Geſchichte des Bruder Bernardus.

„Ich wurde in der Stadt Stein im Krainer Lande geboren. Meine fromme Mutter, Gertrude, ſang mir in meiner Kindheit Pſalmen und geiſtliche Lieder vor, und oft, wenn ich Nachts erwachte, ſah ich ſie noch geduldig am Ofen bei ihrer Arbeit ſitzen, und hörte ſie jene Himmelslieder ſingen, oder in der Finſterniß der Mitternacht beten, wenn ihre Arbeit beendet war. Sie betete für mich. So athmete ich von meiner früheſten Kindheit an den Athem frommer Beſtrebungen. Später ging ich als Student der Theologie nach Laibach und wurde nach dem gewöhnlichen Verlauf der Studentenzeit als Prieſter ordinirt. Ich widmete mich der Seelſorge, meine eigene Seele voll des Glaubens, daß bald alle Menſchen in eine Kirche vereinigt ſein würden. Doch war manchmal mein Herz bedrückt, wenn ich ſah, wie viele Nationen es gab, die nicht von Chriſto gehört hatten, und wie die, welche Chriſten hießen, ſich in zahlloſe Secten theilten, und wie unter dieſen viele blos dem Namen nach Chriſten ſind. Ich beſchloß, mich dem großen Werk der einen allgemeinen Kirche zu widmen und deshalb gänzlich dem Studium der Evangeliſten und der Kirchenväter obzuliegen. Ich zog mich in das Benedictinerkloſter St. Pauli im Lavantthale zurück. Der Beichtvater im Nonnenkloſter zu Laak beſtärkte mich in dieſem Entſchluß. Ich hatte lange mit dieſem Engel in Menſchengeſtalt verkehrt, und ſein Segen, den er mir beim Scheiden gab, drang tief in meine

Seele. Der gefürſtete Abt Berthold, geſegneten Andenkens, ſtand damals dem Benedictinerkloſter vor. Er nahm mich liebreich auf und geleitete mich zur Bibliothek, wo ich mit geheimem Entzücken die gewaltigen Folianten der chriſtlichen Kirchenväter anſtaunte, aus denen ich, wie aus einer Rüſtkammer, die Waffen des heiligen Krieges entnehmen ſollte. Unter dem Studium dieſer verfloß das Jahr meines Noviziats. Ich ward ein Franziscanermönch und nahm den Namen Bernardus an. Doch mein Lebenslauf blieb unverändert. Ich verließ ſelten das Kloſter, ſondern ſaß in meiner Zelle und lag über jenen Büchern heiliger Weisheit. Um dieſe Zeit ſchied der bejahrte Beichtvater in Laak aus dieſem Leben. Sein Tod ward mir in einem Traum verkündet. Mitternacht mußte vorüber ſein, als mir däuchte, ich käme in die hell erleuchtete Kirche. Die Leiche des ehrwürdigen Heiligen ward, von einer großen Menge begleitet, hereingebracht. Mir ſchien, ich müßte die Kanzel beſteigen und die Leichenrede halten, und als ich die Treppe hinauf ging, fielen mir die Worte meines Textes bei: „Geſegnet iſt vor dem Angeſicht des Herrn der Tod ſeiner Heiligen.“ Meine Rede endigte mit einem Ausruf des Triumphes, und ich erwachte mit dem „Amen!“ auf den Lippen. Wenige Tage darauf erfuhr ich, daß der Greis in jener Nacht geſtorben ſei. Nach dieſem Vorfall ward ich ruhelos und trübſinnig. Vergebens ſuchte ich die düſtern Gedanken zu verbannen. Ich vermochte nicht länger zu ſtudiren. Ich fand im Kloſter keine Befriedigung mehr. Ich dachte ſogar daran, es zu verlaſſen.

„Eines Abends war ich nach meiner Gewohnheit zeitig zu Bett gegangen und eingeſchlafen. Plötzlich ward ich durch einen hellen, wunderbaren Schein erweckt, der Alles um mich her erleuchtete und mich mit himmliſchem Entzücken erfüllte.

Bald darauf vernahm ich eine Stimme, welche deutlich folgende Worte in slavonischer Sprache rief: „Bleibe im Kloster!" Es war die Stimme meiner verstorbenen Mutter. Ich war völlig wach, sah jedoch nichts als das helle Licht, welches verschwand, als die letzten Worte gesprochen waren. Noch war helles Tageslicht in meinem Zimmer. Ich glaubte, ich hätte länger als gewöhnlich geschlafen. Ich sah nach meiner Uhr. Es war eben ein Uhr nach Mitternacht. Plötzlich verschwand die Helle, und es ward dunkel. Am Morgen stand ich auf wie neugeboren durch das wunderbare Licht und die Worte der Stimme meiner Mutter. Es war kein Traum. Ich wußte, es war der Wille Gottes, daß ich bliebe, und ich konnte mich nun wieder ruhigem Studium hingeben. Ich durchlas noch einmal die ganze Bibel im Originaltext und fuhr mit den Kirchenvätern in chronologischer Ordnung fort. Erst nach dem Erscheinen des Lichts, erwachte ich zu der nämlichen Stunde; und obschon ich keine Stimme hörte und kein Licht sah, ward ich doch mit himmlischem Trost erfüllt.

„Bald darauf trug sich ein wichtiger Vorfall im Kloster zu. In Abwesenheit des Dechanten der Abtei mußte ich die Erntedankpredigt halten. Im Lauf der Woche gab der Fürst-Abt Berthold seinen Geist auf, und meine Predigt wurde zugleich eine Dank- und Leichenpredigt. Vielleicht ist es der Beachtung nicht unwerth, daß ich somit berufen war, über den letzten regierenden geistlichen gefürsteten Abt in Deutschland die Leichenrede zu halten. Er war ein Mann Gottes und seiner Ehre würdig.

„Ein Jahr nach diesem Vorfall wurde ich zum Professor der biblischen Hermeneutik in Klagenfurt ernannt und verließ die Abtei für immer. In Klagenfurt blieb ich zehn Jahre; ich wohnte mit siebzehn andern Professoren in demselben Hause

und aß an demselben Tische. Ihr Gespräch bot natürlich neue Gegenstände des Studiums dar und machte mich mit Büchern bekannt, die ich nie zuvor gesehen hatte. Eines Tages hörte ich bei Tische, daß Maurus Cappellari, ein Mönch von Camaldoli, unter dem Namen Gregor's XVI. zum Papst gewählt worden sei. Man sprach von ihm als einem gelehrten Manne, der viele Bücher geschrieben. Damals glaubte ich fest an die Unfehlbarkeit des Papstes; und als ich diese Bücher erwähnen hörte, regte sich in mir ein unwiderstehliches Verlangen, sie zu lesen. Ich forschte nach ihnen, aber sie waren nirgends zu bekommen. Endlich erfuhr ich, daß sein wichtigstes Werk: Der Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche, ins Deutsche übersetzt und in Augsburg erschienen sei. Bald war das kostbare Buch in meinen Händen. Ich begann es mit der tiefsten Ehrfurcht zu lesen. Je weiter ich las, desto mehr wuchs mein Staunen. Der Gegenstand war für mich vom höchsten Interesse. Ich konnte das Buch nicht aus der Hand legen, bis ich es mit der gespanntesten Aufmerksamkeit durchgelesen hatte. Jetzt endlich wurden mir die Augen geöffnet. Ich sah einen Mönch vor mir, der in einem italienischen Kloster erzogen worden war, der allerdings viel gelesen hatte, doch nur das, was darauf berechnet war, ihn in den Vorurtheilen seiner Kindheit zu bestärken, und der jene Studien, auf welche ein Bischof sich zumeist stützen sollte, um die Erlösung des Menschen zu bewirken, gänzlich vernachlässigt hatte. Ich erkannte zugleich, daß dies das gewaltigste Werkzeug wäre, um die Christen von Christen trennenden Scheidewände niederzureißen. Ich sah, obwohl noch dunkel, den Weg, auf welchem die Vereinigung der Christen in die eine wahre Kirche vollbracht werden mußte. Ich wußte nicht, ob ich am meisten über meine eigne Blindheit staunen sollte, daß

ich bei all meinen frühern Studien nicht bemerkt hatte, was das Lesen dieses einzigen Buches mir offenbar machte, oder über die Blindheit des Papstes, der die Rechtfertigung solcher Thorheiten unternommen, ohne zu gewahren, daß er selbst in eben dem Augenblick von einem unseligen Irrthum befangen war. Seitdem ich aber die Wege des Herrn genauer kennen gelernt, staune ich nicht mehr darüber, sondern bete nur die göttliche Vorsehung an, die alle Völker so geheimnißvoll zur Vereinigung in die eine wahre Kirche vorbereitet. Ich glaubte nicht länger an die Unfehlbarkeit des Papstes; ja, ich glaubte sogar, er befände sich zum Nachtheil der Menschheit in einem unseligen Irrthum. Ueberdies fühlte ich, daß jetzt die Zeit gekommen sei, öffentlich aufzutreten, und fand in Amerika eine Pfarre und eine Schule, und ward der geistige Führer der Menschen und der Lehrer der Kinder.

„Damals und deswegen schrieb ich in lateinischer Sprache mein großes Werk über biblische Hermeneutik. In Deutschland kann es aber nicht herauskommen. Der östreichische Censor kann nicht Zeit finden, es zu lesen, wiewohl ich der Ansicht bin, wenn ich mühevolle Tage und schlaflose Nächte darauf verwendet habe, um es zu schreiben, sollte dieser Mann gleichfalls Zeit genug haben, es nicht nur zu lesen, sondern alle Gründe meiner Urtheile zu prüfen und mir Irrthümer zu bezeichnen, wenn er solche aufzufinden vermag. Nichtsdestoweniger ließ mir der Geist keine Ruhe, sondern trieb mich mächtig, mein großes Werk zu vollenden.

„Eines Morgens saß ich und schrieb unter besonderm Einflusse des Geistes über die Verwirrung der Sprachen, die Trennung der Völker und die Wichtigkeit des Studiums der vergleichenden Philologie in Bezug auf ihre Vereinigung in eine Kirche. Ich war mit meinen Gedanken so beschäftigt, daß

ich ſpät in meine Vorleſung kam, und nach derſelben kehrte ich auf mein Zimmer zurück, wo ich ſchrieb, bis es zwölf ſchlug. Bei Tiſche fragte einer der Profeſſoren, ob Jemand den Stern geſehen habe, über den ſo viel geſprochen werde. Der Profeſſor der Phyſik ſagte, der Student Johannes Schminke ſei in größter Eile zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, hinauszugehen und den wunderbaren Stern zu ſehen; da er aber in dieſer Beziehung ungläubig geweſen, habe er ſich nicht beeilt, und als ſie auf die Straße gekommen, ſei der Stern verſchwunden geweſen. Als ich von dem Stern hörte, ward meine Seele entzückt, und eine Stimme in mir ſchien zu mir zu ſprechen: „Die große Zeit iſt nahe; arbeite unverdroſſen an Deinem Werke.“ Ich ſuchte den Studenten auf und forſchte, gleich dem Herodes, fleißig, wann der Stern erſchienen ſei. Er theilte mir mit, gerade als die Uhr am Morgen acht ſchlug, ſei er aus ſeinem Hauſe getreten, um in das Collegium zu gehen, und habe auf dem Platze eine Menge Volks nach einem hellen Stern blicken ſehen. Es war die nämliche Stunde, da ich in meinem Zimmer allein über die Wichtigkeit der vergleichenden Philologie zur Vereinigung aller Völker ſchrieb. Ich fühlte, daß meine Stunde gekommen war. In ſeltſamer Erregung ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Die Abenddämmerung brach herein. Ich zündete meine Lampe an, zog die grünen Vorhänge vor den Fenſtern zu und ſetzte mich, um zu leſen. Kaum aber hatte ich das Buch in die Hand genommen, als der Geiſt anfing mich zu rühren und zu treiben, meinen letzten Entſchluß zu faſſen. Ich that ein geheimes Gelübde, nach Amerika zu reiſen. Mit einem Male wurden meine unruhigen Gedanken ſtill. Ein ungewohntes Entzücken erfüllte meine Bruſt. Ich ſaß und las, bis die Glocke zum Abendeſſen läutete. Bei Tiſche ſprach man von

einem rothen, glänzenden Meteor, welches eben in der Luft, südöstlich von Klagenfurt, gesehen worden und plötzlich mit einem dumpfen, hohlen Schall verschwunden war. Es war derselbe Augenblick, in welchem ich den Entschluß gefaßt hatte, mein Vaterland zu verlassen. Jeder große Zweck und Vorfall meines Lebens schien durch göttliche Boten angekündigt und begleitet zu werden; — die Stimmen der Verstorbenen; der helle Stern im lichten Sonnenschein, und das rothe Meteor in der Abenddämmerung.

„Jetzt begann ich ernstlich Anstalten zu meiner Abreise zu treffen. Das Zimmer, welches ich inne hatte, war einst die Bibliothek eines Franziscanerklosters gewesen. Blos eine starke Wand trennte es von der Kirche. In dieser Wand befand sich eine Nische mit schweren Flügelthüren, welche den Franziscanern als Behältniß für verbotene Bücher gedient hatte. Hier bewahrte auch ich meine Papiere und mein großes Werk über biblische Hermeneutik auf. Die innere Seite der Thüren war mit entsetzlichen Carricaturen Luther's, Melanchthon's, Calvin's und anderer großer Männer bedeckt. Ich blickte oft mit tiefster Betrübniß auf sie, wenn ich bedachte, daß diese großen Männer ebenfalls auf Erden gearbeitet und mit dem Satan in der Kirche gekämpft hatten. Aber sie wurden verfolgt, angeklagt und zum Tode verurtheilt. So wird es auch mir vielleicht ergehen. Ich dachte oft daran und rüstete mich gegen die Todesfurcht. Ich lebte in steter Besorgniß, die Polizei würde in meiner Abwesenheit mein Zimmer durchsuchen und bei Prüfung meiner Papiere meine Lehren und Pläne entdecken. Aber der Geist sprach zu mir: „Sei guten Muths; ich will die Augen deiner Widersacher so blenden, daß sie nicht einmal an deine Schriften denken sollen."

„Endlich, nach vielen Schwierigkeiten und Versuchungen

des Teufels, bin ich auf dem Wege nach Amerika. Gestern nahm ich von meinem theuersten Freunde, Gregor Kuscher in Hallstadt, Abschied. Er schien von dem Geist Gottes erfüllt und hat mich in meinem Vorhaben wunderbar bestärkt. Alle himmlischen Heerschaaren blickten hernieder und waren erfreut. Der Greis küßte mich beim Abschied, und ich stieg den Berg hinan, als ob mich Engel auf ihren Armen trügen. An dem Gipfel lag eine unlängst herabgestürzte Lawine, über welche noch kein Fuß geschritten war. Dies war meine letzte Versuchung. „Ha!" rief ich laut, „Satan hat mir eine Schlinge gelegt; aber ich will ihn mit göttlichen Waffen besiegen." Mit stärkerem Glauben sprang ich über den trügerischen Schnee, als St. Petrus über die Gewässer des Sees von Galiläa ging, und gelangte in das Thal hinab, während die Berggipfel noch in der untergehenden Sonne erglänzten. Gott lächelt auf mich hernieder. Ich wandere weiter voll hoffnungsvollen Muthes. Nächste Weihnachten werde ich den Papst excommuniciren."

Mit diesen Worten verabschiedete er sich langsam und feierlich, wie Einer, der sich der großen Begebenheiten, welche seiner warten, bewußt ist, und trat mit dem andern Priester in die Kirche. Flemming konnte nicht lächeln, wie Berkley, denn in dem einsamen, seltsamen Schwärmer, der sie so eben verlassen, sah er nur ein neues trauriges Opfer der Einsamkeit und übermäßiger geistiger Anstrengung; er fühlte, wie kläglich es sei, so unbewußt Almosenempfänger der Sympathien Anderer zu werden, eine Art blinder Bettler um die milde Gabe eines frommen Wunsches oder Gebetes.

Die Sonne sank jetzt hinab. Schweigend verschwand sie hinter St. Gilgen unter den kühlen Abendschatten. Die Dorfuhr schlug neun, als sie ans Land stiegen; und da Berkley

am andern Morgen frühzeitig abreiſen wollte, gingen ſie bald zu Bett. Als er Flemming gute Nacht wünſchte, ſagte er:

„Ich werde Sie morgen früh nicht ſehen; leben Sie alſo wohl, und Gott ſchütze Sie. Gedenken Sie meiner Abſchiedsworte. Achten Sie nicht auf Kleinigkeiten. In dieſer Welt muß man Ambos oder Hammer ſein. Sorge macht graue Haare.“

„Ich habe dies ſo oft ſagen hören,“ erwiderte Flemming lachend, „daß ich anfange es zu glauben. Ich möchte aber wiſſen, ob die Sorge, nachdem ſie die That vollbracht, ſich die linke Augenbraue abſchor, wie die alten Egypter zu thun pflegten!“

„Aha! Sie kehren jetzt die Spinnengewebe vom Himmel! Gute Nacht! Gute Nacht!“

Ein trauriger Vorfall fand in jener Nacht in der Nachbarſchaft ſtatt. Das Kind der Witwe ſtarb plötzlich. „Weh mir!“ — ſo klagt die kinderloſe Mutter in einem der Todtenlieder Grönlands; — „weh mir! daß ich auf deinen Platz blicken und ihn leer finden ſollte! Vergebens trocknet dir deine Mutter die ſeedurchnäßten Kleider!“ Nicht mit dieſen Worten, aber mit ähnlichen Gedanken jammerte die arme Mutter über den Tod ihres Kindes, zumeiſt an den leeren Platz und die tägliche Sorge und Unruhe mütterlicher Liebe denkend. Flemming ſah ein Licht in ihrer Kammer und ſich hin und her bewegende Schatten, als er am Fenſter ſtand und zum geſtirnten, ſchweigenden Himmel ſtarrte. Aber er achtete wenig der häuslichen Trauerſcene, welche ſoeben hinter jenen dünnen Vorhängen ſtattfand!

Achtes Kapitel.

Fußklopfen der Engel.

Es war ein Sonntagmorgen, und alle Glocken läuteten. Die feierlichen, fröhlichen Klänge kamen von den benachbarten Dörfern und wogten sanft, schwach und leise durch die frommige Luft, — und vereinten sich alle zu einem einzigen harmonischen Klange, gleich dem einer fernen Orgel im Himmel. Bald schwiegen sie, und die Wälder, Wolken und das ganze Dorf und die Luft selbst schienen zu beten, — so herrschte allenthalben Schweigen.

Zwei ehrwürdige Greise — sie waren in der Gegend Hohepriester und Patriarchen — bestiegen die Kanzeltreppen, wie Moses und Aaron den Berg Horeb, im Angesicht der ganzen Versammlung, — denn die Kanzeltreppen standen im Freien und waren sehr hoch.

Nie wird Paul Flemming die Predigt vergessen, welche er an jenem Tage hörte, — und wenn er so alt werden sollte, wie der, der sie hielt. Der Text war: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Er sollte die fromme arme Witwe trösten, welche, ganz schwarz gekleidet und brechenden Herzens gerade unter ihm am Fuße der Kanzeltreppe saß. Er sagte nichts von den Schrecken des Todes, noch von dem Dunkel des engen Hauses, sondern sprach darüber, wie über Dinge hinwegblickend, denen vernehmlich die Einbildung Werth beilegt, zu seinen Zuhörern von der Unschuld der Kindheit auf Erden und von der Heiligkeit der Kindheit im Himmel, und wie der erhabene Herr Jesus einstmals ein Kind gewesen, und die

Seelen der Kinder jetzt im Himmel mit ihm wandelten und in den Gefilden des Paradieses Blumen pflückten. Guter Greis! Um der Menschheit willen danke ich dir für diese wohlthuenden Worte! Und mehr noch als ich dankte dir die gebeugte Mutter, und von Stund an weinte sie zwar insgeheim um ihr Kind, doch

Sie wußt', es war bei Jesus,
Und sie rief nach ihm nicht mehr.

Nach der Predigt ging Paul Flemming allein auf den Kirchhof. Niemand war dort, als ein kleiner Knabe, welcher in einem halb mit Wasser gefüllten Grabe angelte. Doch wenige Minuten später kam durch das gewölbte Thor unter dem Thurm ein Leichenzug. An der Spitze schritt ein Priester in weißem Chorhemd singend einher. Landleute, alt und jung, folgten ihm mit brennenden Kerzen. Ein junges Mädchen trug ein in sein kleines Sterbehemd gehülltes Kind in den Armen. Das Grab war nicht unter der Mauer an der Kirchthür. Ein Gefäß mit Weihwasser stand daneben. Der Todtengräber nahm das Kind aus den Armen des Mädchens und legte es in einen Sarg, und als er ihn in das Grab senkte, hielt das Mädchen ein mit Rosen umwundenes Kreuz darüber, und Priester und Landleute sangen ein Gradlied. Nach Beendigung desselben besprengte der Priester das Grab und die Menge mit Weihwasser; hierauf gingen sie alle in die Kirche, und Jeder blieb, als er am Grab vorbeiging, stehen, warf eine Handvoll Erde hinein und besprengte es mit Kies.

Wenige Minuten darauf hörte man den Priester in der Kirche Messe lesen, und Flemming sah, wie der alte zahnleere Todtengräber mit den mit Nägeln beschlagenen Schuhen die frische Erde in das Grab des Kindes trat. Er näherte sich ihm und fragte, wie alt der Verstorbene gewesen. Der Todten-

gräber lehnte ſich einen Augenblick auf ſeinen Spaten und erwiderte achſelzuckend:

„Nur eine oder zwei Stunden. Es wurde in der Nacht geboren und ſtarb dieſen Morgen in der Frühe.“

„Ein kurzes Leben,“ ſagte Flemming. „Es ſcheint, als ſei das Kind nur geboren worden, um begraben zu werden und ſeinen Namen auf einem hölzernen Kreuz bezeichnen zu laſſen.“

Der Todtengräber fuhr in ſeiner Arbeit fort und erwiderte nichts. Flemming verweilte noch unter den Gräbern und ſah verwundert die ſonderbaren Sinnbilder, durch welche der Menſch den Tod ſchrecklich und das Grab grauenerregend gemacht hat.

Im Tempel der Juno zu Elis waren der Schlaf und ſein Zwillingsbruder der Tod als in den Armen der Nacht ruhende Kinder dargeſtellt. Auf verſchiedenen Grabdenkmälern der Alten wird der Todesengel als ein ſchöner Jüngling abgebildet, der in der Stellung der Ruhe, mit gefalteten Flügeln und gekreuzten Füßen, an einer umgekehrten Fackel lehnt. Unter ſolchen friedlichen und reizenden Formen ſtellt die Phantaſie alter Dichter und Bildhauer den Tod dar. Und dies waren Menſchen, in deren Seelen die Naturreligion dem Sternenlicht gleich war, herrlich, aber matt und kalt! Seltſam, daß in ſpäterer Zeit dieſer Engel Gottes, welcher uns mit ſanfter Hand in „das Land der großen Todten, in das ſtumme Land“ führt, in ein Ungeheuer und Schreckbild verwandelt werden ſollte! Von der Art iſt der geſpenſtiſche Reiter auf dem weißen Pferde, — das geiſterhafte Skelett mit Senſe und Stundenglas; — der Schnitter, deß Name Tod.

Einer der beliebteſten Gegenſtände der Poeſie und Malerei war im Mittelalter und ſogar bis in die neue Zeit herab der

Todtentanz. Er iſt faſt in allen Sprachen beſchrieben, — die Erſcheinung des ſcheußlichen Geſpenſtes, das plötzlich allem Treiben Einhalt thut und die Menſchen in „merkwürd'ge Abgeſchiedenheit" des Grabes führt. Er iſt in einem alten ſpaniſchen Gedicht beſchrieben und auf einer hölzernen Brücke in der Schweiz abgebildet. Die Abbildungen von Holbein ſind wohlbekannt. Am meiſten iſt unter ihnen jene hervorzuheben, wo der Tod aus einer Gruppe um den Herd einer Hütte ſitzender Kinder eines bei der Hand erfaßt hat und es hinausführt. Ruhig und widerſtandlos geht das Kind, und ſeine Züge verrathen nicht Bekümmerniß, ſondern nur Staunen; die andern Kinder dagegen weinen und ſtrecken die Hände vergebens nach dem ſcheidenden Bruder aus. Es iſt eine ſchöne Zeichnung, das Skelett ausgenommen. Ein Engel mit gefalteten Schwingen und umgekehrter Fackel wäre beſſer geweſen.

Jetzt kam die Sonne hoch und ſchien heiß. Eine kleine Kapelle, deren Thür offen ſtand, ſchien Flemming einzuladen, daß er eintrete und die angenehme Kühle genieße. Er ging hinein. Niemand war da. Die Mauern waren mit Gemälden und Bildhauerarbeit der rohſten Art und mit einigen wenigen Begräbnißſtätten bedeckt. Da war nichts, was das Herz zur Andacht ſtimmen konnte; aber zu jener Stunde war Flemming's Herz weich — weich wie das Herz eines Kindes. Er beugte ſeine widerſpenſtigen Kniee und weinte. Und wie viele getäuſchte Hoffnungen, wie viele bittere Erinnerungen, wie viel verletzter Stolz und unerwiderte Liebe ſprachen ſich in jenen Thränen aus, durch welche er auf einer Marmortafel auf der gegenüber befindlichen Mauer der Kapelle folgende ſeltſame Inſchrift las:

„Schaue nicht traurig in die Vergangenheit. Sie kehrt nicht wieder. Benütze weiſe die Gegenwart. Sie iſt dein.

Gehe der dunkeln Zukunft entgegen ohne Furcht und mit männlichem Muthe."

Ihm dünchte, der unbekannte Bewohner jenes Grabes hätte seine Lippen von Staub geöffnet und die Troſtesworte zu ihm gesprochen, deren seine Seele bedurfte, und die noch kein Freund zu ihm geredet. Augenblicklich war die Qual seiner Empfindungen gestillt. Der Stein war von der Thür seines Herzens gewälzt; der Tod war nicht mehr da, sondern ein Engel in weißem Gewand. Er stand auf, und seine Augen waren nicht mehr von Thränen getrübt, nur in den heitern Morgenhimmel blickend, sagte er:

„Ich will stark sein!"

Die Menschen steigen bisweilen in die Grüfte hinab, mit dem schmerzlichen Verlangen, noch einmal die Züge ihrer dahingeschiedenen Freunde zu betrachten; und wie sie auf sie blicken, die so friedlich mit dem Aussehen, das sie im Leben hatten, daliegen, weht der süße Himmelshauch sie an, und die Züge fallen zusammen und sind nur Staub. So stieg damals seine Seele zum letzten Male in das große Grab der Vergangenheit, mit dem schmerzlichen Verlangen, noch einmal die theuren Züge derer zu schauen, die er geliebt; und der süße Himmelshauch wehte sie an, und sie blickten nicht, sondern zerfielen und gingen unter, wie er hinblickte. Auch sie waren Staub. Und so hörte er, aus der Ferne tönend, das große Thor der Vergangenheit hinter sich schließen, wie der göttliche Dichter das Thor des Paradieses schloß, als der Engel ihm den Weg auf den Heiligen Berg zeigte; und auch er durfte nicht zurückblicken.

In eines jeden Menschen Leben giebt es plötzliche Uebergänge des Gefühls, die fast wunderbar scheinen. Als hätte ein Zauberer Himmel und Erde berührt, so zerfließen die

dunklen Wolken in die Luft, der Wind legt sich und heitre Stille folgt auf den Sturm. Die Ursachen, welche diese plötzlichen Wechsel veranlassen, mögen lange in uns thätig gewesen sein, aber der Wechsel selbst erfolgt augenblicklich und scheinbar ohne genügende Ursache. Dies war auch bei Flemming der Fall, und von Stund' an beschloß er, nicht länger mit jedem wechselnden Wind der Verhältnisse sich zu wenden, — nicht länger ein Kinderspielzeug in der Hand des Schicksals zu sein, das wir selbst bereiten oder verderben. Er beschloß, fortan sich nicht auf Andere zu stützen, sondern mit Selbstvertrauen und Selbstbeherrschung zu gehen, — nicht länger seine Jahre in nutzlosem Grame zu verschwenden, noch die Erfüllung unbegrenzter Hoffnungen und thörichter Wünsche zu erwarten, sondern in der Gegenwart weise, sowie der Vergangenheit vergessend und unbesorgt um das zu leben, was die geheimnißvolle Zukunft bringen möchte. Von jenem Augenblick an war er ruhig und stark; er war mit sich selbst versöhnt. Seine Gedanken wandten sich zur fernen Heimath jenseit der See. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl erwachte in ihm.

„Dorthin will ich meine wandernden Schritte lenken," sagte er, „will ein Mensch unter Menschen, und nicht mehr ein Träumer unter Schatten sein. Fortan sei mein Leben ein Leben der Thätigkeit und Wirklichkeit! Ich will in meiner Sphäre wirken, und nicht wünschen, daß es anders sei. Das allein ist Gesundheit und Glück. Das allein ist Leben —

> Ein Leben, muthsuchlodert,
> Das selbst den Tod ausfodert,
> Und wenn er kommt, Willkommen! ruft.

Warum habe ich nicht früher diese weisen Betrachtungen angestellt, diesen weisen Entschluß gefaßt? Kann ein so einfaches Ergebniß blos die Folge eines langen, verwickelten Er-

fahrungsprocesses sein? Ach! erst wenn die Zeit mit sorgloser Hand die Blätter aus dem Buch des menschlichen Lebens halb herausgerissen hat, das Feuer der Leidenschaft von Tag zu Tag damit anzufachen, beginnt der Mensch zu sehen, daß der übriggebliebenen Blätter wenige sind, und erst dunkel, dann deutlicher sich zu erinnern, daß auf den frühern Seiten jenes Buchs eine Geschichte glücklicher Unschuld geschrieben stand, welche er gern noch einmal durchlesen möchte. Dann kommt verdrossene Unentschlossenheit und die unvermeidliche Unthätigkeit der Verzweiflung; oder aber der feste Entschluß, auf den noch übrigen Blättern eine bessere Geschichte aufzuzeichnen, als die Geschichte des Kindes, mit welcher das Buch begann.

Neuntes Kapitel.

Der letzte Schmerz.

„Lebe wohl, St. Gilgen!“ sprach Flemming, als er sich auf dem Gipfel des Berges umwandte, um den letzten Blick auf den See und den Weiler unten zu werfen, und fühlte, daß dies einer der wenigen Orte auf der weiten Erde sei, welchem er mit Bedauern Lebewohl sagen konnte. „Deine majestätischen Berge haben sich meiner Seele eingeprägt, wie ein Siegel dem Wachs. Die ruhige Schönheit deines Sees soll mir für immer ein Bild des Friedens und der Reinheit und Ruhe sein, und jene Inschrift auf dem kleinen Kirchhof ein Spruch der Weisheit für mein künftiges Leben.“

Ehe die nämliche Sonne unterging, welche damals die lichtliche Gegend beschien, hatte er ein gutes Stück Weges nach

München zurückgelegt. Er hatte die Berge Tirols hinter sich und schaute zum letzten Mal auf sie im Abenddämmer, — die untere Fläche grün von Waldesbäumen, hier und da eine scharfe Felsspitze und ein runder mit Schnee bedeckter Gipfel. Da lagen ihre Rücken, wie die Rücken von Kameelen; eine gewaltige Caravane, am Abend auf ihrem Zuge durch die Wüste rastend.

Von München kam er auf seiner Reise nach Stuttgart durch Augsburg und Ulm. Am Eingange von Städten und Dörfern sah er große Crucifixe und an der Vorderseite vieler Häuser rohe Gemälde und Heiligenbilder. In Würzburg gingen drei Priester in schwarzem Gewand langsam die Straße hinab, und Frauen knieten nieder, den Segen zu empfangen. Auch viele Bettler waren in den Straßen; und ein alter Mann, welcher auf einem Feld an der Straße Heu machte, warf, als er den Wagen sich nähern sah, seinen Rechen weg und stürzte über den Graben, indem er die schrecklichsten Klagen ausstieß und den Hut mit beiden Händen hielt. Am folgenden Tage sagten ihm die hellgelben Jacken der Postillone, und die zwei großen, wie Blumenkohl auf ihren Rücken herabhängenden Quasten ihrer Posthörner, daß er in Würtemberg war; und spät am Abend hielt er an einem Gasthof in Stuttgart an und sah aus dem Fenster seines Zimmers, im hellen Mondlichte gerade gegenüber die alte gothische Hauptkirche mit ihren schmalen, lanzettenförmigen Fenstern und verragenden Strebepfeilern. Bald hatte er im Schlafe all seine Sorgen und Kümmernisse und mit ihnen seine Hoffnungen und Wünsche und guten Entschlüsse vergessen.

Am nächsten Morgen saß er noch in seinem Zimmer beim Frühstück, als die große Glocke der gegenüber liegenden Hauptkirche zu läuten begann und ihn daran erinnerte, daß es Sonn-

tag war. Bald darauf antwortete von innen die Orgel, und ein Choral ertönte von ihren goldenen Lippen. Die Gemeinde fing an sich zu versammeln, und Flemming ging mit ihr zum Hause des Herrn. Im Schiff der Kirche fand er die Kirchstühle alle besetzt oder verschlossen; es schien, als gehörten sie Familien. Er ging auf die Emporkirche und sah in das Gesangbuch eines Bauern, während die Gemeinde das herrliche alte Lied Martin Luther's sang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen."

Während des Gesanges schritt ein dicker schwarz gekleideter Geistlicher, mit einem lose übergeworfenen Meßgewand, durch einen der Gänge von der Seite der Orgel her und bestieg die Kanzel. Nach dem Liede las er einen Abschnitt aus der heiligen Schrift und sprach dann.

„Laßt uns gemeinsam still beten."

Er wendete sich um und kniete auf der Kanzel nieder, während die Versammlung stehen blieb. Eine Zeit lang herrschte in der Kirche ein lautloses Schweigen, welches auf Flemming einen feierlichern Eindruck machte, als irgend ein hörbares Gebet. Der Geistliche stand sodann auf und begann seine Predigt. Sein Thema war die Reformation, und er suchte zu beweisen, um wie viel leichter es sei, durch die Pforten der evangelisch-reformirten holländischen Kirche in das Himmelreich zu kommen, als durch die Gänge und Bußtreppen St. Petri. Hierauf gab er eine Geschichte der Reformation, und als Flemming glaubte, er wäre bald zu Ende, hörte er ihn sagen, er wollte seine Predigt in vier Theile abtheilen. Dies erinnerte ihn an den dreisten alten Puritaner Cotton Mather, der, nachdem er eine Stunde gepredigt, kaltblütig die Sanduhr auf der Kanzel umdrehte und sagte: „Jetzt,

meine geliebten Zuhörer, laßt uns eine neue Stunde anfangen.“ Er ſtahl ſich in die ſchweigende, öde Straße hinaus und beſuchte den Bildhauerveteran Danneker. Er fand ihn allein ſitzend mit ſeinem Geſangbuch und der Erinnerung an ein achtzigjähriges Leben. Als Flemming eintrat, ſtand er vom Sopha auf und wankte ihm entgegen; ein ehrwürdiger Greis, von kleiner Statur und mit einer loſen weißen Jacke bekleidet, mit einem Geſicht, das dem Franklin's ähnlich war, über die Schultern fallendem weißem Haar und hellblauen Augen.

„Sie ſind alſo aus Amerika,“ ſagte er. „Aber Sie führen einen deutſchen Namen. Paul Flemming war einer unſerer alten Dichter. Ich bin nie in Amerika geweſen und werde nie hinkommen. Ich bin nun zu alt. Ich bin in Paris und in Rom geweſen. Aber dies war vor langer Zeit. Ich bin jetzt achtundſiebenzig Jahr alt.“

Hier nahm er Flemming bei der Hand und nöthigte ihn, ſich neben ihn aufs Sopha zu ſetzen. Flemming fühlte ſich von einer geheimen Ehrfurcht ergriffen, als er die Hand des guten Greiſes berührte, welcher ſo ernſt mitten unter dem dichten Schatten der Jahre ſaß, und der Abendglocke des Lebens lauſchte, welche mit achtundſiebzig feierlichen Schlägen ſagte, die Stunde ſei gekommen, wo die Gluth aller irdiſchen Leidenſchaften verliſchen und der Menſch ſich anſchicken müſſe, ſich niederzulegen und bis zum Morgen zu ruhen.

„Sie ſehen,“ fuhr er mit traurigem Tone fort, „meine Hände ſind kalt, kälter als die Ihrigen. Sie waren einmal wärmer. Ich bin jetzt ein alter Mann.“

„Dennoch ſind dies die Hände,“ erwiederte Flemming, „welche die herrliche Ariadne und den Panther meißelten. Die Seele altert nie.“

„Auch die Natur nicht," ſagte der Greis, über die Erwähnung ſeines großen Werkes erfreut und auf die grünen Bäume vor ſeinem Fenſter zeigend. „Dieſe Freude habe ich mir gewahrt. Mein Geſicht iſt noch gut. Ich kann ſogar Gegenſtände auf der Seite jenes Berges unterſcheiden. Auch mein Gehör iſt ungeſchwächt. Für das alles danke ich Gott."

Dann Flemming's Aufmerkſamkeit auf einen ſchönen Kupferſtich lenkend, welcher an der Wand des Zimmers hing, fuhr er fort:

„Das iſt ein Kupferſtich von Canova's Religion. Ich ſitze gern hier und ſehe ihn ſtundenlang an. Er iſt vortrefflich. Canova machte die Statue für ſeine Vaterſtadt, wo ſie keine Kirche hatten, bis er ihnen eine erbaute. Er ſtellte die Statue hinein. Dieſen Kupferſtich ſchickte er mir als Geſchenk. Ach, es war ein lieber, guter Mann. Den Namen ſeiner Vaterſtadt habe ich vergeſſen. Mein Gedächtniß verläßt mich. Ich kann mich nicht auf Namen beſinnen."

Flemming fürchtete, er habe den Greis in ſeiner Morgenandacht geſtört, er hielt ſich deshalb nicht lange auf, ſondern verabſchiedete ſich mit Bedauern. Die Scene, deren Zeuge er geweſen, hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht; — dieſes ſchöne Alter des Künſtlers im hellen Sommermorgen am offenen Fenſter ſitzend, — die Arbeit des Lebens vollendet, der Horizont erreicht, wo Himmel und Erde ſich berühren, — meinend, es ſei Engelsmuſik, als er die Glocken läuten hörte, ſich ſelbſt zu alt glaubend, um zu gehn. Als er in ſein Zimmer zurückkehrte, dachte er bei ſich, ob er nicht ebenfalls etwas vollführen könne, was ihn überleben würde, — ob er nicht etwas ſchaffen könne, was dieſes flüchtige Menſchenleben überdauere, und dann gleich dem Künſtler in heiterem Alter ſich niederſetzen und ſchweigend die Hände falten. Er wünſchte

zu wiſſen, wie einem Menſchen wäre, wenn er ſo alt würde, daß er nicht mehr zur Kirche gehen könnte, ſondern zu Haus ſitzen und die Bibel in großem Druck leſen müßte. Sein Herz war von einer unbeſtimmten Sehnſucht mit Reue vermiſcht erfüllt; Sehnſucht, etwas des Lebens Würdiges zu vollenden; Reue, daß er bis jetzt nichts vollendet, ſondern nur gefühlt und geträumt hatte. So erzeugen die warmen Tage des Frühlings Paſſionsblumen und Vergißmeinnicht. Erſt nach der Mitte des Sommers, wenn die Tage kürzer und heißer werden, beginnt ſich die Frucht zu zeigen. Dann bringt die Hitze des Tages die Ernte, und nach der Ernte fallen die Blätter und es folgt grauer Froſt. Mit den Gedanken an ſolche Dinge beſchäftigt, erreichte Paul Flemming ſeinen Gaſthof. In dieſem Augenblick kam ein grüngekleideter Menſch die Kirchentreppe herab und ging über die Straße. Es war der deutſche Mechaniker von Interlaken. Flemming fuhr zurück, als wäre eine grüne Schlange plötzlich über ſeinen Weg gelaufen. Er flüchtete in ſein Zimmer.

Als er an jenem Abend, nachdem er die Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe für den folgenden Morgen getroffen, allein in ſeinem Zimmer ſaß, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch den Ton einer weiblichen Stimme im nächſten Gemache erregt. Eine dünne Wand mit einer Thür trennte es von dem ſeinigen. Er hatte noch nicht bemerkt, daß das Zimmer bewohnt war. Aber in der Stille der Nacht trafen die Töne jener Stimme ſein Ohr. Er lauſchte. Es war eine Dame, welche die Gebete der engliſchen Kirche las. Die Töne waren ihm bekannt und weckten mit einem Mal tauſend ſchmerzlich-ſüße Erinnerungen. Es war die Stimme Mary Aſhburton's! Sein Herz konnte ſich nicht täuſchen und alle ſeine Wunden begannen von neuem zu bluten, wie die eines Erwachten,

wenn der Mörder naht. Sein erſtes Gefühl war nur das der Liebe, unbegrenzt, unbezwinglich, wahnwitzig wie ehedem in dem grünen Thal von Interlaken. Er wartete, daß die Stimme ſchwiege, um zu ihr zu gehen und ihr Geſicht noch einmal zu ſchauen. Dann erwachte ſein Stolz und verwies ihm dieſe Schwäche. Er dachte ſeines feſten Entſchluſſes und erröthete, ſich ſo ſchwach zu finden, und die Stimme ſchwieg und doch ging er nicht, ſo ſehr hatte der Stolz die Oberhand über die Liebe gewonnen. Er legte ſich auf ſein Bett wie ein Kind, das er war. Alles um ihn her war Schweigen, und das Schweigen war heilig, denn ſie war nahe, ſo nahe, daß er faſt das Klopfen ihres Herzens hören konnte. Jetzt wußte er zum erſten Male, wie ſchwach er war und wie ſtark ſeine Neigung zu dem Mädchen. Sein Herz glich dem Altar der alten Iſraeliten und obwohl mit Thränen getränkt wie mit Regen, ward es ſogleich durch das heilige Feuer vom Himmel beruhigt!

Gegen Morgen ſchlief er von der gewaltigen Aufregung erſchöpft ein, und zu jener Stunde, in welcher der Schlaf der Seele nahe iſt, Viſionen für poetiſch gelten, träumte er, — o geſegnete Viſion des Morgens, bleib, du warſt ſo ſchön! Er ſtand wieder auf der grünen ſonnigen Wieſe unter dem verfallenen Thurme. Und ſie war an ſeiner Seite, mit ihren bleichen, ſprechenden Zügen und heiligen Augen, und er küßte ihre ſchöne Stirn und ſie wendete ihr Geſicht zu ihm vor Liebe ſtrahlend und ſprach: „Ich bekenne es jetzt, du biſt der Zauberer“ und umſchloß ihn in ſanfter Umarmung, daß er das Schwellen ihres Herzens mehr fühlen als ſehen konnte. Und dann ſchwand ſie aus ſeinen Armen und ihr Geſicht ward verwandelt und ihre Stimme glich der eines Engels im Himmel und er erwachte und war allein!

Es war heller Tag und er hörte den Postillon und das Stampfen der Rosseshufe auf dem Pflaster vor der Thür. In dem nämlichen Augenblick kam sein Diener mit Kaffee und sagte, es sei Alles bereit. Er wagte es nicht, zu bleiben. Als er sich aber in den Wagen setzte, warf er einen Blick nach dem Fenster der dunklen Dame, und einen Augenblick darauf hatte er sie für immer verlassen. Er hatte den letzten Tropfen des bittern Kelches getrunken und setzte jetzt den goldenen Becher sanft nieder, denn er wußte, daß er ihn nicht mehr sehen würde!

„Nicht mehr!“ O wie majestätisch traurig klingen diese Worte, sie ertönen wie das Rauschen des Windes durch einen Fichtenwald!

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

	Seite
Erstes Kapitel. Der Held	7
Zweites Kapitel. Das Christusbild zu Andernach	10
Drittes Kapitel. Homunculus	19
Viertes Kapitel. Der Wirthin Töchterlein	23
Fünftes Kapitel. Jean Paul, der Einzig-Eine	27
Sechstes Kapitel. Heidelberg und der Baron	36
Siebentes Kapitel. Gelehrtenleben	42
Achtes Kapitel. Literarischer Ruhm	53

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. Frühling	67
Zweites Kapitel. Ein Gespräch	70
Drittes Kapitel. Eulenthürme	74
Viertes Kapitel. Ein Bierscandal	81
Fünftes Kapitel. Der weißen Dame Pantoffeln und die Passionsblume	86
Sechstes Kapitel. Blicke ins Wolkenland	90
Siebentes Kapitel. Mühl- und andere Räder	104
Achtes Kapitel. Goethe	113
Neuntes Kapitel. Das Tageslicht der Zwerge und der fallende Stern	119
Zehntes Kapitel. Die Trennung	129

Drittes Buch.

Seite

Erſtes Kapitel. Sommerzeit 133
Zweites Kapitel. Fußreiſe 142
Drittes Kapitel. Interlaken 148
Viertes Kapitel. Der Abend- und der Morgenſtern . . . 156
Fünftes Kapitel. Ein Regentag 161
Sechſtes Kapitel. Nach Tiſche, und nach der Manier der beſten Kritiker 171
Siebentes Kapitel. Hüte Dich! 181
Achtes Kapitel. Die Quelle der Vergeſſenheit 186
Neuntes Kapitel. Ein Geſpräch auf der Treppe 195

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel. Ein Miſerere 205
Zweites Kapitel. Abendglocken 209
Drittes Kapitel. Schatten an der Wand 219
Viertes Kapitel. Muſikaliſche Leiden des Kapellmeiſter Kreisler 229
Fünftes Kapitel. St. Gilgen 236
Sechſtes Kapitel. St. Wolfgang 243
Siebentes Kapitel. Die Geſchichte vom Bruder Bernardus . 253
Achtes Kapitel. Fußſtapfen der Engel 262
Neuntes Kapitel. Der letzte Schmerz 268